17410
1143
T.
7560
174

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, für jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag der Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an welchen geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zahlen, anderfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfallen.

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, so sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abonnenten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Kündigung auszusprechen und das etwa restirende Lesegeld zu berichtigen ist.

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch nicht öfter als **einmal** wochentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bücher verabfolgt als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dringend, die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreichen ꝛc. zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und bei schlechtem Wetter dafür zu sorgen, daß sie nicht naß werden.

Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben die Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beanspruche für beschädigte oder abgenutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gänzlich geschlossen.

Elsa Müller
Buchhandlung
Hallerplatz 15
HAMBURG 13

Aktuar-Leihbibliothek

A. Ottsch (vormals A. B. Laeisz.)

Rathhausmarkt 30.

Gr. Borgstr. 100.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

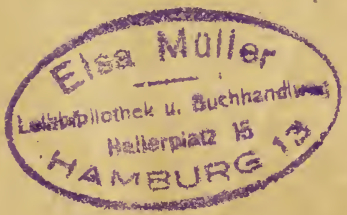
https://archive.org/details/diemechulleleut11avel

Ave-Lallemant,

Die Mechulle-Leut'.

Erster Theil.

Ein Polizei-Roman.



Die

Aechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Von

Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant,
Doctor beider Rechte.

Zweite Auflage.

Erster Theil.

Elsa Möller
HAMBURG 13

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1870.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

RBR
Jantz
#1143
T. 1

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

Die Aufnahme, welche der erste Versuch eines an die Schelmenromane der beiden vorigen Jahrhunderte sich anschließenden Polizeiromanes gefunden hat, ermuthigt den Verfasser, bei dieser zweiten Auflage mit seinem Namen hervorzutreten, dessen Zurückhaltung ihm ohnehin die Misbilligung einer wohlwollenden Kritik zugezogen hat. Das Verständniß seiner auf eine gründliche Reform der deutschen Polizei abzielenden Wünsche und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Reform hat sich in den Kritiken zur lebhaften Freude des Verfassers hinlänglich ausgesprochen. So darf er sich der Hoffnung hingeben, daß auch

dieser Polizeiroman, sowie der demnächst erscheinende Roman: „Der Erb- und Gerichtsherr", zur Erreichung desselben Zieles beitragen werde, welches er in seinen ernsten gelehrten Schriften zu erstreben suchte.

Lübeck, im November 1869.

Dr. B. Avé-Lallemant.

Meinem hochverehrten Freunde

L. E.

zu

Lamed.

Du hast in unsern deutschen social-politischen Verhältnissen einen so klaren und unbefangenen Blick und über unsere rechtlichen und polizeilichen Zustände ein so gesundes und sicheres Urtheil, daß ich kaum irgendeinem mit größerer Hoffnung auf vollkommenes Verständniß diesen ersten Versuch eines Polizeiromans überreichen könnte als gerade Dir.

Bei diesem ersten Versuch darf ich jedoch die volle Originalität für mich nicht in Anspruch nehmen; denn der Polizeiroman ist schon eine Erscheinung des siebzehnten Jahrhunderts. Die ganze

Reihe der sogenannten „Schelmenromane", vor allen der meisterhafte „Simplicius Simplicissimus" des Christoph von Grimmelshausen und die „Gesichte" des wackern Philander von Sittewald, sind recht eigentliche Polizeiromane, zu denen das sittenlose und gaunerische Treiben des Dreißigjährigen Krieges ausgiebigen Stoff lieferte.

Mit der „Historia von Isaak Winckelfelder und Jobst von der Schneidt" des trefflichen Niklaus Ulenhart (1724) fand diese ganze reiche Literatur ihren plötzlichen Abschluß und machte den wunderlichen, meistens von theologischer Hand redigirten „Criminalrelationen" Platz. In letztern ist das sittliche Streben unverkennbar; aber der streng orthodoxe, zürnende, ethische Ton klingt so schneidig heraus und die ohnehin laienhafte Behandlung läßt die ganze Dürre der mechanischen Criminalprocedur so stark hervortreten, daß oft das Verständniß erschwert wird, nicht selten ganz verloren geht, und die ganze Darstellung wesentlich nur auf die eifernde Sittenpredigt hinausläuft.

So gerieth der Polizeiroman in Vergessenheit. Selbst Schäffer's meisterhaft geschriebener „Constanzer Hans" konnte das Interesse dafür nicht

wiedererwecken. Der Ton der actenmäßigen Referate war zu bestimmt und hatte nicht die anziehende lebhafte Färbung der frühern Schelmenromane, bei deren Lektüre durch die Lebendigkeit der Darstellung zweifelhaft wurde, ob man nur ein Gebilde der Phantasie vor sich habe. Auch die Räuberromantik, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts entstand und vom lesewüthigen Publikum begierig ergriffen wurde, mußte ein jähes Ende finden: es hat nie einen Räuberhauptmann in Deutschland gegeben, und ein Räuberhauptmann überhaupt, geschweige denn ein gemachter, konnte nie der Held eines Romans sein.

Das deutsche Volk hat sein Streben nach Aufrechthaltung der Sitte nie verleugnet. Aber gerade auch der scharfe und dürre Formalismus des absoluten Rechtsstaats, in welchem wir seit Hugo de Groot leben und welcher vorzüglich das nun gottlob der Erfüllung nahe stehende Sehnen nach deutscher Einheit in uns wecken mußte, hat es uns recht fühlbar gemacht, daß unsere Rechtszustände der sittlichen Grundlage entbehren. Die Gewährung der Oeffentlichkeit unsers Gerichtsverfahrens ist nur eine dem Mistrauen gemachte Concession:

der Formalismus hat nur noch mehr an Appretur und zierlichem Anstand gewonnen, und leicht könnte man sich zu dem verwegenen Vergleich verführen lassen, daß der Stil dieser Rechtspflege zur wahren Gerechtigkeit sich verhält wie die elegante Salonmusik zur ernsten Kirchenmusik.

Gleichzeitig mit den Schelmenromanen hatte sich auch die Satire aufgemacht und im vorigen Jahrhundert rüstige Kämpen, wie Liscow, Rabener und andere, ins Feld gestellt. Aber mit dem Recht ist nicht zu spaßen, und das deutsche Volk versteht keinen Spaß, weil durch die gute Satire sich alle getroffen fühlen. In seinem tiefen sittlichen Streben hat sich nun wieder der deutsche Ernst auf die herrliche Culturgeschichte und auf social-politische Studien geworfen und gerade in den geistvollsten Vergleichen unwillkürlich die großartigste Satire geschrieben. Doch auch diese köstlichen Schätze werden vom Volke nicht gehörig gewürdigt und ausgebeutet. Vielmehr muß es der Autor bei seiner klaren objectiven Auffassung der Begebenheiten und Verhältnisse über sich ergehen lassen, daß man nur seine Subjectivität gelten läßt, ihn des Idealismus bezichtigt und mit erhabenem Lächeln und

Achselzucken seinem Geistesreichthum und seiner Genialität Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nun hat sich auch neuerdings die „Criminalnovelle" aufgemacht, dem sittlichen Verlangen des Volks Rechnung zu tragen. In den öffentlichen Gerichtsverhandlungen hat das Volk ja noch immer nicht gefunden, was es sucht. Nur die Neugier, einen Verbrecher zu sehen, und anzuhören, wie er das Verbrechen begangen hat und wie dieses geahndet wird, findet Befriedigung. Die ernste Frage, wie denn der Verbrecher der Sünde verfallen ist; die feinen Bezüge des Lebens zur Sitte, zum Recht, zur Wahrheit; die ernste heilige Forschung in der Menschenseele, wie die Versuchung gekommen, wie der Versuchung Widerstand geleistet, wie dieser unterlegen und wie nun der Verbrecher entdeckt und wie der von der höchsten Sitte getragenen Gerechtigkeit auch wirklich vollkommene Genüge geleistet ist: das alles ist nur noch dem im geheimen Verfahren arbeitenden Untersuchungsrichter und noch besser der Polizei bekannt, die den Verbrecher mitten im Leben erkannt und dem Richter zugeführt hat. Wer aber sind die Helden der Criminalnovelle? Wie weit haben

sich die Criminalnovelliſten von dem Formalismus und von der Appretur des Gerichtsganges losgesagt, und wie weit, wie tief und wie wahr haben sie denn das wirkliche Leben mit seinem unsaglich tiefen Elend, mit seiner bittern Noth aufgefaßt und ihre Helden in diesem Leben gefunden, und welchen Triumph haben sie der Sitte bereitet?

Auch die manchen Sammlungen merkwürdiger Rechtsfälle, unter denen die von Feuerbach die anerkannt besten sind, haben alle diese Fragen nicht erledigen können. In diesen, ohnehin nur aphoriſtiſch behandelten Fällen geräth die Darstellung der Verbrecher und Verbrechen fast unfreiwillig in den Ton der Biographie und Monographie, und das social-politiſche Leben setzt sich nur in gelegentlichen und vereinzelten Kryſtallen an die fortlaufenden Fäden der biographiſchen und monographiſchen Skizzirung ab, während doch dies Leben mit seinem Drang nach Sitte es fordert, daß auf seiner ganzen offen gelegten Breite die vielen Schleichwege des Verbrechens nachgewiesen werden, vor welchen es gewarnt und bewahrt sein will. Durch die grau in grau gemalten Darstel-

lungen des immer emphatischen und doch stets trockenen Pfister sind diese Sammlungen ohne rechten Boden und Hintergrund vollends in Miscredit gerathen, bis im „Neuen Pitaval", von Hitzig und Häring (Wilibald Alexis), später von Vollert herausgegeben, eine geschickte Redaction mit richtiger Ueberschau des Lebens und der Verbrechen aller Nationen das Merkwürdigste herauszulesen verstand und, noch über die bloße Unterhaltung hinaus, ebenso wol der weitesten psychologischen Beobachtung Raum gab, als der ernsten Sitte volle Genüge leistete, ein Vorzug, welcher in noch höherm Maße den von Vollert mit glücklicher Rückschau redigirten eklektischen Werke „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit" beizulegen sein möchte.

Jene Fragen haben aber noch immer nicht geruht: das Leben will seine Continuität mit der Sitte dargelegt und gewahrt wissen. So bin ich schon vor längern Jahren zur Herausgabe eines Polizeiromans aufgefordert worden von Freunden, welche gleich Dir schon lange begriffen haben, daß die deutsche Polizei etwas Besseres sein kann und werden muß, als was sie jetzt

ist: das verwahrloste Schmerzenskind der deutschen Staatsverwaltung, das ohne Wissenschaft und Lehre im deutschen Vaterlande umherirrt, in dem weiten Bereiche von der Farce bis zur Tragödie sich bewegen muß, von der zaghaften Blödigkeit bis zur brüsken Bravade hin- und hergestoßen wird und bei dieser schweren Mishandlung jeden, der ihm in den Weg kommt, auf den Fuß tritt und dann wieder in den Bureaux wie im Zwangsarbeitshause gehalten wird, jetzt aber endlich, nachdem das Jahr 1866 gekommen, auch seiner Erlösung und seines Heils gewärtig ist zum Heil des einigen großen deutschen Volks.

Deshalb habe ich jetzt den dringenden Mahnungen der Freunde nah und fern nachgegeben, und lege zunächst Deinem offenen, geraden Blick, Deinem klaren, unbestechlichen Sinn diesen Versuch vor. Ich selbst habe nichts weiter zu sagen; ich muß mir jedes Urtheil gefallen lassen. Wohl möchte ich das Buch einen Sittenroman nennen, so schel mancher dazu sehen mag. Ist doch nur die helle, klare Sonne allein im Stande, die Sümpfe auszutrocknen.

Der Verfasser.

I.

Am trüben Novemberabend saß der Oberlehrer Dr. Erwin Brauer in seiner Studirstube emsig mit Arbeit beschäftigt.

In den deutschen Gelehrtenstuben herrscht fast durchgehends eine eigene Behaglichkeit. Selbst die übliche Unordnung darin hat etwas Interessantes. Die eine Wand ist ganz mit hohen breiten Bücherbretern besetzt. Theils stehen die Bücher aller Größen und Formate in neuen saubern Einbänden oder in nicht gerade saubern alten Pergamentbänden geordnet da, theils liegen sie mit den politischen und gelehrten Zeitschriften durcheinander auf Schreibtisch, Sofa und Stühlen umher. Nur der Pedant hält in der Ordnung seiner Bibliothek den peinlichen Parade- und Gamaschendienst aufrecht. Der rasche geniale Arbeiter nimmt es lange nicht so genau, und

wird erst recht verdorben, wenn eine liebe weibliche Hand zu allen Lasten des Hauswesens mit ordnendem Sinn und Takt auch noch freiwillig das Bibliothekariat mit übernommen hat.

Obgleich der Philolog von echtem Schrot und Korn schon von Zunft wegen zu den peinlichsten Bibliothekaren zählt und der liebenden Hausfrau gegenüber mit Hartnäckigkeit die strenge Aufrechthaltung des Princips der Nichtintervention in Anspruch nimmt, so gibt es doch auch unter den Philologen geniale Ausnahmen, und zu diesen Ausnahmen gehörte der Oberlehrer Brauer. Denn der war, wenn auch durchaus zünftiger, doch immer kein trockener, pedantischer Philolog und hatte mit seinem durch und durch poetischen Gemüthe auch sein sehr bedeutendes Talent für Musik und Malerei herrlich ausgebildet. Deshalb und weil er nur erst sechsundzwanzig Jahre alt und unverheirathet war, sah es im Bücherbort und auf den Tischen, Stühlen und dem Sofa nicht eben nach dem absoluten Paradedienst aus. Der Oberlehrer durfte sich deshalb aber nicht allzu sehr schämen; denn zum Studirzimmer hatte er aus guten Gründen das letzte Zimmer im zweiten Stock des Seitenflügels, welchen er bewohnte, gewählt. Vor

dem Studirzimmer befand sich eine kleine Schlafstube und vor dieser ein hübsches großes und sauberes Wohnzimmer mit trefflichen Malereien und einem recht guten Flügel. Die Besuche kamen nur selten hinten in die Studirstube.

Aber ganz besonders gewinnt die Studirstube eines Gelehrten an Behaglichkeit, wenn, wie das bei Brauer der Fall war, die Aussicht auf einen hübschen Garten geht. Da ist die Arbeit zur frühen Morgenstunde ein herrlicher Genuß. Der todte Buchstabe wird lebendig, wenn er von demselben Auge erfaßt wird, das soeben an der Wunderpracht der Blüten und Blätter draußen im Garten sich erlabt und gestärkt hat, und wiederum wenn es draußen kalt und öde aussieht, da plappert die flatternde Flamme im Ofen so lebendig und behaglich durch die monotone Stille, daß man sich nicht vereinsamt fühlt, sondern immer doch an Leben und Frühling glaubt.

Heute Abend flatterte die Flamme denn auch recht geschwätzig und freundlich in Brauer's Studirzimmer; denn der November war schon lange gekommen und mit ihm recht naßkalte unfreundliche Witterung; aber trotz aller Behaglichkeit im Zimmer schien der

Oberlehrer sich doch nicht recht glücklich und gemüthlich zu fühlen. Allerdings war aber auch seine heutige Arbeit eben nicht besonders dazu angethan, Gemüthlichkeit zu erwecken; denn der Oberlehrer hatte nichts mehr und nichts weniger zu thun als die griechischen Exercitien seiner Tertianer durchzucorrigiren. Doch hatte er Erinnerung und Humanität genug, an seine eigene Schulzeit zurückzudenken und die ganze Qual der frei emporstrebenden Jugend bei den heiklen zusammengezogenen und unregelmäßigen griechischen Zeitwörtern und bei dem sprachpolizeilichen Eigensinn des Perispomenon und Oxytonon mit ihren Agnaten zu ermessen. Ihm selbst lag ein recht schweres Properispomenon auf dem Herzen, und das war — die Liebe.

Da nun die Liebe alles vermag, so beseitigte der Oberlehrer mit unverzagter Berufstreue die fünfunddreißig Tertianerexercitien leidlich rasch, legte den geordneten Bücherpacken für den Pedell auf den Nebentisch und blieb dann, gegen die Rücklehne des Arbeitsstuhles zurückgelegt und die Augen starr gegen die Zimmerdecke gerichtet, lange Zeit unbeweglich sitzen, stand sodann mit einem schweren Seufzer auf, schob die Fenstergardine etwas beiseite und seufzte

nochmals tief auf, als er in der Ferne quer über den Garten weg ein gewisses Fenster noch nicht erhellt fand.

Wenn auch der erste Seufzer im allgemeinen nach den Grundsätzen der Billigkeit zu rechtfertigen war, so war dies doch wol nicht bei dem zweiten der Fall. Denn selbst in den kürzesten Tagen kann man abends halb acht Uhr nicht füglich von der Geliebten verlangen, daß das Rouleau ihrer Schlafstube erhellt ist, um einem sehnsüchtigen Herzen wie ein Pharus durch die Dunkelheit zu strahlen.

Nur das weibliche Herz kann mit vollkommener Zuversicht, mit allem Glauben lieben, weil das Weib in der Liebe seine ganze Bestimmung erreicht. Die Liebe des Mannes charakterisirt sich auch in dem bangen Zweifel an sein volles, gewisses Glück. Auch seine bis zur Anbetung gesteigerte Liebe hat doch nicht jene große, ruhige Zuversicht des liebenden Weibes. Der Oberlehrer hatte überaus reiche Erfahrungen gesammelt auf dem Gebiete unglücklicher Liebe, zwar gottlob nicht an sich selbst, sondern an andern liebenden Individuen männlichen Geschlechts. Auf der Universität hatte ihm sein hübsches Talent, Porträts leicht und glücklich mit Bleistift zu skizziren,

einen starken Anhang liebender Commilitonen verschafft, welche ihn arg in Contribution setzten, um durch ihr wohlgetroffenes Conterfei ihre erste Schülerliebe daheim an die Allgegenwart und Unvergänglichkeit der Liebe zu erinnern. Dadurch ward der ohnehin vom akademischen Photographen schel angesehene Concurrent auch der natürliche Vertraute einer Unzahl von stets unglücklichen, ja sogar oft völlig verzweifelnden Liebenden, und es gehörte seine in der That große Herzensgüte und unerschöpfliche Geduld dazu, um über so viel Verzweiflung nicht auch endlich selbst in Verzweiflung zu gerathen.

Wußte er nun vermöge dieses massenhaft gesammelten historischen Stoffes sehr genau Bescheid, wie die Liebe kommt und geht, so frommte ihm diese ganze erotische Pragmatik doch so gut wie gar nicht bei seiner eigenen Liebe, und er fühlte sich viel befangener in seiner Lage, als er wirklich gegründete Ursache dazu hatte. Das aber lag in seiner ganzen bisherigen Lebenserfahrung begründet.

Brauer war nämlich der Sohn eines wackern Geistlichen in einer entfernten großen Provinzialstadt und hatte von seinen trefflichen Aeltern, welche jedes seiner reichen Talente verstanden und zu för-

dern wußten, eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Kurz vor seinem Abgange zur Universität starben beide Aeltern rasch nacheinander und ließen ihr einziges Kind ohne Vermögen und Aussichten zurück. Ein Verwandter seiner Mutter, ein reicher Kaufmann, wollte den Neffen auf das Comptoir oder auf die Marine bringen. Doch hatte die Liebe zur Wissenschaft zu tiefe Wurzeln in dem trefflich vorgebildeten Jüngling geschlagen, als daß er das erstrebte Studium der Philologie hätte aufgeben mögen, obgleich sein kaufmännischer Onkel gerade diesen Zweig menschlichen Wissens für den allernutzlosesten Kram und baarsten Unsinn erklärte. Mürrisch gewährte er endlich eine nothdürftige Unterstützung für die Universität, auf welcher Brauer sich oft genug recht kümmerlich behelfen mußte. Mit rastlosem Eifer nahm der Jüngling sein Studium wahr; dabei vernachlässigte er aber auch keineswegs sein wirklich ausgezeichnetes Talent zum Klavierspiel, wie auch sein Talent zum Zeichnen, welches, wenngleich nicht so bedeutend wie jenes, doch immerhin anerkennungswerth war; im übrigen lebte er still und einfach vor sich hin. Drängten sich auch wegen seiner reichen Begabung viele Freunde um ihn, so war er doch bei

dem Mangel an Empfehlungen von dem auf Universitäten zwiefach anregenden gesellschaftlichen Leben der akademischen Lehrer ausgeschlossen, bis er durch einen Zufall ganz unerwartet hineingezogen wurde.

Wie auf fast allen deutschen Universitäten vereinigten sich die vorhandenen musikalischen Kräfte zu einem Cyklus von Winterconcerten, welche regelmäßig alle vierzehn Tage stattfanden. Der vorzüglichste Klavierspieler war der junge akademische Musikdirector, welcher auch die Concerte dirigirte. Die Seele des Ganzen war aber der Professor der Staatswissenschaften von Mühlenheim, welcher zwar selbst kein Virtuose war, jedoch die Musik leidenschaftlich liebte und als ein sehr reicher Mann dieser Kunst außerordentliche Opfer brachte, sowie auch das sehr verdrießliche Geschäft des Arrangements übernahm. Drei Tage vor einem Concert, auf dessen Programm die „Sinfonia eroica" von Beethoven und das H-moll-Concert von Hummel figurirte, hatte der Musikdirector, welcher das Klavierconcert von Hummel spielen sollte, das Unglück, bei einem Falle auf das Glatteis die linke Hand zu verstauchen, und konnte, trotzdem, daß der verzweifelnde Professor beinahe die ganze medicinische Facultät zu Rathe zog, nicht

für das H-moll-Concert curirt werden, wenn er auch muthig wie ein Mutius Scävola es übernahm, die „Eroica“ mit seiner unverstauchten rechten Hand zu dirigiren.

Der Professor war um so mehr geschlagen, als die sehr musikalische Prinzessin Adelheid, welche große Verehrung für Hummel hatte, gerade für dies Concert ihre Gegenwart angekündigt hatte. Als ihm nun ein Musiker mittheilte, daß er einen jungen Philologen wisse, mit welchem er schon eine Menge schwieriger Sonaten, Trios und Quartette gespielt, und welcher ihm auch schon einmal gerade die beiden letzten Sätze des so schönen wie schwierigen H-moll-Concerts von Hummel aus dem Kopfe vorgespielt habe: so gab ihm der Professor der Staatswissenschaften einen so gemessenen Auftrag zur Herbeischaffung des musikalischen Philologen, daß es schien, als ob es sich hier mehr um die Arretirung eines Rinaldo Rinaldini als um die freundliche Einladung eines musikalischen Dilettanten handelte. Erstaunt, aber auch wirklich verdrießlich, daß ihm bisher eine solche künstlerische Capacität habe verborgen bleiben können, setzte er auf den Abend die Orchesterprobe an und machte sich nun selbst hinter den Musiker

her, um den Retter in der Noth doch schicklicherweise selbst einzuladen.

In einer entlegenen Gasse, vier Treppen hoch, in einem ärmlichen Studentenzimmer, fand er den Musiker schon in voller Capitulation mit einem schmucken braunlockigen jungen Manne, dessen hübsche blaue Augen sehr ansprechend aus dem offenen und vertrauenerweckenden Gesichte herausschauten. Mit Bescheidenheit lehnte Brauer es ab, öffentlich aufzutreten und sich vor andern hervorzuthun. Als er nun aber in Gegenwart des Musikers nicht ableugnen konnte, das Concert schon früher gespielt zu haben, und nun der Professor auf das freundlichste die Bitte wiederholte, sagte er ohne Ziererei zu und versprach Punkt sieben Uhr abends zur Probe zu kommen.

Mit gespannter Erwartung sah der Professor auf seinen Findling, als dieser bei Beginn der Probe mit Sicherheit dem Orchester das Tempo selbst angab und sich dann ruhig an den Concertflügel setzte. Seine Erwartung verwandelte sich in Erstaunen, als der junge Student das erste Solo mit aller jener nur aus vollkommener Sicherheit entspringenden Innigkeit intonirte und schon gleich in der Durchführung

des ganzen ersten Satzes den vollendeten Spieler zeigte. Das schöne Solo nach dem vierstimmigen Hörnersatz im Larghetto bewegte den begeistert lauschenden Zuhörer tief, und als das rapide Solo des letzten Vivace-Satzes mit den verwegenen Doppelgriffen dahinbrauste, konnte der Professor kaum noch sich halten vor Bewunderung, bis er am Schluß den allerdings aufgeregten und angegriffenen Spieler stürmisch an sein Herz drückte. Er hatte die tiefe und gründliche Schule, aber auch die treffliche, gemüthvolle Auffassung des jungen Virtuosen erkannt, und wünschte sich Glück, für seine ihm überaus liebe Kunst einen neuen Freund gewonnen zu haben.

Das H-moll-Concert von Hummel, oder eigentlich schon die Probe dazu, war nun ein bedeutsamer Wendepunkt im Leben unsers Brauer. Sofort nach der Probe hatte der Professor seinen neuen Freund zum Abendessen mitgenommen und, mit Scharfblick seine Lage durchschauend, ihn um Unterricht seiner beiden Töchter Bertha und Hedwig gebeten, sodaß er schon nach dem glänzend gelungenen Concert der erfreuten Prinzessin Adelheid in dem jungen Virtuosen den Lehrer seiner Töchter vorstellen konnte. Sonderbar blieb es jedoch immer, daß der Professor ihn

nicht weiter zum Unterricht empfahl, indem er meinte, ein Student müsse durchaus nicht seine Zeit mit Unterrichtgeben vergeuden.

Ebenso sonderbar war es, daß der ferne Onkel seit jenem Concert seine Aufmerksamkeit und seine Wechsel beträchtlich erhöhte, sodaß Brauer jetzt ohne Sorge seinen Studien obliegen, seine Bibliothek vermehren und mit voller Unbefangenheit neben seinen Unterrichtsstunden im Hause des Professors auch in dessen gesellschaftlichem Umgang die schönste Erholung und die lebendigste Anregung finden konnte.

Nach den Grundsätzen der sogenannten Präventivpolizei hätte nun aber der Professor der Staatswissenschaften, zu welchen ja auch die Polizei gezählt wird, erwägen müssen, ob es durchaus unbedenklich sei, wenn ein junger schmucker Studiosus der Philologie den Töchtern eines öffentlichen Lehrers der Staatswissenschaften Unterricht im Fortepianospiel ertheilt, selbst wenn die Töchter erst funfzehn und dreizehn Jahre alt sind. Vorderhand schien diese staatswissenschaftliche Frage dahingestellt bleiben zu dürfen; denn unter der Obhut einer lieben, sanften und gütigen Mutter ging der Unterricht seinen vollkommen ruhigen Gang, sodaß wirklich keine prophylaktische Maßregeln

nothwendig erschienen. Der Lehrer hatte ebenso viel Geist und Geschick, wie die Schülerinnen Eifer und Talent. Sogar ein vollständiger theoretischer Cursus konnte begonnen und die schwierige Materie des Contrapunkts erörtert und geübt werden.

So waren genau drei Jahre hingegangen, als der theoretische Cursus ganz unerwartet sein Ende erreichte. In der Residenz war ein Ministerwechsel eingetreten. Der neue Minister des Innern, welcher mit dem Professor der Staatswissenschaften auf das innigste befreundet war, berief den ihm bei seinen beabsichtigten Reformen unentbehrlichen Mann als Geheimen Regierungsrath in sein Ministerium.

Diese Berufung erregte auf der Universität einen wahren Aufruhr, da man die große Bedeutung des Professors für die Wissenschaft vollauf kannte und in ihm den vorzüglichsten Gönner und Förderer alles gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens in der Universitätsstadt verehrte. Schwer ward dem allgeliebten und hochgefeierten Manne selbst der Abschied, aber er mußte dem Rufe Folge leisten.

Nun zeigte sich jedoch ein recht bedenklicher Punkt, und der war gerade aus dem drei Jahre lang behandelten Contrapunkt entstanden. Aus den lieb-

lichen Contrapunktistinnen waren in den drei Jahren reizende Jungfrauen geworden. Man konnte nichts Anmuthigeres sehen, als das seelenvolle Madonnengesicht der sinnigen Bertha und als das liebliche Gesichtchen der schelmischen Hedwig mit dem reizenden schnippischen Spitznäschen, wie das alles der Lehrer des Contrapunkts auch nach der Trennung von der dankbaren Familie auf ihrer zum ewigen Gedächtniß für ihn gestifteten Familienphotographie noch recht fest behalten sollte.

Da war nun verabredet worden, man wollte noch bis zu den letzten Tagen die hauptsächlichsten Grundsätze repetiren, um recht fest und sicher zu bleiben. Aber keiner sollte dabei vom Abschied reden. Brauer empfand auch im tiefsten Innern seiner Seele, daß er an den Abschied nicht denken dürfe, während doch schon dieser Gedanke wie ein dichter, trüber Nebel sein ganzes Wesen erfaßt und verdunkelt hatte.

Aber die Stunde kam immer näher, und als Brauer eine leichte allegorische Skizze in Hedwig's Album zur Erinnerung gezeichnet hatte und in Bertha's Album eine heilige Cäcilie, welche ganz zufällig eine frappante Aehnlichkeit mit Bertha zeigte,

nebst vielen Engelköpfchen in bedeutsamer Gruppirung, da durchfuhr ihn bei der Ueberreichung ein tiefer Schauder. Denn er ahnte auf Bertha's erbleichendem Angesicht, daß sie auf der Zeichnung eine kleine Stelle entdeckt und verstanden hatte, welche noch kein Zeichner hat vertilgen können und welche nur der entdecken und verstehen kann, welcher den Bleistift in die Hand genommen hat und dem auch eine bittere Thräne auf die Zeichnung gefallen ist.

Er nahm nicht Abschied. Er kam nicht wieder, damit kein Abschied sei. Nur den Aeltern, seinen Wohlthätern, sagte er Lebewohl, und als er schluchzend sich aus den Armen seines väterlichen Freundes wand, erstarben seine Dankesworte und auch der Professor der Staatswissenschaften konnte nur stumm den wortlosen Philologen zur Thür begleiten und ihm noch einmal wie segnend die Hand aufs Haupt legen. — Das war das Finale vom H-moll-Concert.

Nach der Abreise der Familie war auch seines Bleibens nicht länger. Er besuchte eine andere Universität, und als nach einem Jahre sein Onkel ganz unerwartet ihm eine beträchtliche Summe zu einer Reise nach Rom und Paris überschickt, und Brauer

die dortigen Bibliotheken und Kunstschätze durchforscht hatte, kehrte er in die Heimat zurück und machte dann ein so glänzendes Staatsexamen, daß zu seiner eigenen Ueberraschung unmittelbar darauf seine Berufung als Oberlehrer erfolgte, und zwar an das bedeutende fürstliche Gymnasium der Residenz selbst.

Heute war es schon länger als ein Jahr, daß Brauer als wohlbestallter Oberlehrer in der Residenz seinen Tertianern den Homer, Cicero und Livius erklärte. Aber daran dachte er heute Abend nicht, als er im Lehnstuhl starr die Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet, hinter der Gardine gelauscht und so tief aufgeseufzt hatte. Er dachte an etwas ganz anderes.

Als er vor einem Jahre gekommen war, konnte er nicht anders, als den ersten Schritt nach dem Hause seines Gönners, des jetzigen Geheimen Regierungsraths, lenken.

Mit unverändertem Wohlwollen und mit der alten herzgewinnenden Freundlichkeit war dieser ihm entgegengekommen. Nur Eine liebe Hand konnte ihm nicht mehr gereicht werden. Bald nach der Ankunft in der Residenzstadt war die Geheime Regierungs-

räthin gestorben. Sie hatte noch in den letzten Tagen mit Liebe des jungen Freundes gedacht.

Jubelnd war ihm die zu wunderlieblicher Vollkommenheit herangereifte Hedwig entgegengesprungen und hatte sogleich von der Fortsetzung des vierhändigen Klavierspielens und Contrapunkts gesprochen. Erröthend und mit sichtlich unterdrückter Bewegung war ihm Bertha entgegengetreten und hatte ihm die zitternde Hand nur erst dann gereicht, als die neckische Hedwig an die alte trauliche Weise gemahnt und die Lächerlichkeit des modernen steifen Ceremoniells verspottet hatte. Die musikalischen Uebungen wurden aufs neue begonnen, sobald der Oberlehrer sich einigermaßen eingerichtet hatte. Ein herrliches Leben gestaltete sich um ihn. Sein Gönner hatte gleich anfangs darauf bestanden, ihn dem Minister vorzustellen, welcher ihn mit Güte und Wohlwollen empfing. Brauer war entzückt über die Liebenswürdigkeit des Ministers, der ein großer Kunstverehrer war und, wie alle Menschen irgendein Steckenpferd reiten, auch seine besondere Liebhaberei an der Photographie hatte. An dem in der Kunstgeschichte trefflich bewanderten Oberlehrer hatte er einen wahren Fund gemacht.

Aber auch an den Minister mit seiner Kunstliebhaberei und Photographomanie dachte Brauer heute nicht. Den hatte er ja schon vor einem Jahre kennen gelernt und war schon oft von ihm eingeladen und mit Auszeichnung behandelt worden. Seine Gedanken gingen lange nicht so weit zurück. Sie reichten nur gerade bis heute vor sechs Wochen.

Heute vor sechs Wochen hatte sich etwas ganz Wunderbares und Unbegreifliches ereignet, oben in der Birkenhütte, beim Minister draußen auf der prachtvollen Villa mit dem herrlichen Garten und Weinberg, wohin der Minister nachmittags gern mit seiner einzigen Tochter Eleonore hinausfuhr, um sich von der angestrengten Arbeit zu erholen und nebenher auch Daguerreotypen und Photographien aufzunehmen. Weil der Minister mit dem Geheimen Regierungsrath innig befreundet war, so hatten sich auch die Töchter bald als Freundinnen zusammengefunden, und weil nun wieder Brauer in beiden Häusern gern gesehen war, so kam auch er viel im engern Kreise mit den drei Grazien, wie das liebliche Kleeblatt genannt wurde, zusammen und wurde von Referendaren und Räthen aller Art höchlich beneidet. Auch schwuren die Offiziere aller Waffengattungen

„auf Taille", daß der Oberlehrer Brauer ein blöder Schäfer sei, da er, wenn auch nur ein Bürgerlicher und Schulmeister, nicht bei einer der Grazien sein Glück versuche, sondern wie ein empfindungsloser Pedant regelmäßig seine vierhändigen Klavierstücke abfertige, als ob er dafür bezahlt würde.

Heute vor sechs Wochen ahnte er nicht, was ihm auf der Villa begegnen sollte. Die drei Grazien waren allein mit dem Minister hinausgefahren. Der Regierungsrath konnte nicht kommen. Aber Brauer war mitgeladen und gefolgt. Bei Tische kam die Rede auf Eleonorens reiche und seltene Begonien-sammlung, und als der Minister meinte, daß bei aller Mannichfaltigkeit und schöner Färbung der Blätter die seltsame Gestaltung doch nur eine eigensinnige Verkrüppelung der Natur sei, stimmten Bertha und Brauer bei, während Hedwig den schiefen Blättern eine launige Lobrede hielt. Zur Strafe wurden Bertha und Brauer vom Besuche des Treibhauses nach Tische ausgeschlossen, und als die Begonien-liebhaberinnen lachend und scherzend ins Treibhaus eilten, der Minister aber bei einer Cigarre Siesta hielt, wanderte Brauer einsam durch den Garten hinten auf den Weinberg hinauf, in die obenlie-

gende, sauber unterhaltene, halboffene Birkenhütte, um von da aus die prachtvolle Aussicht über die fast ganz vom Gebüsch verdeckte Villa hinweg auf die jenseitigen Rebenhügel und den nahen Sonnenuntergang zu genießen.

Herrlich leuchtete die untergehende Sonne auf das buntfarbige Octoberlaub, und schon viele Blätter, wie im letzten aufflackernden Lebensfeuer mit köstlicher Farbenpracht geschmückt, taumelten auf den Rasen herab, um dort gänzlich zu verdorren. Mild und doch mächtig warf die Sonne ihre letzten Strahlen über die klare Landschaft, und am reinen Horizont schimmerten die leichten Wolkenstreifen mit ihren Säumen so klar und goldig, als ob sie wetteifernd das eigene Licht gegen die Sonne ausstrahlen wollten, in deren mildes Antlitz das träumerische Auge ungestraft hineinschauen konnte.

So stand unser Freund äußerlich unbeweglich, innerlich aber ganz von der mächtigen Seelenströmung gefaßt, die, von keinem Widerstande gehemmt, auf Blitzesschwingen der Gedanken kühn von der Gegenwart in die Vergangenheit und wieder von da tief in die Zukunft schweift, bis sie doch endlich an der Unbegreiflichkeit der Ewigkeit ernüchtert zu sich

selbst zurückkehrt und die ganze glühende Sehnsucht auf den einen Gegenstand wirft, welcher in diesem Erdenleben ihr als das Theuerste erschienen ist. Er dachte an sie, die ihm alles in dieser Welt war und die er nicht sein nennen konnte. Und erst an dieser zaghaften Verneinung seiner Lebenshoffnungen kam er auf sich selbst zurückzudenken und auf seine bescheidene Lage und Lebensverhältnisse, in welche er die geliebte Tochter des reichen, hochangesehenen Mannes nicht herabziehen durfte. In der untergehenden Sonne erschien ihm jetzt das Bild seines untergehenden Glücks; er vermochte nicht mehr hineinzuschauen: er drückte beide Hände vor die Augen und seufzte aus tiefster, geängstigter Seele vor sich hin, Bertha!

Da kam wieder über ihn sein gewohnter schöner Traum, in welchem er oft die Geliebte an das Herz gedrückt hatte. Aber diesmal war es ihm, als träte ihm die erröthende Geliebte bestimmter und wie nach entschiedenem Kampfe muthig und doch verschämt entgegen und schmiegte sich an seine Brust. Auch hörte er diesmal deutlicher als sonst das kaum geflüsterte „Erwin" und drückte seinen Mund lange und fest auf ein Paar rosige, schwellende, warme

Lippen und sah dann ein wunderseliges Lächeln auf dem verklärten Gesichte, welches sich an seine Brust lehnte und mit den leuchtenden tiefblauen Augen so groß und fest, so voll Liebe und Glauben, so stumm und doch so beredt und so sicher zu ihm aufschaute. Es war diesmal die schönste Vollendung des Traumes. Und als sie nun aus seinen Armen sich wand und die späte Herbstrose von ihrer Brust ihm in die Hand drückte, einen leichten Kuß auf seine Lippen hauchte und mit der Ruhe und Sicherheit einer Priesterin von ihm fort und den Weg hinab in den Garten ging: da stürzte der selige Oberlehrer auf die Knie und flehte zum Himmel, daß er nur diesmal nicht wieder aus dem Traume erwachen solle.

Die Sonne war hinunter, der Himmel glühte im wundervollen Roth und die Wolkensäume strahlten heller und goldiger als zuvor: da erhob sich Brauer und blickte starr und sprachlos auf eine Rose, welche er in seiner Hand hielt.

Ja, es war eine Rose, mit tausend Verkündigungen der Liebe auf jedem Blatte, und mit jedem Athemzuge ihm die ganze Seligkeit der Liebe in heiligem Schauder entgegenduftend. Er meinte zu sterben und rang mit ängstlicher Begierde nach dem

Leben. Endlich taumelte er hinab in den Garten, ins Haus, sagte den verwunderten Bedienten eine Entschuldigung für den Minister, nahm Hut und Paletot, legte im Nu die Viertelmeile bis zur Stadt in seine Wohnung zurück und träumte von Traum und Wirklichkeit.

Andern Tags sollte er zum Klavierspielen kommen. Aber er war ja noch nicht klar mit Traum und Wirklichkeit; er fürchtete mit beidem vor der Geliebten zu erscheinen. Er ließ sich für heute mit Kopfschmerz entschuldigen.

Kaum war der Bote fort und unserm Freunde ein Stein vom Herzen gefallen, als der Minister ihn ersuchen ließ, wenn möglich noch heute Vormittag bei ihm zu erscheinen.

Das war sein Todesurtheil. Wie sollte er sein gestriges auffallendes Benehmen rechtfertigen? Aengstlich ließ er sich anmelden und mit schwerem Herzen trat er vor den Minister.

„Nun", redete dieser den armen Oberlehrer mit etwas boshaftem Lächeln an, „Sie sind uns gestern Abend wie ein Deserteur auf- und davongegangen. Die Damen hatten sich so sehr auf das Musiciren gefreut."

„Excellenz verzeihen", stotterte der Oberlehrer, „ich — ich —"

„Hatte griechische Exercitien zu corrigiren, sagte mir der Bediente."

„O nein, nein, ich wollte ja nur sagen — ich meinte —"

„Das war eine kleine Bosheit, aber verdient, da ich bisher zugeben konnte, daß ein Mann von Ihrem Talent und Wissen Tertianern die griechischen Exercitien durchcorrigiren muß."

„Ich bitte inständig, Excellenz, ich fühle mich ganz glücklich."

„Beim Corrigiren? Nein, lieber Freund, das glaube ich Ihnen nicht. Ich hätte Ihnen das auch schon gestern gesagt, wenn Sie nicht auf und davon —"

„Ach, ich hatte ja Kopfschmerzen — hatte mich erkältet —"

„Kopfschmerzen? Erkältet? Gestern war doch ein schöner warmer Herbsttag, und der Garten liegt doch ziemlich geschützt. Nur oben in der Birkenhütte ist zuweilen etwas Zug. Aber zur Sache, ich wollte Sie schon gestern auffordern, sich um die erledigte Professur am Lyceum zu bewerben."

„Um die Professur am Lyceum?“ fragte der Oberlehrer erstaunt.

„Ja wohl. Oder haben Sie keine Neigung?“

„Ach, gewiß, Excellenz, aber wie kann ich hoffen —“

„Fühlen Sie sich so hoffnungslos? Machen Sie getrost Ihre Eingabe, die ich noch heute mit Ihren sämmtlichen Documenten erwarte zum Vortrag bei Serenissimus.“

Damit reichte der Minister dem Oberlehrer die Hand, wandte sich zum Schreibtisch und rief dem befangen scheidenden jungen Manne noch boshaft nach, ihn wissen zu lassen, wenn sein Kopfschmerz vorüber sei, um den versäumten musikalischen Abend nachzuholen.

Vor seiner Stubenthür erwartete ihn bei der Rückkehr der Bediente des Geheimen Regierungsraths mit Hedwig's Einladung, doch morgen Nachmittag zu kommen, wenn der Kopfschmerz vorüber sein würde.

Auch von daher Spott über Kopfschmerz! Er mußte doch in fieberhafter Glut geträumt und irgendeine Taktlosigkeit begangen haben. Er entschloß sich fest, das Versehen durch kalte Besonnen-

heit auszugleichen, und ging andern Tags muthig zum Geheimen Regierungsrath.

Auf der Treppe entfiel ihm fast wieder der Muth; der Geheime Regierungsrath begegnete ihm. Aber der begrüßte ihn ja mit der alten unbefangenen Herzlichkeit und ging mit raschem Schritt weiter aus dem Hause, ohne einen Blick nach dem ängstlich forschenden Oberlehrer zurückzuwerfen.

Er hatte doch geträumt. Rasch ging er die Treppe hinauf, und im Vorzimmer pochte er schon wieder schüchtern an die Thür.

Bertha fehlte. Aber die lieblichste Ermuthigung flog wie in Engelsgestalt ihm entgegen.

Hedwig, das reizende und sonst so muthwillige Geschöpf, war beim Eintritt ihm mit leichtem Freuderuf entgegengesprungen, hatte mit nie geahnter Traulichkeit seine beiden Hände ergriffen und ihn mit Thränen im Auge und mit zauberischer Innigkeit gebeten, doch niemals wieder absagen zu lassen, da Bertha ja nun gar zu glücklich sei. Und als dann die liebliche Erscheinung mit verklärter Hoheit und mit der ganzen Sicherheit erhörter Liebe ihm entgegentrat und lächelnd ihm die Hand bot, da war es ja doch kein Traum gewesen, und die Liebe fand

an dem Klange des Wortes, das wie ein Echo von Herzen zu Herzen widertönte, ihre volle bewußte Wahrheit.

Das alles hatte sich vor sechs Wochen ereignet und ging nun heute Abend vor der Seele des Oberlehrers vorüber. Sein Plan war gefaßt. Wenn es sich mit der Professur zu seinen Gunsten entschieden hatte, so wollte er muthig vor den Vater der Geliebten treten und auch seiner höchst peinlichen Situation dem Minister gegenüber ein Ende machen, der ihn schon wieder einigemal nach seinem Kopfschmerz befragt hatte, als wenn sich der wie ein chronisches Leiden bei ihm festgesetzt hätte.

Noch einmal lauschte unser Freund bei der Gardine weg. Es war alles dunkel. Gedankenvoll ging er hin und her und setzte sich dann an den Flügel und fing an zu phantasiren. Ihm kam die köstliche „Lorelei" ins Gedächtniß, und nach einer fugirten Einleitung über die ersten Takte begann er eine bewegte Paraphrase des ganzen Liedes, in welcher die Melodie schlicht und markirt hervorgehoben wurde. Als er zuletzt in ungestümen wilden Gängen das Weh und den Untergang des Schiffers im Nachen gemalt und dann zum Schluß mit einfacher abgebrochener Stimm-

führung den tiefsten Schmerz aus den Saiten hatte heraustönen lassen, lauschte er gedankenvoll und regungslos den verhallenden Schwingungen der Saiten.

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan —

ertönte eine scharfe männliche Stimme hinter ihm. Ueberrascht durch die unwillkommene Störung sprang Brauer auf und erblickte einen schlanken stattlichen Mann mit schönen kühnen Zügen im Gesichte, dessen Blässe durch das reiche rabenschwarze Haar und durch den vollen schwarzen Bart noch mehr gehoben wurde. Mit festem, fast unheimlichem Blicke haftete das blitzende Auge des mit verschränkten Armen dastehenden Mannes auf dem Oberlehrer, dem das halbspöttische Lächeln des Eingetretenen nicht entging und um so unangenehmer auffiel.

Es war der polnische Graf Včeny, welcher seit dem Frühjahr sich in der Residenz aufhielt und, da er bedeutende Empfehlungen gebracht hatte, überall in die höhern gesellschaftlichen Kreise der Residenz eingeführt und sogar bei Hofe vorgestellt worden war. Sein ausgezeichnetes Geigenspiel und sein sicheres imponirendes Auftreten machte ihn zum

Gegenstand vielen Interesses, welches man ohnehin an dem Schicksal seines Vaterlandes nahm. Im Hause des Ministers hatte Brauer ihn kennen gelernt und war dem ihn mit Aufmerksamkeit behandelnden Grafen freundlich entgegengekommen. Er hatte es auch vermittelt, daß der Graf Zutritt im Hause des Geheimen Regierungsraths erhielt, woselbst er auch mehreremal mit ihm zusammen musicirt hatte. Schon öfter hatte der Graf den Oberlehrer besucht, und dieser hatte mit seiner großen Gutmüthigkeit den Grafen stets willkommen geheißen, obwol er sich hütete, ihm mit der gewohnten Offenheit entgegenzutreten, da Bertha, welche sonst gern mit ihrem Urtheil zurückzuhalten pflegte, ihre unverhohlene Abneigung, sowol gegen den Grafen als auch ganz besonders gegen sein gesucht wildes Spiel, ausgesprochen und Hedwig scherzhaft gemeint hatte, so müsse nach der ihr gemachten Beschreibung ein Zigeuner Geige spielen.

Heute kam dem Oberlehrer eine Erscheinung wie der Graf höchst ungelegen. Dennoch nöthigte er ihn Platz zu nehmen.

„Ihre Paraphrase da eben war zum Entzücken anmuthig und geistvoll. Ich darf Sie nicht bitten,

das reizende Impromptu zu wiederholen, zumal ich im Begriff bin abzureisen."

„Sie wollen reisen?"

„Und zwar heute Abend zehn Uhr mit dem Kurierzuge. Wichtige Nachrichten erfordern meine sofortige Abreise in die Heimat. Deshalb wollte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten. Bei den Gefahren, welchen ich ausgesetzt bin, kann ich dieses Kästchen mit Familienpapieren nicht auf der Reise bei mir führen. Wollen Sie die Güte haben, es bis zu meiner Zurückkunft für mich aufzubewahren?"

„Ich bin gern bereit. Doch warum wollen Sie die wichtigen Documente nicht bei einer Behörde oder einem Notar niederlegen? Ich gestehe, daß jede Verantwortlichkeit für mich etwas Aengstliches hat."

„Die Dauer meiner Abwesenheit ist sehr unbestimmt; ich kann vielleicht in einigen Tagen wiederkehren, vielleicht auch erst nach Monaten: sollte aber meine Abwesenheit länger währen, so bitte ich Sie, dem Vorzeiger dieses Siegelringes, mit welchem das Kästchen versiegelt ist, dasselbe auszuhändigen."

„Ich muß gestehen, daß mich die Angelegenheit um so ängstlicher macht, je geheimnißvoller —"

„Fürchten Sie nichts. Zwar wünsche und bitte ich, daß die ganze Sache ein Geheimniß unter uns bleibt. Ich rechnete auf Ihre Güte so bestimmt, daß ich nicht einmal an andere Vorkehrungen gedacht habe. Ohnehin muß ich sogleich zum Bahnhof, um den abgehenden Zug nicht zu verfehlen."

Damit überreichte der Graf einen kleinen schwarzen, versiegelten Kasten, den der Oberlehrer nur mit Widerstreben in die Hand nahm und auf den Tisch setzte. Der Graf wies die angebotene schriftliche Empfangsbescheinigung lachend zurück und nahm dann mit Herzlichkeit Abschied.

Verstimmt durch die Störung und durch den Auftrag des Grafen schritt Brauer durch das Zimmer. Doch ließ sich nun nichts an der Sache ändern, und Brauer entschloß sich endlich, in der Hoffnung, daß der Graf bald wiederkehren werde, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Sehr willkommen in dieser Stimmung war ihm der Besuch seines treuen und bewährten Freundes, des Oberpolizeiarztes Dr. Adolf Schwarz, welcher gleich ihm schon auf der Universität dem Geheimen Regierungsrath durch sein hübsches Violoncellospiel bekannt und später auch in der Residenz von ihm

wegen seiner bedeutenden Kenntnisse und Fähigkeiten empfohlen und befördert worden war. Auch Schwarz war, wenngleich kein schöner Mann, doch immer ein hübscher Mann zu nennen, der, nicht ohne einen Anflug von Eitelkeit, viel auf die äußere Erscheinung gab und sich stets modern und höchst sauber kleidete. Sein sprudelnder Geist, seine selten verletzende Satire und seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange hatten ihn schon als Student zum Liebling aller Commilitonen gemacht, und gern verzieh man ihm die fast zur Schwäche gewordene Eigenheit, sehr häufig seinen Liebling Goethe zu citiren, bis er nach Jahren, jetzt in der Residenz, in Hedwig eine überaus liebenswürdige Lehrmeisterin gefunden hatte, die fest entschlossen war, durch unnachsichtigen Spott ihn nach und von seiner „Goethe-Beschwörung" zu entwöhnen, und die ihn dabei manchmal zur hellsten Verzweiflung brachte.

„Willkommen lieber Adolf", rief Brauer dem Freunde entgegen, „wie kommt es, daß ich dich seit drei Tagen nicht gesehen habe? Wie geht's dir?"

„Ich bin recht verstimmt. So lange der Arzt nur gegen die physische Krankheit zu kämpfen hat, ist seine Thätigkeit köstlich und lohnend: aber schlecht

ist der Polizeiarzt daran, wenn er dazu noch mit der tiefsten sittlichen Versunkenheit und mit den Lastern und der Dummheit der Menschen zu kämpfen hat. Bei diesen Selbstmorden ist es mir, als nähme ich die schauerlichsten Geheimnisse der Menschheit auf meine Seele und müßte sie offenbaren, um nicht durch ihre Verhehlung selbst zum Verbrecher an der lebenden Menschheit zu werden."

„Was hast du denn gehabt?"

„Gestern Nachmittag wurde die Leiche eines Lithographen aus dem Schloßweiher gezogen. Die furchtbarste Noth hatte ihn zum Selbstmord getrieben. Er hatte mehrere Jahre wegen Fälschung im Zuchthause gesessen und war darauf der herz- und verstandlosen modernen Inquisition, der Polizeiaufsicht, verfallen, die ebenso bornirt wie erbarmungslos das ihr zugewiesene Opfer umstrickt hält, und ihm so lange Leben, Freiheit und Athem verkümmert, bis es erstickt ist, und die den Fluch der Nachwelt ebenso auf sich ziehen wird, wie wir jetzt die alten Ketzergerichte verdammen. Die Noth der Witwe und ihrer vier Kinder ist namenlos tief. Und doch, doch hatten die Herren an der Armenversorgung zu lange in ihren Listen und Registern nachzuschlagen, als

daß ich nicht Menschen mit Herzen statt Register hätte aufsuchen müssen, um dem Hungertode der durch zwiefache Sünde des Vaters gebrandmarkten Kinder zuvorzukommen. Der Anblick der scheußlichsten Leiche ist lange nicht so entsetzlich als der Blick hinter ihr weg in das vorhergegangene Leben. Kaum schlief ich die vergangene Nacht ein paar Stunden, als ich noch in der frühesten dunkeln Morgenstunde nach Altendorf hinausmußte, wo auf dem Schulzenhof ein gräßliches Verbrechen verübt ist."

„Man erzählte mir heute, daß der Schulzenhof, das anstoßende Pfarrhaus und der benachbarte Bauerhof abgebrannt und viel Vieh dabei zu Tode gekommen sei."

„Ganz recht. In der Leibzuchtskote des alten Schulzen, der seinem Sohne Amt und Hof abgetreten hat, ist das Feuer aufgegangen. Mit genauer Noth hat man den Alten selbst gerettet, welcher geknebelt auf dem Fußboden der brennenden Schlafstube lag, ebenso die Magd, deren Kammerthür verrammelt war und deren Fenstergitter weggebrochen werden mußten, um sie herauszuschaffen. An einem halbverbrannten Schrank und mehrern Kasten auf

dem Fußboden hat man Spuren von gewaltsamem Aufbruch entdeckt."

„Und keine Spur von den Thätern?"

„Der alte Mann liegt schwer krank danieder und kann fürs erste nicht verhört werden. Er bedarf der äußersten Schonung. Ich komme soeben zum zweiten mal herein von ihm. Die von mehrern Männern in ihrer Kammer überfallene Magd, welche mit dem Tode bedroht worden ist, wenn sie einen Laut von sich gäbe, kann nur sagen, daß die Stimme des Drohenden rauh und heiser gewesen sei."

„Wie ist aber ein solches Verbrechen möglich, zwei Meilen von der Residenz und nahe bei der Eisenbahnstation!"

„Lieber Freund, du bist erst ein Jahr hier. Ich sehe mir die Dinge hier schon länger an. Es war hier eine grauenhafte Wirthschaft mit der Polizei. Man wußte kaum die Spitzbuben und die Polizei voneinander zu unterscheiden. Es ist ein Glück, daß der Minister dem Dinge ein Ende machte und den Polizeidirector beseitigte: die Unwissenheit des unfähigen Chefs richtet bei der Polizei mehr Unheil an als irgendein Fehlgriff des leidenschaftlichsten Mannes."

„Ungern hat der Geheime Regierungsrath die einstweilige Leitung übernommen. Gewiß ist seit den sechs Monaten vieles ganz anders geworden. Er wird das Ganze sehr bald neu organisirt haben und dann zurücktreten, da ein fähiger, geschulter Mann als Polizeidirector berufen werden soll. Der Assessor Müller —"

„Der Assessor Müller? Was soll der?" rief der Arzt leidenschaftlich.

„Nun, ich vermuthe, daß der zum Director bestimmt ist."

„Zum Polizeidirector? Ja, ja, das vermuthe ich jetzt auch stark, sehr stark! Ja, die Protection, die der beim Geheimen Regierungsrath findet!" rief der leidenschaftliche Arzt mit Erbitterung aus.

„Nun, sind wir denn nicht auch beide seine Günstlinge und ihm zu tiefstem Dank verpflichtet? Verdient ein so hochgebildeter, liebenswürdiger junger Mann, der seit einem halben Jahre mit beispiellosem Eifer bei der Polizei thätig ist. nicht auch seine Carrière zu machen?"

„Alles wahr, alles wahr! Aber überall treffe ich ihn, sehe ich ihn, höre ich ihn, wo ich gehe und stehe, in der Sitzung, im Gefängniß, im Hospital,

beim Minister, bei Hedwig —, o er ist überall, überall!"

„Du bist eifersüchtig und blind."

„Eifersüchtig? Mag sein. Aber blind bin ich nicht, blind wahrhaftig nicht. Siehst du denn nicht die heimliche Vertraulichkeit mit der ganzen Familie? Ja freilich, dir kommt er nicht ins Gehege. Aber Hedwig, Hedwig weiß es, muß es wissen, daß ich sie schon auf der Universität geliebt, angebetet habe. Ich will's dir gerade herausſagen: der Assessor Müller ist gar nicht der Assessor Müller."

„Sehr logisch, also was einer ist —"

„Logisch hin, logisch her! Ich will dir die Logik klar machen. Dieser sogenannte Müller ist der Bruderſohn des Geheimen Regierungsraths von Mühlenheim."

„Also meinst du, daß der Sohn eines Ministers seine Heimat und väterliche Protection verlassen und sechzig Meilen weit hierher kommen könnte, um hier unter dem Incognito eines Polizeiassessors seine Carrière zu machen?"

„So meine ich. Die Liebe hat ihn hierher gezogen. Ich will dir noch mehr sagen: ich habe ihn vor acht Jahren in Heidelberg gesehen. Gleich als

er hierher kam, erinnerte ich ihn an Heidelberg. Aber er will gar nicht in Heidelberg gewesen sein."

„Nun, da siehst du."

„Freilich hatte er damals als junger Fuchs noch keinen Bart. Aber seine Züge sind mir vollkommen erinnerlich."

„Bist du denn nicht blind vor Eifersucht?"

„Nein, sage ich dir! Du, du bist blind! Höre nur: seitdem der sogenannte Assessor hier ist, weiß sie alle meine Studentensuiten von Heidelberg her!"

„So? Was will das aber sagen? Haben wir nicht selbst den Damen zu ihrer größten Ergötzlichkeit von unsern akademischen Zügen erzählt?"

„Sie weiß", fuhr der Arzt, ohne auf den Freund zu hören, mit erhobener Stimme und fast feierlichem Ernste fort, „daß ich einmal nach einer Paukerei vier Stunden lang im Gipfel einer hohen Buche gesessen habe, um nicht von den im Gebüsch umherschnüffelnden Pedellen abgefaßt zu werden; sie weiß sogar meinen Spitznamen «Simson», als ich nach einem Nervenfieber das Haar verloren und ein halbes Jahr lang ein Toupet getragen hatte."

„Nun, ich sage aber, wir selbst —"

„Akademische Geschichten", fuhr Schwarz im

selben feierlichen Tone fort, „dürfen nie von andern, sondern nur von dem, der sie durchgemacht hat, erzählt werden, wenn nicht der Scherz zur Bosheit ausarten soll. Und in den Augen der Geliebten —"

„Kann nur", fiel Brauer ein, „verletzte Eitelkeit und blinde Eifersucht irgendeinen Nachtheil fürchten."

„Eitelkeit! Eitelkeit!" rief der Doctor mit fast komischer Sentimentalität. „Ich verleugne mich wie ein Säulenheiliger, dulde alle Neckereien geduldig wie Hiob, lasse mich fast dressiren wie ein Pudel, um nur alles recht zu machen. Wie ein Stock sitze ich beim Cellospiel, und doch, doch sagte sie mir, als ich vorigen Donnerstag die schwedischen Nationallieder nur für sie, mit allen Gedanken meiner Seele an sie, gespielt hatte und bei Tische neben ihr saß, ich hätte mich wesentlich im Spiel gebessert, da ich nur viermal das Haar aus der Stirn gestrichen und nur elfmal den Kopf zurückgeworfen hätte!"

„Hast du denn auch die Thränen in ihrem Auge gesehen bei deinem herrlichen Spiel?"

„Thränen?" fuhr der Oberpolizeiarzt beglückt auf, „Thränen? Hedwig Thränen bei meinem Spiel?

Ach", seufzte er dann betrübt ins Sofa zurückfallend, „Thränen und Empfindung für den Assessor!"

„Und weißt du, was sie über des Assessors Flötenspiel sagte?"

„Ja die Flöte, die winselnde Flöte! Ja das ist das Blaserohr, womit alle Assessoren die Weiberherzen zu treffen wissen, wie die Botokuden die Kolibris!"

„Sie sagte, ein Flötenspieler mache die allerlächerlichste Figur von der Welt, da er stets den Mund wie zum Küssen spitze."

„Sagte sie das? Ueber den Assessor selbst? Direct über den Assessor und sein Flötenspiel?"

„Wenigstens hörte ich, daß sie ihm das auf die drolligste Weise selbst direct ins Gesicht sagte."

„Direct ins Gesicht? Ja, aber dazu gehört Vertraulichkeit, Liebe, Liebe!" sagte der Arzt wieder zurück ins Sofakissen fallend. „Sie lieben sich!"

„Sie lieben sich nicht", sagte Brauer mit Bestimmtheit und nicht ohne eine Beimischung von Empfindlichkeit.

„Sie lieben sich, sage ich dir!“ rief der Arzt, mit der Hand gegen die Stirn schlagend.

„Du bist unheilbar und verdienst so lange Züchtigung, bis du Glauben zu dir selbst und zu dem besten Wesen auf der Welt gewinnst.“

Bekümmert und verstimmt über die schlimme Eifersucht seines leidenschaftlich liebenden Freundes, welcher damit sich selbst und seiner Liebe übeln Eintrag drohte, stand Brauer auf und griff nach dem Kästchen des Grafen, um es wegzuschließen, als der Arzt, seine Schwäche und die Stimmung seines Freundes begreifend, sich sammelte und nach dem Kasten fragte. Brauer zeigte den Kasten, verschloß denselben in seinen Schreibtisch und theilte dem Freunde den Besuch und Auftrag des Grafen Včený mit. Auch dem Arzt war die Angelegenheit um des Freundes willen unangenehm, wenn er auch ihm ausredete, daß er Unannehmlichkeiten davon haben könne. Schwarz sprach seine entschiedene Abneigung gegen den Grafen aus. Wenn auch beiden Freunden die bisherige Abwesenheit desselben von seinem Vaterlande stets auffällig erschienen war, so glaubte Brauer aus den häufigen Reisen des Grafen dennoch auf seine lebhafte Betheiligung bei der Sache Polens

schließen zu dürfen, während der stets schärfer urtheilende Schwarz mit Entschiedenheit aussprach, daß der Graf ihm als ein Abenteurer erscheine, dem er in keiner Hinsicht traue.

Erst spät trennten sich die Freunde.

II.

Eine Polizeiwachtstube! — Nur ein geweihter Priester dieses Isistempels vermag dich durch di geheimnißvollen Räume zu leiten, in welchen schon Tausende und aber Tausende, wie der kühnstrebende Prinz Tamino von Priesterhand geführt, durch Feuer und Wasser geläutert worden sind und Lehren der Weisheit und Tugend empfangen haben. Jeder polizeiliche Erfahrungssatz klingt lange und tief in der Seele des von Priesterhand geleiteten und jedesmal unfreiwilligen Mysterienadepten nach, so ernst und wunderbar geheimnißvoll wie im letzten Acte von Mozart's „Zauberflöte" der fugirte C-moll-Satz und die obligate Pauke und Flöte, bei welcher mitten durch die geharnischten Männer „diese Straße voll Beschwerde gewandert" werden muß.

Im Geheimniß drängt sich alles nach Licht, um

Offenbarung zu gewinnen. Darum fällt dein Blick beim abendlichen Betreten des langen, unfreundlichen Zimmers rechts von dem Hausflur des alten, düstern Polizeigebäudes sogleich auf den mitten von der Decke herabreichenden Gasröhrenarm, welcher, bevor er in den Brenner ausläuft, bogenförmig nach hinten ausschweift und wie ein von oben herab forschendes, neugieriges Fragezeichen sich ausnimmt. Wie groß der beträchtliche kubische Inhalt des zu allen Jahreszeiten winterlich erscheinenden Zimmers ist, läßt sich nicht ermessen. Denn die helle Flamme des Fragezeichens ist durch einen dunkelgrünen, konisch geformten Papierschirm dicht verhüllt. Aber wie auf einem Tellurium scheint auf diesem Papierschirm ein ganzes Planetensystem von hellen Fettflecken durch, ein ehrenvolles Zeugniß für die Pflichttreue des Wachthabenden, der es von sich weist, auch nur für ein Stündchen sich ablösen zu lassen, um im Schos seiner mit Kindern reichlich gesegneten Familie das Abendbutterbrot zu verzehren. Der Schein der Gasflamme fällt auf eine beinahe fünf Fuß hohe Bretterbarrière, welche bis auf einen schmalen Durchgang am Fensterpfeiler quer durch den langen Raum gezogen ist und zugleich als Rückwand eines sehr langen,

mit verschiedenen Klappdeckeln versehenen Schreibpultes dient. Hier thront bei Tage der Areopag der wandernden Handwerksgesellen, welche demüthig ihre Wanderbücher zum Visiren über die Barrière reichen, und freudigen Muthes davoneilen, wenn das Buch „rein", d. h. frei von biographischen Notizen, Arreststrafen, Ausweisungen, Schulden und Fechtvermerken und sonstigen Charakteristiken eines fröhlichen Wandergemüths gefunden ist.

Als der Lenz vor funfzehn Jahren draußen Feld und Wald mit duftigem Blütenweiß geschmückt hatte, waren auch hier zuletzt Kalkwände und Zimmerdecke hell getüncht worden. Seitdem hat der Lenz hier nicht wieder Einzug gehalten. Die torferdfarbigen Wände weisen beim Abendlichte jede feste Abgrenzung für das Auge hartnäckig ab und lassen die Unendlichkeit des Raumes ahnen. Eine zahllose Menge auf Pappe gezogener, rauchgeschwärzter Bekanntmachungen, Regulative und Ordonnanzen von allen Größen und Formaten scheinen nicht an der Wand zu hängen, sondern wie warnende Gespenster in der Luft zu schweben. Ganz besonders imponirt der schon braungelb gedunkelte und mit mächtig großen Buchstaben gedruckte Bundestagsbeschluß vom 3. De-

cember 1840, „die Abstellung der unter den deutschen Handwerksgesellen stattfindenden Verbindungen und Misbräuche betreffend". Sein jüngstes Schicksal ist bemerkenswerth. Am 15. August 1863 fand sich über der alten Papptabelle ein frischer, blendendweißer Abdruck provisorisch mit Oblaten aufgeklebt und von voreiliger, deutscheinheitlicher Subalternenhand mit strahlendem schwarz-roth-goldenen Rande geziert. Allgemeines Entsetzen, eine fruchtlose Untersuchung, Wiedereinsetzung des alten pappenen Bundestagsbeschlusses und ein finsteres Mistrauen aller Bureaubeamten gegeneinander war die Folge davon gewesen.

Um die Schwierigkeit der horizontalen Bewegung auf dem schon von Millionen Fußtritten übel zugerichteten, ästigen und ewig schmuzigen Fußbodens zur Abendzeit zu erleichtern, hat eine geniale Hand um den Rand eines Bierglases ein zirkelrundes Loch in den dunkelgrünen Papierschirm des Fragezeichens geschnitten und dadurch auf dem fingerfettigen Tellurium eine prächtig strahlende Sonne hergestellt, deren entdeckendes Licht durch eine leichte Drehung in jede beliebige dunkle Ecke gelenkt werden kann und dem unsicher durch die Dunkelheit schwankenden An-

kömmling wie ein ermuthigendes Drehfeuer vom Leuchtthurm herab den Weg zeigt. An den verschossenen Panälen ringsumher stehen schmuzige, abgenutzte Bänke, auf welchen die „Reisefertigen“ demuthsvoll Quarantäne sitzen, bis der Visirstempel wie ein Signalschuß von der Hafenbatterie zum Auslaufen dröhnend auf das Wanderbuch fällt und letzteres mit kurzem bissigen „Gleich fortmachen!“ über die Barrière gereicht wird. Auf der Bank, in der Ecke links, stehen zwei Drehorgeln aufeinander, deren jugendliche Inhaber aus Parma und Genua „wegen Musicirens ohne Erlaubnißschein“ zweimal vierundzwanzig Stunden, „abwechselnd bei Wasser und Brot“, im Gefängniß sitzen. Um den Fuß der Bank ist ein dünnes Kettchen geschlungen, an welchem der vom Gefangenwärter nicht mit auf den Kostetat zu bringende treue Begleiter, eine Meerkatze, vor Hunger wimmert und gelegentlich den nahe sitzenden Handwerksgesellen die Beine fest umklammert. Weiter links steht „das Maß“, an welchem ein nasenartig hervorstehender Schieber dem paßbegehrlichen Reisenden auf den Kopf geworfen wird, um seine irdische Größe zu bemessen. Dicht dabei befindet sich der ungeheuere eiserne Ofen mit Kachelaufsatz und offener

Nische. In letzterer steht der Aschkasten, welcher zur Verwandlung grauen Flußsandes in massenhaft vergeudeten amtlichen Streusand oder auch zum Spucknapf dient, gegen welche letztere Verwendung der eine Paßschreiber protestirt, da er das heiße Sandbad ganz vorzüglich geeignet findet für die Herstellung von Bratäpfeln. Dicht am Ofen, im Winkel, hängt ein dünner, hakenförmig gebogener Messingdraht, an welchen die „als gefunden eingelieferten" Hundesteuerzeichen aufgezogen werden, damit der allabendlich insgeheim revidirende Halbmeisterknecht nach der ihm vom Schreiber heimlich zugesteckten Steuerliste sich die Häuser notiren kann, in deren Nähe er „herrenlose" Hunde zu treffen und nach dem Einfangen den Eigenthümern gegen Ersatz der Taxe und Fütterung zur Auslösung wieder anbieten kann, wobei der Schreiber den halben Gewinn bekommt.

Etwa acht Fuß hinter der Barrière, am linken Fenster, erhebt sich ein wunderbares hölzernes Bauwerk, eine Art viereckiger Zwinger, etwa sechs Fuß hoch und fünf Quadratfuß weit. Das Ganze ist aus altem verdunkelten Eichenholz construirt und oben unter dem Gesims zu einem schmalen durchbrochenen Gitterwerk ausgeschnitten, durch welches der Ueber-

blick über das ganze lange Zimmer ermöglicht ist. Seit Menschengedenken führt dieser Bau den Namen des „Beichtstuhls“ oder kurzweg des „Stuhls“. Inwendig ist der Beichtstuhl zur Hälfte durch ein Schreibpult ausgefüllt. Die andere Hälfte enthält einen Lehnstuhl, und auf diesem thront, von außen her unsichtbar, der alte Chef des combinirten Paß- und Gesindebureau, Herr Stolze, von den Vorgesetzten „Herr Inspector“, von den gesammten untern Beamten „der Alte vom Stuhl“ genannt. Der Alte vom Stuhl war vom bankrotten Kaufmann zum Inspector avancirt und wußte durch sein schlaues und vorsichtiges Benehmen so sehr zu täuschen, daß er in den höhern Gesellschaftsklassen für das Muster eines höflichen und freundlichen Beamten galt, während alle Beamte ihn als den bösartigsten Intriguanten und als den rücksichtslosesten, jähzornigsten Grobian kennen gelernt hatten.

Schon unzähligmal war bei der Untersuchung eines Visums, „Vermerks“, Schmuzfleckens, Geheimzeichens oder eines Schnörkels dem untersuchenden und fragenden Paßschreiber das kategorische Noth- und Hülfswort aus dem Stuhle, wie von unsichtbarer Stimme, aber im ruhigen, geschäftlichen Tone,

zugedrungen: „Bringen Sie den Schw—hund in die Wache!“ Bei dem geringsten Widerspruche des Reisenden aber tauchte oben über das Gesims des Beichtstuhls hinaus auch das imposante Brustbild des mit brauner Perrüke, großen runden Brillengläsern und langer spitzer Nase im breiten, welken, bartlosen und lebersüchtigen Gesichte ausgestatteten Alten selbst empor, und mit donnernder Löwenstimme tönte es von seinen dünnen Lippen herab: „Bringen Sie den Schw—hund in die Wache!“ Worauf das Brustbild sogleich zurücksank und das unglückliche Opfer sofort in die Wache geführt wurde.

Das Risico der persönlichen Freiheit für die reisenden Handwerksgesellen läuft jedoch nur bis sechs Uhr abends. Wer nach sechs Uhr kommt, wird trotz alles Bittens und Flehens mit dem knurrenden „Morgen wieder!“ abgewiesen. Von sechs bis acht Uhr abends zeigt sich das Local aber in seinem mildesten Lichte. Es verwandelt sich in das Gesundebureau, und der gebieterische Alte wird zum Mahadöh, dem Herrn der Erde, um „mitzufühlen Freud und Qual“. Wie Schlag sechs Uhr alle Schranken des schroffen Absolutismus fallen, so öffnet sich die Thür der Barrière und selbst die des

„Stuhles“ für Kammerjungfern, Köchinnen und Ammen, damit der Alte selbst Heimatsschein und Person der Dienstsuchenden prüfen kann, während das starke Geschlecht, nach Analogie der Handwerksgesellen, vor der Barrière von den Paßschreibern abgefertigt wird. Punkt acht Uhr ist aber das Bureau gänzlich geschlossen. Der Alte schließt höchsteigenhändig seinen Beichtstuhl ab und geht in den Club zum Kartenspiel, welches er mit dem feinsten Raffinement betreibt. Die Schreiber packen die Paß- und Gesinderegister weg und gehen nach Hause, um dort für Handwerksmeister „auf Stück zu arbeiten“, oder auch auf Tanzböden und sonstige Kneipen, um dort die Geige oder Clarinette zu spielen und sich damit bei ihrer kläglich knappen Besoldung einen Nebenverdienst zu machen.

Noch ist im Hintergrunde des langen Zimmers, rechts vom Beichtstuhl in der Ecke, ein alter, dunkler, großer Schrank mit zwei Thüren bemerkenswerth. Innen ist er durch eine Scheidewand in zwei Räume getheilt und hat oben in jeder Abtheilung ein Bort zur Aufbewahrung der Hüte, Mützen und des in Papier gewickelten Frühstücks, während in den untern Räumen die schmuzigen alten Arbeitsröcke und fettglänzenden Schreibärmel hängen.

Die dem Alten zugehörige rechte Seite des Schrankes ist sauber mit Tapetenpapier ausgeklebt, die Scheidewand sogar zwiefach, da der Alte den Duft des alten Käses und des Kümmel- oder Pfefferminzschnapses in der Nachbarschaft für seinen sauber gebürsteten Rock und Hut unleidlich findet und unabläßig auf die „Käsetrichinen" im Schranke stichelt, was von den Inhabern der linken Schrankabtheilung und des lieblos beurtheilten Frühstückskäses mit verbissenem Grimm hingenommen wird. Denn auch ihnen ist unten in der Schrankabtheilung des Alten ein Gegenstand misfällig. Auf die im Laufe des Tages häufig aus dem Stuhle erschallende vertrauliche Ordre des Alten: „Kränzel, geben Sie 'mal her", und, „Kränzel, nehmen Sie 'mal weg", weiß nämlich der vertraute und begünstigte Schreiber Kränzel jenen Gegenstand, den noch niemals ein sterbliches Laienauge erblickt hat, mit tief herabgestrecktem Arm und das abgemagerte, bleiche Gesicht wie beim Defiliren muthig gegen das reisefertig dastehende Publikum gerichtet, aus der Schranktiefe zum Stuhle und von da nach kurzer Weile zurück mit großem Geschick und discretem Anstand zu tragen.

Abgesehen von den Geheimnissen, welche der Schrank in seinem Innern birgt, besitzt er aber auch noch äußere Merkwürdigkeiten. Dies sind nicht sowol die vielen Lineale, Bindfadenknäuel, Geldbeutel, Meldezettel, Handfeger und Bürsten, welche ringsumher an verschiedenen rostigen Nägeln hängen, als vielmehr zwei stattliche Gipsfiguren, welche das aufwärts schweifende Auge in dem dunkeln Eckraum über dem Schranke entdeckt, und deren ursprüngliches blendendes Weiß bereits in ein düsteres Sandsteingrau übergegangen ist: der Farnesische Hercules und die Mediceische Venus. Vor Jahren, bei einer Recherche in einer Gaunerherberge, waren Hercules und Venus als „gestohlen verdächtig" angehalten, „zu den Acten genommen" und dann in die Depositenkammer oben auf dem Boden des Polizeigebäudes gebracht worden. Dort wären beide Gottheiten verschollen, wenn nicht der bei einem Gipsfigurenhändler im Hinterhause wohnende Schreiber Kränzel bei Ablieferung einer Ammenspinde beide Götterbilder in der dunkeln Kammer hinter einer Bettkiste aufgefunden und als warmer Kenner und Verehrer der bildenden Künste den Registrator beschworen hätte, die beiden Götter auf den Schrank des sonst so

schmucklosen Bureau stellen zu dürfen. Unglücklicherweise brach beim Transport auf der steilen Bodentreppe der schön gesenkte Arm der Venus in unheilbarem Splitterbruch ab, und deshalb wurde auf dem Schranke der gebrochene Arm mittels einer discreten Seitenstellung der ganzen Figur wandwärts gerichtet und dem Hercules vis-à-vis auf demselben Schranke eine entsprechende Profilstellung gegeben. So standen nun seit Jahren beide Gottheiten einander beobachtend gegenüber, und Kränzel pflegte mit hohem sittlichen Ernst den Frager zu bedeuten, daß in der Gruppe auf dem Schranke „die kraftvoll der Prostitution entgegentretende Polizei" dargestellt sei.

Das geschilderte Local ist nun aber keineswegs die wirkliche Polizeiwachtstube oder die „richtige Schmire", wie der constabler-classisch gewordene Gaunerausdruck dafür lautet, sondern nur das Propyläum der seitwärts anstoßenden wirklichen Wachtstube, welche höhern Zwecken nachstrebt. Sobald abends der „Alte vom Stuhl" mit seinen Schreibern abgegangen ist, wird Thür und Fenster geöffnet und der Fußboden von der Castellanin rasch mit nassem Sande abgefegt. Nach diesem Exorcismus öffnen

sich seitwärts, sowol diesseit als jenseit der Barrière, die tagsüber thunlichst geschlossen gehaltenen Thüren zu zwei Zimmern, von denen das hinten unfern des Beichtstuhls belegene das Zimmer der Polizeicommissare ist und hofwärts mit zwei andern kleinen Zimmern zu Conferenzen und Verhören in Verbindung steht.

Die Thür diesseit der Barrière führt nun aber in die „rechte Schmire". Wenn nach Abgang des Alten vom Stuhl der ganze Raum von ungeheuerm Schmuz gereinigt und gelüftet ist, tritt der Nachtwachthabende in feierlicher Würde mit dem dicken und im Aeußern nicht unerhebliche Spuren von starkem Gebrauch und Fett aufzeigenden Nachtrapportbuche aus der Schmire, schreitet durch das Propyläum hinter die Barrière und legt das Buch unter die Flamme des Fragezeichens, um die von außen her andringenden brennenden Fragen und Regesten der Nacht dem folgenden Tage zu künden und der Weltgeschichte einzuverleiben.

Zum Wachthabenden gesellt sich jeder, welcher noch einen besondern Bericht oder Rapport zu schreiben hat, woran in der Schmire selbst nicht zu denken ist. Denn dort ist das gefeite Penetrale der ge-

sammten Constablerschaft, wo Mensch den Menschen liebt und wohin noch kein Laienfuß gedrungen ist. Hier ist ein beständiges Ab- und Zugehen der Geweihten, und selbst bis tief in die Nacht hinein erhalten die sechs Mann, welche „den Nachtposten haben", Besuch, der dann um so willkommener geheißen wird, wenn „es lebhaft ist", d. h. viele Nachtschwärmer und Trunkenbolde zu arretiren sind. Stoff und Form der Conversation in der Schmire ist äußerst reich und bunt, doch vollkommen übersichtlich und faßlich darin, daß jeder den andern belehrt und jeder, wenn er belehrt wird, doch immer noch das Bessere weiß, wogegen das Gute bekanntlich gar nichts ist. Schwingt sich so die Conversation häufig in die jähe Sphäre der subjectiven Hyperbel hinauf, so herrscht doch auch wieder von Punkt zehn Uhr abends an mit selten anderswo gefundener Einmüthigkeit und Correctheit ein hocharistokratischer Ton, ein wahrer esprit de corps, in der Schmire. Denn um diese Zeit ziehen die Nachtwächter auf, welche zum höchsten Verdruß der gesammten Constablerschaft seit einiger Zeit im Polizeigebäude, auf der entgegengesetzten Seite des Hausflurs, ihre Wachtstube erhalten haben. Sind in-

folge der noch immer mangelhaften Ausbildung unsers deutschen Culturlebens diese nächtlichen Staatsbeamten untergeordnetern Ranges auf der Scala äußerer bürgerlicher Geltung ohnehin zu nur sehr geringen Ansprüchen berechtigt, so werden sie aber auch noch ganz besonders von den Polizisten jeden Grades in allen zum deutschen Vaterlande gehörigen Staaten als die Parias des deutschen Beamtenthums angesehen. Vergebens hat sich der höchstcommandirende Nachtwächterhauptmann seit langen Jahren um Sitz und Stimme in der Schmire beworben, vergebens hat der Polizeichef den Weg zu einer entente angebahnt, als er dem Polizeicommissar William Monday die Oberaufsicht über das Nachtwächterwesen übertrug; sogar Monday's Ebenbürtigkeit war durch diese zweifelhafte Stellung erschüttert und er konnte sie nur dadurch retten, daß er sich selbst den volltönenden Titel eines „Generalcommandeurs der Nachtwache" beilegte und als der feurigste Verehrer militärischen Pompes die am Tage als friedliche Handarbeiter ihrem Erwerb nachgehenden harmlosen Nachtwächter mit strengster militärischer Zucht zu organisiren suchte. Der stolze constablerische Corpsgeist wies mit Entrüstung jede Association von sich,

und die beiderseitigen Patrouillen traten bei den gelegentlichen Begegnungen so gemessen und so finster und feindselig einander gegenüber, wie die Chöre der feindlichen Brüder in Schiller's „Braut von Messina".

Dagegen hat die Schmire neben dem didaktischen Element der intimen Conversation auch erhebende Momente innigen Verständnisses und treuer Verbrüderung aufzuweisen. Wenn der lange Tisch von der Seitenwand in die Mitte des Zimmers unter das doppelarmige Gasrohr gerückt, Stühle und Bänke herangesetzt, das erlaubte Domino-, Schach- und Damenbretspiel und die unerlaubten fürchterlich schmuzigen Karten und Würfel abgeräumt werden, dann rauschen die Schwingen des Genius der Eintracht durch die pikant duftenden Tabackswolken und freudige Ahnung durchschauert alle, daß einer „die Schmire poniren", d. h. etwas für das Allgemeine zum besten geben will. Auch diese herrliche That wird mit dem gauner-technischen Ausdruck „Simche" *) geweiht.

In den Momenten der Simche sieht man nicht mehr an den Wänden die technischen Attribute der

---

*) Freude, Wonne.

polizeilichen Gewalt: Handschellen, Zwangsriemen, Zwangsjacken, Rohrstöcke in zahlreichen Varianten und mächtige Birkenruthen, von denen die eine, um — wie ein kinderlieber Beamter sagt — „das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden“ und um „einen freundlichen Eindruck auf die Kinderchen zu machen“, oben am Griff zierlich mit Rosaband umschlungen ist. Man strebt nur, sich gegen Ueberfall zu schützen, und fühlt es tief, daß Eintracht stark macht.

Die prophylaktischen Maßnahmen gegen feindselige Störungen der Simche liegen aber schon entweder im A-b-c der polizeilichen Taktik überhaupt, oder sind das Werk genialer Erfindung und scharfsinniger Benutzung des Augenblicks. Sie sind, summarisch gefaßt, die Negative zu allen positiven Maßregeln gegen das Entwischen einer Person aus einem gegebenen Raum. Die Commissare werden nicht gefürchtet, da sie selten nach zehn Uhr abends in ihrem anstoßenden Zimmer sind. Doch darf vor ihrer Entfernung der Constabler Brottig nicht unternehmen, mit seiner kräftigen Baßstimme „In diesen heiligen Hallen“ oder „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“ zu singen. Selbstverständlich müssen

auch die Nachtwächteroffiziere auf Runde abwesend sein. Die Thür auf den Hausflur hin wird verschlossen und der alte Castellan und Portier Lorenz Meyer, den statt einer Loge ein ungeheueres viereckiges, mindestens vier Fuß langes, kupfernes Kohlenbecken mit kolossalen Griffen und kurzen Dachsbeinen gegen die Winterkälte schützt, mit seinem Lehnstuhl und Kohlenbecken nahe an die verschlossene Thür gerückt und mit einem heißen Glas Grog und einer Pfälzercigarre versehen. In der Wahrnehmung der ihm übertragenen akustischen Telegraphie hat er vollendete Routine. Pocht er einmal mit dem Fingerknöchel gegen die Thür, so ist sein Glas leer; zweimal bedeutet Rückkehr einer Patrouille oder einer Runde; dreimal: die Ankunft eines Assessors, Rathes oder des Directors, oder einer sonstigen großen Gefahr. Meyer übt in voller Erkenntniß seiner Wichtigkeit bei der ihm übertragenen Function das akustische Telegraphistenamt mit dem absolutesten Despotismus. Bekommt er auf sein Privatsignal nicht sogleich ein neues Glas Grog, so telegraphirt er sofort „große Gefahr" und stört damit jedesmal drinnen die Gemüthlichkeit. Keiner mag den alten Fuchs, der allen nach dem Munde schwatzt und

jeden verklatscht. Alle wissen, daß zu ihrer Entrüstung der Alte bei seiner Kohlenpfanne hohnlachend mit dem Nachtwächterfeldwebel, der sein Schwiegersohn werden soll, den Grog theilt. In tödlicher Feindschaft steht Meyer aber mit dem zweiten Wachtmeister, der ihm mit unverhohlenem Grimm vorwirft, daß er einmal bei einer Urlaubsreise in die Heimat sich den Titel „Polizeiwachtmeister" angemaßt habe, und der ihn nur den „heiligen Lorenz" nennt, weil einmal ein über den Hausflur entwischender Gefangener ihn bei dem ohnmächtigen Versuch, ihn aufzuhalten, auf die glühende Kohlenpfanne gesetzt hat, seit welcher Zeit Meyer beständig klagt, „daß er es in der Medaille habe", und pensionirt zu werden wünscht. Viel heißer als die Kohlen brennt aber im Gedächtniß des heiligen Lorenz der Anblick der ungeheuern Pfanne, die ihm einmal im dienstlichen Schlafe von einem Paar verwegener Gauner unter den Füßen weggestohlen und in einen entfernten Stadttheil getragen worden ist, wo der einfältige Hehler sofort im tiefen Keller die wie ein chinesisches Tamtam ertönende Antiquität zu zerschlagen versuchte und gerade dadurch die Entdeckung und Wiedererlangung der Pfanne selbst herbeiführte.

Als einziger vorgeschobener Posten, oder als alleiniges detachirtes Außenwerk ist der heilige Lorenz so wichtig wie unentbehrlich. Darum wagt man auch nicht, es mit ihm zu verderben, obgleich die Situation bedenklich zu werden droht, wenn der Feldwebel wirklich sein Schwiegersohn werden sollte. Die im Innern der Schmire bei der Simche getroffenen Maßregeln verrathen aber auch eine durchaus verständige Benutzung des Gegebenen, besonders beim Sieden des Wassers zum Grog. Vom kolossalen Kachelofen in der Schmire mußte man von Anfang her absehen, da der Ofen nur von außen her geheizt wird. Geistvoll und glücklich war aber der seit Einrichtung der Gasbeleuchtung verwirklichte Gedanke, das Wasser über den Gasflammen zu sieden. Durch Actien wurde das Kapital zur Anschaffung zweier kleiner behender Weißblechkessel zusammengeschossen, und nun darin über den von den Brennern befreiten mächtig lodernden Flammen das Wasser zum Sieden gebracht. Auch die sich darbietende Schwierigkeit, vom Stuhle aus stehend und mit steifem Arme den Kessel über die Flamme zu halten, wobei eine gewissenhafte Ablösung von fünf Minuten zu fünf Minuten geboten war, wurde glück-

lich überwunden durch die Entdeckung der alten Rollen oben in der Zimmerdecke, an denen früher die Oellampen herabgehangen hatten. Die Sache ging prächtig, als Schnüre durch die Rollen gezogen und die Kessel angehängt wurden.

Die zwanzig bis dreißig Minuten, ehe das Wasser zum Sieden kommt, sind eigentlich von jeher die peinlichsten Momente der Simche, ungeachtet der heilige Lorenz draußen ebenso wohlgeschult wie interessirt ist und ungeachtet er vor dem Beginn zur Uebung wiederholt blinden Lärm machen und das Signal „große Gefahr" geben muß, worauf sofort mit dem Commando „Bos!" die Kessel abgelöst und in die „Wabe" geschoben werden. Deshalb werden während des Siedens selbst für alle Fälle noch expreß Runden auf die Hausflur geschickt und in besonders unsichern Zeiten eigene Lauerposten sogar bis dicht vor die große Hauptthür vorgeschoben.

Eine sehr bedeutsame Rolle spielt nun aber in der Schmire die sogenannte „Wabe". Dies ist der Spitzname für einen ungeheuer großen, von der Decke bis auf den Fußboden reichenden und fast die ganze lange Wand der einen Zimmerseite einnehmenden und mit einer Unzahl von Thüren versehenen Schrank,

den man eigentlich als eine kolossale Holzwand mit Schrankthüren bezeichnen kann. Gewiß existirt der Schrank in dieser, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, aus dem Kopfe eines vor langen Jahren unbeweint mit Tode abgegangenen nergeligen Polizeidirectors entsprungenen Idee und Form nur einmal innerhalb des deutschen Bundesgebiets. Zum beabsichtigten besondern Verschluß für jeden einzelnen Constabler konnten die einzelnen Räume dieses Schrankuniversums nicht dienen, da jeder Schlüssel zu allen Schränken paßte und auch die Constabler von jeher keine verschließbaren Geheimnisse voreinander in der Schmire hatten. Da man zur obern Schrankreihe nicht ohne Bank oder Leiter gelangen konnte, an den offenen Thüren der Mittelreihe sich aber den Kopf und an den untern Thüren die Schienbeine zerstieß, so blieb der beabsichtigte Zweck des wunderbaren Bauwerks von Anfang her dunkel und verborgen. Weil er nun aber mehr von der Zimmerdecke herabzuhängen als auf dem Fußboden zu stehen schien und eine Unzahl kleiner Gelasse hatte, welche wie zahlreiche Bienenzellen aneinandersaßen, so erhielt der Schrank bald den Namen der „Honigwabe" oder kurzweg der „Wabe", und der einzige

amtliche Gebrauch besteht bis zur Stunde darin, daß er zur Rücklehne dient, wenn bei den gemüthlichen Conversationen die Bank davorgesetzt wird. Dessenungeachtet ist die „Wabe" das Kernwerk der Wachtstube und auf das Zeichen der „großen Gefahr" werden alle geweihten Geräthschaften in die Wabe hineingeflüchtet. Dazu werden sofort bei Beginn der traulichen Sitzung einige Thüren in der obern Reihe geöffnet und bei einbrechender Gefahr von der Bank aus alle verdächtigen Dinge hineingeschoben, während die auf der andern Seite des Tisches Sitzenden behende die bereit gehaltenen Schach- und Damenbreter auf den Tisch zu setzen und die Haltung sinnender Spieler anzunehmen haben.

Noch steht die Schmire durch eine Thür mit dem anstoßenden Zimmer der Polizeicommissare in Verbindung. Das kleine, mit einer dunkeln Gardine verhängte Guckfenster dieser Thür eröffnet von jenem Zimmer aus den Blick in die Schmire und in ein recht buntes, komisches und urgemüthliches Treiben, das bei seiner Harmlosigkeit selbst dem insgeheim beobachtenden Vorgesetzten bei weitem mehr Ergötzlichkeit darbietet, als die Nothwendigkeit, dieses

interessante und vielfach auch sogar belehrende Treiben zu verkümmern.

Die übrige Einrichtung des alten unfreundlichen Polizeigebäudes unterscheidet sich kaum weiter von andern Gebäuden der Art. Im Hintergebäude über den Hof weg befindet sich das mit zahlreichen Zellen versehene Polizeigefängniß, welches gleichzeitig auch als Untersuchungsgefängniß benutzt wird. Im Hauptgebäude, eine Treppe hoch, befindet sich die ganze Reihe der Warte-, Verhör-, Sessions- und Conferenzzimmer, nebst den zahlreichen unvermeidlichen Schreiberstuben, wie man dieselben nur im lieben gesegneten deutschen Vaterlande in solcher reichlichen Fülle antrifft.

III.

Im geräumigen, freundlichen und sauber gehaltenen Zimmer der Polizeicommissare neben der Wachtstube steht in der Ecke beim ersten Fenster ein niedriger mit grünem Tuch überzogener, schön polirter, äußerst reinlich gehaltener Schreibtisch. Ueber demselben hängt an der Wand ein in öffentlichen Bureaux nur selten vorkommender Gegenstand, ein Spiegel. Vor dem Spiegel strahlt ein helles Gaslicht und wirft den vollen Schein auf einen schlanken, ansehnlichen Mann mit frischer Gesichtsfarbe, dunkelm Haar und stattlichem Schnurr- und Knebelbart. Der Mann ist in einen hellblauen Uniformrock mit goldgesticktem Kragen gekleidet. Auf der Brust prangen verschiedene blitzende Orden und am breiten Bande mit den Landesfarben um den Hals hängt ein glänzendes Commandeurkreuz auf die Brust herab. Das

große, kluge Auge des Mannes ist mit schwermüthigem Ernst auf den Spiegel gerichtet. Man würde den Mann für leblos halten, wenn er nicht bei seiner tiefsinnigen Betrachtung im Spiegel von Zeit zu Zeit, ohne den Blick vom Spiegel wegzuwenden, langsam das Gesicht wendete und dabei häufig mit einer eigenthümlichen Bewegung des einen oder des andern Nasenflügels und der Oberlippe aufschnöbe und dann feierlich und langsam mit der Hand den weit wegstehenden Zipfel des mächtigen Schnurrbarts glattstriche.

Ein schwerer Seufzer entringt sich der Brust des Mannes: „Warum nicht diese?“ „Und diese?“ Dabei langt der Mann aus der tiefsten Ecke des geöffneten Schreibtisches ein paar schon etwas abgenutzte Generalsepauletten hervor, welche er mit würdevollem Anstand unter die Achselbänder steckt. „Dreißig Dienstjahre und keinen Orden, keine würdige Stellung für einen Mann, der seine Schuldigkeit gethan hat!“

Der Polizeicommissar William Monday ist ein merkwürdiger Mann und eins der seltsamsten Exemplare, welche man in den deutschen Polizeibureaux in mannichfaltigster Auswahl finden kann. Er ist

von Geburt ein Engländer. Sein Vater war während der Continentalsperre einer der verwegensten Schmuggler gewesen, bis er endlich einmal von französischen Kriegsschiffen mit seinem behenden Lugger auf den Strand gejagt, von den französischen Behörden eifrig verfolgt und tief nach Deutschland hinein geflüchtet war, wo er bald starb und den einzigen Sohn hülflos in der Fremde zurückließ. Der mit hellem Verstande ausgerüstete Knabe wußte sich jedoch durchzuschlagen und endlich seine Carrière bei der Polizei zu machen und durfte als ein tüchtiger und zuverlässiger Beamter gelten. Stets beobachtete er ein sehr anständiges, wiewol meistens affectirtes Betragen, und bei seinem treffenden Witz und gutmüthigen Humor fehlte es ihm nicht an Gönnern und Freunden. Bei diesen Eigenschaften erschien sein fast zur Schwäche gewordener Hang, alles in englischer Manier zu treiben und sich und seiner Umgebung die möglichste Eleganz in der äußern Erscheinung zu verleihen, kaum begreiflich. Alles an ihm war sauber und correct. Kein Stäubchen fand sich an seiner Kleidung oder auf seinem Schreibtisch, in welchem immer das feinste Papier für seine Berichtconcepte vorräthig war. Bei seiner vor zwölf

Jahren gefeierten silbernen Hochzeit war er vierundfunfzig Jahre alt gewesen und niemals war er seitdem über dies Alter hinausgekommen. Sein schon lange greisendes Haar und Bart wurde immer mit vieler Sorgfalt und Mühe gefärbt und gepflegt. Sein natürlicher Humor riß ihn oft hin, auch im Verkehr mit ehrlichen Leuten Gaunerausdrücke zu gebrauchen, was sich ebenso seltsam machte wie seine Manie, den Engländer zu repräsentiren und sein schon stark germanisirtes Englisch anzubringen, ohne Rücksicht darauf, ob er verstanden wurde oder nicht. Obwol es sich für seine höhere amtliche Stellung nicht wohl eignete, suchte er doch mit Vorliebe verbrecherische Transportaten auf der Eisenbahn oder zu Wagen zu begleiten und auf der Hinreise geheimnißvolle Andeutungen über die wichtige und hohe Stellung der „politischen Gefangenen" zu machen, während er allein zurückkehrend in den ersten Gasthöfen abtrat und da den eigenthümlichen Engländer spielte. Bei dem häufig dadurch veranlaßten und nicht selten weit über seine Diäten hinausgehenden Aufwande scheute er sogar keine Opfer aus der eigenen Tasche. Seine Sonderbarkeit war wol der Anlaß, daß er noch nicht decorirt war, obschon er das

bei mehr als Einer Gelegenheit verdient hatte und sehnlichst wünschte. In unbelauschten Momenten hielt er, wie wir ihn heute sehen, mit einigen Blechorden Probe, wie ihm wol solche Orden stehen möchten. Zu seinem Leidwesen tragen die Commissare keine Uniform. Als ihm aber die Oberaufsicht über die stark desorganisirte Nachtwache übertragen worden war und er eines Tages in der Depositenkammer einen räthselhaften hellblauen Uniformrock entdeckt hatte, stellte er dem Director vor, daß ohne Uniform die Nachtwache keinen Respect vor ihm habe, bis ihm denn nun erlaubt wurde, während des Nachtdienstes eine Uniform zu tragen, ohne daß er jedoch am Tage sich damit sehen lassen durfte. Zur Genugthuung für diese harte Verkümmerung hielt er sich bei nächtlichen Begegnungen mit Vorliebe in der unmittelbaren Nähe der Laternen auf und ließ dabei stets seinen mächtigen Schleppsäbel, für welchen er als ehemaliger Cavalerist eine große Vorliebe hatte, mit möglichstem Geräusch auf dem Straßenpflaster rasseln. Die schönsten Momente aber feierte er, wenn sein Nachtdienst, wie das bei nächtlichen Feuersbrünsten häufig der Fall war, sich in den Tagesanbruch hineinzog und die müßige Zuschauermenge den ehr-

erbietig forschenden Blick auf die stets nur nachlässig vom grauen Civilmantel bedeckte strahlende Uniform fallen ließ. In solchen Momenten trat er selbst vor dem Director mit imponirender Hoheit auf und niemals konnte jemand mit größerer Würde die Ordnung auf der Straße aufrecht halten.

Mitten in seinen trüben Betrachtungen wurde Monday durch den raschen Eintritt eines stattlichen, schönen Mannes mit großen, klaren Augen und imponirendem Aeußern aus seinen Träumen geweckt. Im Nu hatte er die Flamme ausgeschroben und befand sich mit dem Ankömmling in tiefem Dunkel.

„Nun, was soll denn die Kinderei?“ ertönte die sonore Stimme des eingetretenen ersten Polizeicommissars Enders. „Wozu schraubst du die Flamme aus? Meinst du, ich hätte wieder nicht deine tolle Ordenskomödie gesehen? Wann wirst du den Unsinn aufgeben?“

„Was? Ordenskomödie? Meschugge?“ [1]) stotterte der überraschte Monday, während Enders deutlich das Klappern der hastig weggeworfenen Blechorden hörte.

---

[1]) Unsinnig.

„Nimm auch deine Epauletten ab", sagte Enders, ohne weiter auf Monday zu achten, indem er rasch die Flamme wieder anzündete, zur Klingel griff und dem aus der anstoßenden Wachtstube eintretenden Constabler befahl, sofort den ersten Wachtmeister herzubescheiden.

Monday hatte inzwischen hastig Orden und Epauletten abgenommen und in den Schreibtisch gesteckt und wandte sich dann zu Enders mit der Frage: „Was is Chidduſch?" [1])

„Laß dein verwünschtes Gaunergewäsch. Ich komme soeben vom Chef. Es soll noch heute ein Streifcorps nach Altendorf hinaus. Ich war schon in vergangener Nacht mit dem Assessor Müller draußen. Der ist auch den Tag über dort geblieben. Der Verdacht der Brandstiftung auf dem Schulzenhof fällt auf die aus dem Zuchthause entlassenen Mitglieder der alten Bande des Tammerfriedel, welche sich schon wiederholt in der Heide haben blicken lassen."

Zum eintretenden Wachtmeister sich wendend fuhr Enders fort: „Es soll noch heute Abend eine Streife

[1]) Was gibt's Neues.

auf der Heide um Altendorf angestellt werden. Sie haben sofort ein Commando von sechzehn Mann zusammenzuziehen und auf den Bahnhof zu beordern. Die Mannschaft begibt sich einzeln und still auf den Bahnhof und steigt hinten bei der Drehscheibe in den dort aufgestellten Wagen, der erst unmittelbar vor Abgang des Kurierzuges um zehn Uhr angehängt werden soll. Niemand darf aus dem Wagen blicken und früher auf dem Stationsplatz bei Altendorf aussteigen, als bis abgehängt und der Kurierzug weiter gegangen ist. Sie führen das Commando in aller Stille über die Heide westlich nach dem Steinbruch, wo Herr Assessor Müller die weitern Befehle ertheilen wird. Ich selbst fahre heimlich im Kurierzuge mit und werde Sie beim Steinbruch wiedersehen."

Während der Wachtmeister sich entfernte, wandte sich Enders zu seinem Collegen zurück und nahm nun mit Verwunderung wahr, daß dieser an die Verbindungsthür nach dem großen Paßbureau hingetreten war, aufmerksam durch das kleine Guckfenster derselben in das Bureau blickte und ihn geheimnißvoll heranwinkte. Beide wurden Zeugen einer merkwürdigen Scene.

Es war kurz vor dem Schluß des Gesindebureau. Nur der vertraute Schreiber Kränzel war noch mit dem Alten da und schrieb in dem mächtigen Gesinderegister. Hinter ihm, in der geöffneten Thür des „Stuhls", stand in der überaus kleidsamen bunten Landestracht eine schmucke, derbe Dirne aus dem fernen Mecklenburg, welches wegen seiner reichen Auswahl der gesundesten Ammen weithin berühmt ist. Der Alte schien sich ebenso sehr an der vollen Gestalt der jungen Dirne als an ihrem volltönigen Dialekt zu erfreuen und gab bei der gewohnten Anbringung einiger zweideutiger, witzelnder Gemeinplätze seinen Beifall durch einen zärtlichen Blick über die große runde Brille weg und durch ein wiederholtes wohlwollendes Kneipen in die rothen Wangen der Amme zu erkennen.

Plötzlich ertönten vom Eingange her eilige Tritte eines Mannes. Ohne vom Buche aufzusehen, rief Kränzel mit seiner knarrenden Stimme: „Morgen wieder!"

Erstaunt und entrüstet, daß der Eintretende diesen Zuruf nicht nur nicht beachtete, sondern sogar auch keck durch die Barrièrenthür herankam, blickte Krän-

zel auf und ließ dann einen verlegenen fragenden Blick auf den Alten im Stuhl fallen.

Der Ankömmling, ein kleiner blonder Mensch mit blassem, bartlosen, birnförmigen Gesicht, langer, spitzer Nase und großen, matten, grauen Augen, war dem verlegen auf ihn und den Alten blickenden Kränzel als der schon mehrfach bestrafte und unter Polizeiaufsicht gestellte Kellner Friedrich Schnuppe wohlbekannt. Dreist ging der Kellner auf den Stuhl zu, schob die Mecklenburgerin beiseite und verlangte mit kurzem, trotzigem Tone ein Paßvisum, da er ein Engagement nach Frankfurt habe und noch heute Abend mit dem Kurierzuge fort müsse.

Bei seinem Anblick wurde das Gesicht des Alten noch gelber. „Es ist jetzt weder überhaupt die Zeit zum Visiren, noch darf ich dich ohne besondere Erlaubniß wegvisiren lassen", sagte er kleinlaut.

„Einen schönen Gruß", flüsterte der Kellner mit grinsendem Lächeln, „und ich brauche zwanzig Thaler Reisegeld."

Dabei schob er dem Alten ein zusammengelegtes schmuziges Papier hin.

„Ein Visum nach Frankfurt, auf dem deponirten

Paß, lieber Kränzel, ausnahmsweise!" rief der Alte mit einem tiefen Seufzer dem in gespannter Erwartung lauschenden Paßschreiber zu und zählte dem Kellner zwanzig Thaler hin.

„Ich muß Papiergeld auf der Reise gebrauchen", erwiderte Schnuppe übermüthig.

Mit stechendem Blick auf den Kellner langte der Alte vier Fünfthalerscheine aus dem Schreibpulte heraus.

„So", sagte der Kellner langsam das Papiergeld in die Brieftasche steckend, während der Paßschreiber mürrisch den Paß heraussuchte und rasch mit Visum und Stempel versah. „Auf fröhliches Wiedersehen."

„Komm mir nicht wieder vor die Augen", flüsterte der Alte mit unterdrückter Wuth dem fortgehenden Kellner zu.

Die lauschenden Commissare blickten einander erstaunt an.

„Da ist etwas vorgefallen", sagte Monday.

„Der Bursche steht ja noch unter Polizeiaufsicht."

„Also doch noch die alte Beziehung zur kupplerischen Mutter", sprach Enders vor sich hin, „doch laß ihn gewähren. Ich fahre mit demselben Zuge und werde schon sehen, was zu thun ist."

Inzwischen hatte sich der mürrische Kränzel wieder an das Gesinderegister gemacht. Der erschöpfte Alte richtete sich langsam im Lehnstuhl auf und rief mit zarter, wehmüthiger Stimme: „Anna Amalia Katharina Suhrbeer aus Bützow, nimm deine Gesindekarte in Empfang, liebes Kind. Hast du soeben etwas von unserm Zwiegespräch verstanden?"

„Nä, wat schull'ck", sagte die Dirne, welche bescheiden seitwärts getreten war, „sei snacken hier tau Lann' sau'n leidig Tüg tausamen, dat keen vernünftig Mäkelbörg'sch Minsch dat verstahn kann."

„Ein so liebes Kind wird bald des Landes Brauch und Sprache begreifen lernen", fuhr der sich erholende Alte fort, indem er freundlich die streichelnde Hand über das buntgestickte Mieder des Mädchens bewegte.

„Nä", erwiderte die Dirne kichernd und in gemüthlicher Koketterie mit dem Elnbogen derb die Hand des Alten wegdrückend, „ick bün wiß auk grad' nicht mit'n Dummbüdel kloppt."

„Morgen wieder!" tönte abermals die Stimme des gereizten Kränzel, als wiederum von der Thür her Schritte ertönten.

„Morgen wieder!!"

„Nun, nun, ich wollte —", tönte es aus dem Dunkel.

„Morgen wieder!! — — — deutsch verstehn?!" rief Kränzel noch heftiger, ohne aufzublicken.

„Nur nicht so aufbrausend —"

„Infamtiger — —", schrie Kränzel.

„Bringen Sie den Schwei — —", donnerte es aus dem Stuhl über die Schulter der Amme weg.

Aber beiden erstarb das Wort auf der Zunge. Um den unerhört frechen Raisonneur ins Auge zu fassen, hatte Kränzel wüthend den Lampenschirm in die Höhe gerissen. Klirrend fiel das Lampenglas herab und die flackernde Flamme entzündete den Schirm, welchen der erstarrte Kränzel mit hochgestrecktem Arm wie die Fackel eines zürnenden Racheengels emporhielt.

In dem Eintretenden erkannten beide den derzeitigen Chef, den Geheimen Regierungsrath von Mühlenheim.

„Bringen Sie die liederliche Person in die Wache", stotterte der aufs äußerste in Verlegenheit gesetzte Alte.

„Seien Sie vorsichtig", sagte der Geheime Re-

gierungsrath, indem er rasch zurückging und das Zimmer verließ.

Alles das geschah in Einem Moment. Beide Beamte bemerkten die Entfernung des Chefs nicht eher, als bis die Flamme des brennenden Schirmes an die Hand des wie ein Candelaber unbeweglich dastehenden Kränzel züngelte. Mit einem Schrei ließ dieser den Schirm niederfallen.

„Wat?" schrie die erzürnte Mecklenburgerin dazwischen, „liederliche Person? Un hev man erst einmal Mellör hatt un 'n fasten Brügam? Un' erst kleit mi de ohl Prükenkopp un' nu schall'ck 'n liederliche Person wäsen un schall in't Lock?!"

Aber keiner achtete auf die zornmüthige Apologie der an ihrer Ehre schwer gekränkten Amalthea. Denn der Alte hatte die Stuhlthür zugeschlagen und sich selbst vernichtet in den Lehnstuhl zurückgeworfen. Mit Entsetzen nahm aber Kränzel jetzt wahr, daß der brennende Lampenschirm die alte Strohfußdecke entzündet hatte. Sein Geist erwachte an der drohenden Gefahr. Pfeilschnell eilte er an des Alten Schrank, langte in die Tiefe und bekämpfte hastig zurückeilend mit einigen kühnen Güssen sieghaft das gefahrdrohende Element. Dann öffnete er den Stuhl

und blickte theilnehmend auf seinen vorgesetzten Leidensgefährten nieder, welcher vernichtet aus dem Lehnstuhl zu ihm aufschaute und, mit einem Blick auf das Löschungsmittel in der Hand seines Untergebenen, auch jetzt dessen Dienstwilligkeit nicht verkennend, mit brechender Stimme sagte: „Nein, Kränzel, nehmen Sie nur weg; es ist aus mit mir; ich habe nichts mehr nöthig auf dieser Welt."

Gehorsam zog Kränzel sich zurück, brachte alles in Ordnung, schloß Schränke und Pulte ab und führte den Alten aus dem Stuhl.

„Bringen Sie mich nach Hause, lieber Kränzel", ächzte der Alte. „Ich mache heute keine Partie."

„Schall'ck denn nu iernstlich in't Lock?" fragte die ganz vergessene Amme die Vorüberschreitenden.

„Geh' in Gottes Namen nach Hause, mein liebes Kind", antwortete der Alte mit milder Wehmuth.

„Dat wier man 'n Glück, dat da rieklich in wier", bemerkte freudig gehoben die gutmüthige Dirne und erbot sich sogar, den Alten nach Hause zu begleiten, was jedoch dankbar abgelehnt wurde.

Während noch die beiden lauschenden Commissare über das Drama herzlich lachten, wurde Enders be-

nachrichtigt, daß der Chef ihn oben im Conferenzzimmer erwarte. Sofort eilte Enders hinauf und ließ seinen Collegen mit seiner Uniform, seinen Epauletten und Orden und mit seiner Selbstbetrachtung im Zimmer zurück.

„Mein lieber Enders", redete der Geheime Regierungsrath den ins Conferenzzimmer Eintretenden an, „ich weiß, daß Sie seit heute früh vier Uhr thätig gewesen sind und für diese Nacht ein ernstes und anstrengendes Unternehmen vorhaben. Ich habe mich überzeugt, daß ich mich auf Sie wie auf niemand anders verlassen kann, obgleich ich Ihre Ueberhäufung mit Arbeit selbst ungerecht nennen muß. Doch kann ich heute nicht anders. Um kurz zu sein: kaum hatten Sie mich heute Abend verlassen, so fuhr Seine Excellenz der Herr Minister des Innern bei mir vor und theilte mir eine höchst unangenehme Sache mit. Gestern Abend war Soirée bei ihm. Ich war selbst da. Kurz vor dem Souper vermißte er aus dem Spielzimmer eine reich mit Brillanten besetzte goldene Dose mit dem Bildniß unsers allergnädigsten Fürsten. Der Verlust der Dose fällt ihm zwiefach unangenehm, da sie ein Geschenk allerhöchster Gnade ist. Sie war kurz vor Beendigung des L'Hombre

herumgezeigt und bewundert worden. Ich habe sie selbst noch bei der Beendigung des Spiels auf dem Spieltisch gesehen. Die Excellenz glaubte gestern Abend, daß die Dose irgendwohin verlegt worden sei. Heute aber stellt sich der Verdacht einer Entwendung heraus, indem heute auch eine nicht geringe Menge Silbergeräth aus der Stube der Oberköchin neben der Küche vermißt wird."

„Ist Excellenz der Domestiken sicher?"

„Die Domestiken sind erprobte Leute, und der Minister weist jeden Verdacht von ihnen zurück. Heute Nachmittag hat der Kutscher im Garten hart an der Mauer nach der Promenade hin einen Zuckerlöffel gefunden, wie auch an der Mauer selbst Spuren vom Uebersteigen sich gezeigt haben. Unbegreiflich erscheint es, wie jemand in die Stube hat kommen können, da diese hart neben der Küche liegt, welche keinen Augenblick ohne Aufsicht gelassen worden ist."

„Ich kenne die Localität. Die Küche liegt unten im Seitenflügel gleich vorn und hat eine Ausgangsthür nach dem Hofe. An der Küche führt ein langer Corridor vorbei nach dem Closet am äußersten

Ende des Flügels, wo sich noch eine besondere Thür nach dem Garten befindet."

„Ganz recht. Diese Thür ist stets verschlossen und auch gestern nicht geöffnet worden."

„Aber aus der Stube der Oberköchin führt auch eine Thür auf den Corridor."

„Allerdings. Aber auch diese ist stets verschlossen, da die Oberköchin beständig von der Küche her in ihre Stube geht. Auch selbst diese Verbindungsthür aus der Küche ist gestern von der Oberköchin, nachdem das Silbergeräth in die Stube getragen war, abgeschlossen worden. Die Fenster nach dem Hofe sind zugehängt und unversehrt geblieben."

„So scheinen Nachschlüssel gebraucht zu sein."

„Höchst wahrscheinlich. Aber wer könnte sich über den ganzen von Domestiken bewachten Hausflur bei der offen stehenden Küche vorbei in den Corridor hineingewagt haben?"

„So könnte ein Einverständniß mit den Domestiken, oder —"

„Oder?"

„Verzeihen Sie die Frage. Waren fremde Gäste —?"

„Wo denken Sie hin? Es war nur ein Cirkel

von höchstens zwanzig Personen, und alle bekannt untereinander. Doch ich will Sie nicht verwirren. Ich will Ihnen zu Ihrer Beruhigung die Liste der geladenen Gäste verschaffen. Vorderhand ist hier das Verzeichniß der vermißten Silbersachen. Geben Sie Auftrag zum sofortigen Druck von Laufzetteln an Juweliere und Pfandleiher. Uebrigens ist der Rath Strenge mit einer Disciplinaruntersuchung gegen die Nachtwache beauftragt. Die Nachlässigkeit ist unerhört. Doch ich will Sie nicht aufhalten. Ich wünsche Ihnen Erfolg auf der Reise. Es ist alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung. Aber, Herr Geheimer Regierungsrath —"

„Nun?"

„Darf ich morgen die Einladungsliste erwarten?"

Mit prüfendem Blick sah der wohlwollende Chef auf seinen Untergebenen. „Sonderbar", sagte er sinnend vor sich hin, „ich selbst stehe mit auf der Liste. Doch sollen Sie morgen die Liste haben."

Freundlich reichte der Chef dem diensteifrigen, braven Untergebenen die Hand, welcher geehrt und dankbar sich verneigte und dem gütigen Chef bei dessen Weggange einen freudigen Blick nachsandte.

IV.

Am Rande des langen Fichtenwaldes, welcher zwei Meilen von der Residenz entfernt durch eine große Heidestrecke sich zieht, gingen um Mitternacht zwei in dichte, warme Kleidung gehüllte Männer nebeneinander. Es lag ein eigenthümlicher Schein auf der öden Gegend. Der Vollmond vermochte nicht durch die feste nebelige Wolkenschicht zu dringen, und ebenso wenig konnten die am heutigen Abend spärlich herabgefallenen Schneeflocken eine scheinende Decke bilden, auf welcher sich auch schon in beträchtlicher Entfernung bewegliche Gegenstände besonders deutlich erkennen lassen. Es war jenes unheimliche Halbdunkel, wie solches häufig auch schon in Novembernächten dem stärkern Schneefall voraufgeht. Dabei herrschte so wenig eigentliche Kälte, daß der Boden an feuchten Stellen noch nicht hatte festfrieren

können. Ebenso wenig war die Luftbewegung lebhaft zu nennen. Dennoch brachte der leichte Windzug eine stechende feuchte Kälte hervor, wie solche besonders dem Jäger auf dem abendlichen Anstand empfindlich fällt und selbst den Wechsel des Wildes zu beschränken vermag, welches vielmehr gern den Schutz im Waldesdickicht aufsucht.

Etwa zweihundert Schritte vom Waldrande entfernt senkt sich der Erdboden ziemlich steil zu einem weiten, tiefen Grunde ab, welcher in früherer Zeit als Steinbruch benutzt, jetzt aber schon lange aufgegeben und mit wildem Gestrüpp durchwachsen ist, auch mancherlei Raubthieren zum Schlupfwinkel und nicht selten dem diebischen Gesindel zur „Küche", d. h. zum Stelldichein und Versteck dient. Der Name ist dem schauerlichen Orte verblieben, besonders steht der Steinbruch im Verruf und wird namentlich vom abergläubischen Landvolk ängstlich gemieden, seitdem hier vor Jahren die Leiche eines von Wilddieben erschossenen Jägers gefunden wurde. Selbst auch der muthige Jäger vermeidet daher gern den Steinbruch.

„Ich muß gestehen, lieber Enders", unterbrach der jüngere der beiden Männer, dessen schlanke Ge-

stalt sich auch in der dichtgeknöpften Winterkleidung erkennen ließ, das bisherige Stillschweigen, „trotz der Neuheit der Situation finde ich denn doch, daß im späten November, um Mitternacht, zwischen Heide und Wald, die Poesie des Polizeilebens immer erst erwartet werden muß, wie das Wild vom Jäger auf dem Anstand."

„Ich beneide in solcher Jahreszeit weder den Jäger noch den patrouillirenden Gensdarmen, wenn ihm ein Wilddieb im nächtlichen Dunkel begegnet. Ich kenne kein Unternehmen, welches mich ernster stimmt als eine solche, ohnehin im Resultat den gehegten Erwartungen selten entsprechende Streife nach Diebesgesindel, welches seine Flucht fast immer durch einen sichern Schuß ermöglicht. Mir selbst ist schon zweimal die Kugel dicht beim Kopfe vorbeigesaust. Wer die Verzweiflung und die gerade durch das Wildern mehr als durch irgendetwas anderes geförderte Mordsucht des Gesindels kennen gelernt hat, wird den Jäger und Gensdarmen nicht verdammen, wenn er, da es Leben um Leben gilt, nach dem Wilderer schießt wie nach dem Wilde. Dahin hat die Jagdgesetzgebung es gebracht."

„Wohl wahr, wenn auch sehr hart. Doch in die

Versuchung gerathe ich nicht, da ich nicht wie Sie meinen Revolver zu mir gesteckt habe."

„Vorsicht ist immer gut und ist auch niemals Muthlosigkeit. Glauben Sie mir, Herr Assessor, am Verhörtisch, dem gefangenen Verbrecher gegenüber, hat man selten einen richtigen Begriff davon, wieviel Gefahr zu überwinden war, und welcher entschlossene Muth und ernster Kampf dazu gehörte, den Verbrecher vor diesen Tisch zu bringen. Selten wird das Verdienst des Unterbeamten richtig erkannt, viel häufiger wird die Erfolglosigkeit seiner schweren Mühe getadelt, ja gestraft, und höchstens sein Tod bemitleidet. — Doch es geht auf Mitternacht und das Commando ist noch nicht hier."

„Der Oberförster hat seine Forstbeamten auf jener Seite des Waldes aufgestellt. Von hier aus soll die Richtung quer über die drei Schneisen bis jenseits an die junge Schonung gehen, wo wir mit dem Oberförster zusammentreffen."

„Hörten Sie nicht das Schnaufen eines Pferdes vom Steinbruch her?" fragte Enders scharf hinüberblickend. „Lassen Sie uns in diesen Graben hocken, dort steigt eine Gestalt auf den Rand des Steinbruchs", flüsterte er noch leiser, indem er sich

mit dem Assessor rückwärts in den Waldgraben kauerte.

„Es wird einer unserer Jäger sein", flüsterte der Assessor Müller neben ihm.

„Es ist ein Wilddieb", raunte Enders, indem er das Gesicht dicht zum Grabenrande herabsenkte, „ich sehe gegen den Horizont, daß eine Büchse in seinem Arm lehnt."

Am obern Rande des Steinbruchs schlich eine dunkle, kurze, gedrungene Männergestalt schräg nach der untern Waldspitze zu.

„Es ist in der That ein Wilddieb", sagte Enders. „Er wird sich dort unten aufstellen und uns sicher nicht entgehen, wenn das Commando nur noch fünf Minuten fortbleibt."

Lauschend blieben beide im Graben stehen. Dann stiegen sie nach einer kurzen Weile heraus und sahen, wie die Gestalt die Richtung änderte und den Weg nach der unfernen Chaussee einschlug. Vorsichtig verließen beide den Graben und gingen dem von der andern Seite herannahenden Commando entgegen, um zur möglichsten Stille zu mahnen.

Die führenden Jäger vertheilten lautlos ihre Streifkette längs des Waldes. Der Assessor hielt sich mit

Enders hinter dem rechten Flügel unten nach dem Waldsaum hin. Bei jeder Schneise sollte so lange halt gemacht werden, bis die ganze Kette aus dem durchstreiften Waldtheile herausgekommen sein würde.

Nach einer Viertelstunde rückte die aufgestellte Kette in den Wald. Enders ging scharf umherspähend noch eine Strecke gegen den Steinbruch zurück und drückte gegen den Assessor seinen Zweifel aus, daß der Wildschütz sich der Waldspitze zugewandt habe. Beide wandten sich dann zum Walde zurück, um den rechten Flügel der Streifkette einzuholen, welcher auf dem gegen die Chaussee sich absenkenden Waldterrain bereits ziemlich weit vorgedrungen war.

„Ich finde es im Walde gerade nicht viel dunkler als auf der Heide", unterbrach der Assessor das Schweigen, nachdem sie etwas tiefer eingedrungen waren.

„Wir sind noch im lichtern Anfang. Doch liegt im geschützten Walde an offenen Stellen der Schnee stets dichter und wirft da einen hellern Schein um sich."

Indem beide der Senkung des Terrains folgend eine schräge Richtung durch den Wald einschlugen

und so mehr und mehr dem westlichen Waldsaume sich näherten, unterbrach abermals der Assessor das Stillschweigen mit der Frage an Enders, wie ihm die Verhaftung des Kellners Schnuppe gelungen sei?

„Durch einen Zufall", erzählte Enders, „erfuhr ich heute Abend, daß er mit dem Kurierzuge nach Frankfurt wollte. Er kam kurz vor zehn Uhr mit seinem kleinen, aber schweren Reisesack, den er zu sich ins Coupé nahm. Es machte ihn sichtlich verlegen, als ich mich ganz unerwartet zu ihm setzte, mit ihm fuhr und ihn unterwegs über Zweck und Ziel seiner Reise befragte. Ich verhaftete ihn unbedenklich, da er noch unter Polizeiaufsicht steht, und ließ ihn von der Station zur Residenz zurücktransportiren. Die Verhaftung ist um so glücklicher, als Schnuppe eine beträchtliche Baarschaft in seinem Reisesack hatte; auch fand sich eine alte dreigehäusige Uhr im Reisesack vor, über deren Erwerb er widersprechende Angaben machte."

„Eine dreigehäusige Uhr hat der beraubte Schulze im Besitz gehabt. Die bereits begonnene Aufräumung des Brandschuttes wird vielleicht ergeben, ob die Uhr im Hause geblieben oder gestohlen ist."

„Die Arretirung hätte gefährlich werden können,

da der verwegene Mensch einen Dolch in der Brusttasche hatte. Gleich bei meinem Einsteigen in das Coupé griff er in die Tasche. Doch scheint ihn die Gegenwart eines dritten Reisenden, welcher dicht verhüllt in der fernen Ecke saß, verhindert zu haben, mir blutigen Widerstand zu leisten. Mir schien der Fremde kein anderer zu sein als der polnische Graf Vceny."

„Der Graf Vceny? auf dem dritten Fahrplatz?"

„Ich kann mich getäuscht haben. Auch verließ der Reisende bei der Arretirung des Schnuppe das Coupé, sodaß ich ihn bald aus den Augen verlor. Aber wir sind zu weit zurückgeblieben. Dort unten zieht sich der Wald gegen den Bruch hin. Wir werden diese kleine Wiese durchschneiden können."

„Ich glaube wir halten uns zu weit rechts. Ich will an dem Rande des Bruches entlang gehen, während Sie um den Hügel im Walde den Weg nehmen. Wir treffen hinter dem Hügel zusammen."

Während Enders ohne Widerspruch, wenn auch nicht ohne einen besorgten Blick auf den Assessor waldwärts um den Hügel herum den Weg einschlug, ging der Assessor unterhalb des Hügels am Bruche

entlang, welcher hier durch einen ziemlich hohen Grabenwall vom Walde getrennt war. Kaum hatte er etwa hundert Schritte zurückgelegt, als er von der Mitte des Bruches her eine Gestalt gegen den Wald heranschleichen sah, in welcher augenblicklich der Wildschütz vom Steinbruch her zu erkennen war. Die Gefahr begreifend, da er schon vollkommen im Bereich der Büchse sich befand, hielt der Assessor es für das Gerathenste, seinem Begleiter kein Zeichen zu geben, sondern behende gegen den Grabenwall hinter einen dichten Schwarzdornbusch unweit einer schief gegen den Bruch geneigten Weide sich niederzuducken, von wo aus er den Wildschützen beobachten konnte. Schon glaubte er sich entdeckt, da der Wildschütz stehen blieb und lauschend umherblickte.

„Hu—u—u—u—u!" tönte plötzlich aus dem Munde des Wildschützen ein täuschend nachgeahmter schrillender Eulenruf.

Sofort antwortete ein ähnlicher Ruf von der Chaussee her, und bald darauf trat eine dichtvermummte Gestalt auf den Wildschützen zu, mit dem flüsternden Gruß: „Nerkoscher Tammer." [1])

---

[1]) Guten Abend, Schinder.

„Masel tof, Bocher“ [1]), entgegnete der Wildschütz mit heiserer, fast grunzender Stimme.

„Hab' in der Küche Kippesch melochnet“ [2]), flüsterte der andere, „und 's Mechullesuschen geront.[3]) Du rachwenst auf Zajid as 'n chenneter grandiger Sims.“ [4])

„Kannst'n Zwichen in Zwängerlingsmulje planten?“ [5]) entgegnete spöttisch der Angeredete.

„Was 's Chidduschi?“ [6])

„Rone das Fuchs Eisessinche. Tof Sohof, kesser Sohof! Ewenetowes, godele Chefzos!“ [7])

„Choze! Choze!“ [8]) rief der Wilderer, nach dem Gegenstand greifend.

„Klomer Käs!“ [9]) sagte der Ankömmling, den Gegenstand zurückziehend.

---

[1]) Glück auf Student.

[2]) Habe im Versteck nachgespürt.

[3]) Und habe das Pferd aus dem Mechullekrug gesehen.

[4]) Du reitest ja auf die Jagd wie ein feiner hochadelicher Herr!

[5]) Kannst du einen Hirsch in die Westentasche stecken?

[6]) Was gibt's Neues.

[7]) Schau die goldene Tabacksdose. Feines Gold, Krongold, Brillanten, große Kostbarkeiten.

[8]) Halb ab! Halb ab!

[9]) Prost Mahlzeit!

„Ma joker?“ [1]) fragte der andere gierig die Hand ausstreckend.

„Gehandelt im Paltin von Godel-Rosch Medine“ [2]), fuhr der andere fort, den Gegenstand trotz der Dunkelheit vorzeigend und betrachtend. „Oberkünftig mit Zure von Malches Sorer.“ [3])

„Wo's Zure?“ [4])

„Abgefetzt vom Parrach; hat sie maschliach gewesen an Godel-Rosch Medine mit Bedaur in Mokum.“ [5])

Ein heiseres Lachen unterbrach den Erzähler. „Schibboles von Massematten! Kamme schuckt d'Schore?“ [6])

„Beis meos Ratten.“ [7])

„Oi, godeler Jakron! Was schefft in Klumnick?“ [8]) Dabei griff er begierig nach einem großen

---

[1]) Wie theuer?

[2]) Gestohlen im Palais des Ministers.

[3]) Obenauf mit dem Porträt des Landesherrn.

[4]) Wo ist das Porträt?

[5]) Abgebrochen vom Parrach (Grindkopf); hat es dem Minister mit der Stadtpost zugeschickt.

[6]) Sein Antheil an der Beute. Was kostet die Waare.

[7]) Zweihundert Thaler.

[8]) O du Wucherer! Was ist in dem Beutel?

schweren Beutel, welchen er erst jetzt beim Ankömmling bemerkte und befühlte.

„Geschabbert Kessef!“ [1])

„Gekachelt von Parrach, auf Kittenschub; auch bei Godel-Rosch Medine. Leg's k'wure.“ [2]) Damit übergab er dem Wildschützen den Beutel.

Da prasselte es plötzlich in den Zweigen und ein stattlicher Hirsch stürmte aus dem Walde über den Bruch hin. Hastig warf der Wildschütz den Beutel nieder und riß die Büchse von der Schulter. Doch ehe er sich schußfertig machen konnte, war das edle Thier in der Dunkelheit verschwunden.

Stutzig blickte der Wildschütz in den Wald hinein. „Lo beducht?“ [3]) sagte er dann vor sich hin. „Will noch ein Zwichen schnellen für'n Kober, ehe die Lewone unterbau is. [4]) Sollst achschuw dein Schiboles von Massematten bei Rosch Kefar haben.“ [5])

---

[1]) Zerbrochenes Silbergeräth.

[2]) Vom Parrach mit Einschleichen aus der Küche des Ministers geholt. Leg's beiseite.

[3]) Ist's nicht richtig?

[4]) Will noch einen Hirsch schießen, ehe der Mond untergeht.

[5]) Du sollst jetzt auch noch deinen Antheil haben vom Einbruch beim Schulzen..

Mit diesen Worten schritt er in gerader Richtung auf den Assessor zu bis an den Graben quer vor dem Grabenwall, ging im seichten Wasser des Grabens am Walle entlang bis an die überhängende Weide und holte aus der Höhlung unten am Fuß derselben einen Geldbeutel heraus, an dessen Stelle er den soeben empfangenen schweren Beutel hineinsteckte. Dann watete er im Graben zurück und ging in der frühern Richtung auf seinen Gefährten zu, welcher den Geldbeutel an sich nahm und vom Wilddieb noch einige Schritte weit begleitet wurde.

Dann kehrte der Wildschütz allein zurück und stellte sich, kaum zehn Schritte vom Assessor entfernt, hart am Graben auf den Anstand.

Deutlich hörte der Assessor das Knacken beim Spannen des Hahnes. Heftig pochte ihm das Herz. Kaum wagte er zu athmen. Er war ohne Waffe. Zu spät kam ihm des wackern Enders Warnung in Erinnerung. Er konnte weder selbst einen Angriff wagen, noch Enders herbeirufen, dessen Revolver ohnehin lange nicht so weit reichte wie des Wilderers Büchse.

Seine gefährliche Lage sollte jedoch nicht lange währen. Denn nach einigen Minuten brach eine

Hirschkuh mit einem Schmalthier aus dem Walde, von einem prächtigen Sechzehnender gefolgt. Dicht beim Assessor und dem Wildschützen brach das Rudel auf den Bruch hinaus. Unwillkürlich sprang der Assessor auf und in demselben Moment knallte der Schuß des Wilddiebes über den Bruch hin. Hell klatschte die Kugel auf das Blatt des edeln Hirsches, der sogleich hoch aufbäumte und überschlagend zu Boden stürzte.

Mit einem wilden Schrei stürzte der Wilddieb auf den Anschuß hin. Da eilte Enders in athemloser Hast hinter dem Hügel aus dem Walde hervor und sogleich, als er den Assessor lebend auf dem Grabenwall sah, an diesem vorbei auf den Wildschützen zu, welcher sich zum Abfangen des Hirsches anschickte. Sofort griff der Wildschütz nach seiner Büchse, welche er im Laufen zu laden suchte, rannte quer durch den Bruch und verschwand im Dunkel, während Enders aufs gerathewohl ihm drei Schüsse aus dem Revolver nachsandte. Dann wandte sich Enders zum Assessor zurück, welcher ihm schweigend die Hand drückte und mit kurzen Worten das Erlebniß erzählte.

Die vier Schüsse hatten die Aufmerksamkeit der

ganzen Streifkette erregt, welche bereits bis zur ersten Schneise vorgedrungen war, nun aber hastig zum Bruche zurückeilte. Während ein Blick auf den verendeten Hirsch und ein kurzes Wort die Sache aufklärte, eilten die Jäger zur Durchsuchung in den Bruch. Nach kurzer Zeit hörten die Zurückbleibenden den schwerfälligen Galop eines Pferdes von der Chaussee her und zugleich auch einen Schuß. Die bald darauf zurückkehrenden Jäger theilten mit, daß sie auf der Chaussee einen Reiter im Galop hätten davonsprengen sehen, und daß einer von ihnen, welcher der Chaussee am nächsten gestanden habe, dem von dem Steinbruche her sprengenden Reiter eine Kugel aufs gerathewohl in der Dunkelheit nachgeschickt habe. Weiter war im kleinen Bruche nichts zu finden gewesen.

Von Erstaunen wurden alle ergriffen, als jetzt der Assessor das kaum vergangene Erlebniß mittheilte, und als darauf beim Scheine einer Blendlaterne der nahe Weidenbaum untersucht wurde. Der nur halbe rinnenförmige Stamm bedeckte wie ein Schutzdach den Eingang einer Fuchshöhle, welche zwar den Jägern bekannt, jedoch als alter verlassener Fuchsbau schon lange nicht mehr beachtet

worden war, zumal vor der Oeffnung üppiges Heidekraut wucherte und auch nicht die geringste Spur eines Pfades zur Höhle zu entdecken war.

Die Hauptröhre des Fuchsbaues führte gleich rechts vom Stamme mit geringer Vertiefung in die Fuchskammer und war ersichtlich schon vom Stamme ab durch Menschenhand erweitert worden. Sechs Fuß weiter rechts fand sich der Ausgang der Fluchtröhre fast unbemerkbar mit einem Ballen Heidekraut versetzt. Bei der Untersuchung des überaus schlau und glücklich zu einer sogenannten „Lege" oder Versteck benutzten Fuchsbaues fanden sich mehrere gezeichnete Geldbeutel mit Gold- und Silbermünzen und verschiedenartige werthvolle Gegenstände vor. Alles wurde in zwei große, ebenfalls im Fuchsbau gefundene, mit Blut beschmuzte Wilderersäcke gepackt. Die meiste Aufmerksamkeit erregte der erst vor wenigen Minuten in die Lege versenkte Beutel, bei dessen Oeffnung sich eine Menge zerbrochenes und zerhacktes, hellpolirtes und zum Theil vergoldetes Silber vorfand. Auf einigen Stücken war das Wappen des erst vor vierundzwanzig Stunden auf unerklärliche Weise bestohlenen Ministers gravirt.

Mitten in dieser Untersuchung schwirrte eine von einem dumpfen Knalle begleitete Kugel über die Köpfe der am Weidenbaum Beschäftigten hinweg gegen die auf die Krone des Grabenwalles gestellte Blendlaterne, welche klirrend herunterfiel und augenblicklich erlosch. Von der Chaussee her ertönte ein lauter schrillender Eulenruf: „Uhu—u—u—u—u!“

Außer sich vor Ueberraschung und Wuth, stürzten Jäger und Constabler, ohne einen Befehl abzuwarten, über den Bruch zur Chaussee hinan, um des spiellos verwegenen Wilddiebes habhaft zu werden. Nach langem vergeblichen Durchstreifen der ganzen Umgebung kehrten alle zurück. Der Wilddieb war verschwunden. Man entschloß sich, eine Wache bei dem Weidenbaum bis Tagesanbruch aufzustellen und in einer Truppe quer durch den nun doch schon alarmirten Wald zu gehen, bei der dritten Schneise mit dem dort harrenden Oberförster sich zu vereinigen, dann aber die Colonie jenseit des Waldes und namentlich den in derselben befindlichen Mechullekrug zu visitiren, obschon Enders mit dem Assessor darin übereinstimmte, daß nach den bisherigen Vorgängen dort kaum noch irgendwelche günstige Erfolge zu erreichen sein würden.

V.

Unter Führung eines alten Jägers, welcher sich in seiner Bekanntschaft mit Wald und Weg wie im Jägerlatein als Meister ersten Ranges auswies, erreichte der Zug endlich die dritte Schneise, wo der von Jägern begleitete Oberförster mittheilte, daß man auch auf dieser Seite des Waldes die Schüsse gehört und auch bald darauf den Galop eines Reiters von der Heide herüber deutlich vernommen habe. Dies gab einige Hoffnung, daß der Reiter in der Colonie und besonders in deren verrufenem Wirthshause, dem Mechullekrug, gefunden werden könnte. Es ward daher beschlossen den Krug zu visitiren.

Vor funfzig Jahren hatte man versucht, eine Colonie mitten in der großen Heide anzulegen, um dieselbe neben der schon länger gepflegten Forstcultur

allmählich anzubauen und nutzbar zu machen. In den damaligen bewegten Kriegszeiten war man bei der Auswahl der Colonisten nicht allzu strenge und daher auch keineswegs glücklich gewesen. Die Kriegszüge hatten damals in Deutschland alle unlautern Elemente in Bewegung gesetzt. So waren unter den anfänglich nur auf zwölf Familien beschränkten Colonisten sogar auch Verbrecher, unter andern auch Mitglieder der versprengten rheinischen und neuwieder Banden, mit eingeschlichen, sodaß die von der Colonie gehegten Hoffnungen durchaus unerfüllt blieben. Das Gesindel wurde vielmehr durch seine vielfachen Diebereien zur schweren Plage der ganzen Umgebung und hielt die Polizei- und Strafbehörden vermöge seiner zahlreichen Verbrechen und seiner verbrecherischen Verbindungen durch das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaus in unausgesetzter Thätigkeit. So war denn auch vor sechzehn Jahren in der Residenz eine sehr umfangreiche Untersuchung gegen eine Gaunerbande geführt worden, deren Verbindungen beinahe in alle deutsche Länder hineinreichten.

Das Haupt der Bande, der weit und breit berüchtigte Tammerfriedel, hatte die Abdeckerei in der Heide besessen und war, wie es hieß, nach Amerika

entflohen, sobald die Untersuchung begann. Obgleich diese mit großer Strenge geführt und eine Menge Verbrecher eingezogen wurde, mußte man sich doch sehr bald überzeugen, daß noch lange nicht die ganze Bande unschädlich gemacht worden war. Denn die Diebstähle, Einbrüche und sogar Raubanfälle dauerten fort und selbst in der Residenz wurden zahlreiche und verwegene Gaunereien ausgeführt. Dazu hatten sich nun aber auch arge Nachlässigkeiten und Mißbräuche in der Polizeiverwaltung herausgestellt, sodaß der Polizeidirector hatte zurücktreten, und die Absetzung mehrerer höherer und niederer Beamten folgen müssen. Um allen diesen Uebelständen kräftig entgegenzutreten, war dem Regierungsrath der Auftrag geworden, die einstweilige Verwaltung der Polizei zu übernehmen und eine gründliche Organisation dieses wichtigen Verwaltungszweiges zu schaffen.

Die Feuersbrunst in verwichener Nacht hatte das größte Aufsehen erregt. Altendorf lag nur zwei Meilen von der Residenz entfernt am Saume der großen Heide und war eins der größten und reichsten Dörfer des Landes. Deshalb war es denn auch nicht selten das Ziel von Unternehmungen der unheimlichen Nachbarschaft gewesen. Beim Ausbruch

der Feuersbrunst in der Leibzuchtkote des alten reichen Schulzen fand man den Greis geknebelt in seiner Schlafkammer liegen und vielfache Spuren von Einbruch in Spinden und sonstigen Gelassen. Das Feuer war offenbar von Räuberhand angelegt. Der alte Schulze hatte wahrscheialich einen oder den andern seiner verwegenen Nachbarn aus der Heide erkannt und bei Namen genannt, weshalb er denn wol gebunden und, zur Verdeckung der schwarzen That, zum qualvollen Tode durch Feuer verurtheilt sein mochte, welchem er nur durch die rasche Hülfe der Dorfbewohner entgangen war. Der Assessor war mit der Untersuchung beauftragt worden und schon gleich nach der Kundwerdung des Ereignisses nach Altendorf hinausgefahren. Wichtige Spuren deuteten auf Bewohner der Heide, in welcher auch seit kurzem mehrere Genossen der Tammerfriedelbande nach Verbüßung ihrer langjährigen Zuchthausstrafe im angrenzenden Lande sich schon wieder hatten blicken lassen.

Kaum eine der zerstreut in der Heide liegenden und stark bevölkerten Wohnungen hatte völlig unverdächtige Individuen aufzuweisen. Selbst der sogenannte Heidebauer, welcher wirklich einigen Acker-

bau trieb und eine Art von Schulzenamt bekleidete, war mindestens den Forstbeamten als Holz- und Wilddieb verdächtig. Die meisten Bewohner beschäftigten sich zum Schein, oder wie sie das selbst in ihrer Gaunersprache bezeichneten, „zum Putz“ oder „zum Profit“ mit Drehorgelspiel, akrobatischen Künsten, Scherenschleifen oder Kesselflicken, oder zogen als „Professoren der Magie“, als Wahrsager und Quacksalber umher.

Zwei Wohnungen waren aber besonders merkwürdig, nicht sowol wegen ihrer Lage und baulichen Einrichtung, als wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner. Dies waren die „Tammerei“ oder Abdeckerei und der sehr verrufene „Mechullekrug“ oder schlechtweg die „Mechulle“ genannt.

Die Tammerei lag etwas seitwärts von der Colonie, in der Richtung nach Altendorf hinüber. Das einstöckige Wohnhaus mit seinen breiten grauen Mauerflächen und verhältnißmäßig kleinen durchgehends vergitterten Fenstern gewährte einen unfreundlichen Anblick, zumal, namentlich nach Norden und Osten hin, eine Menge Tannen, Nußbäume, Holunder und Wachholderbüsche durcheinander um das Haus gepflanzt war, um dasselbe gegen die

häufig über die Heide tobenden Winde zu schützen. Der Hausflur erstreckte sich von der Hausthür quer durch das Gebäude bis zur Hinterthür hin und bot nur die schmucklosen und düstern Scheidewände dar. Nur über der Hinterthür waren ein paar alte verrostete Richtschwerter kreuzweise übereinander aufgehängt. In der Mitte des Flurs etwas seitwärts war eine Fallthür bemerkbar, durch welche man auf einer Treppe in den tiefen Keller gelangte. Links vom Flur lag ein selten benutztes Wohnzimmer und dahinter das Zimmer der alten Haushälterin des Abdeckers, an welches sich die Schlafkammer und Küche anschloß. Rechts befand sich ein kleines Vorzimmer. An dieses stieß ein bedeutend größeres, eigenthümlich eingerichtetes Zimmer. In der Ecke hinten links befand sich ein kleiner, mit einer eisernen Thür verschließbarer Kamin. Daneben stand ein niedriger, runder, eiserner Ofen, oben mit einer Kocheinrichtung versehen. Rings um die Wände des Zimmers standen bis zur Decke hinauf breite Börter mit einer großen Anzahl alter Bücher, meistens Folianten, und mancherlei Geräthe von seltsamer Gestalt, wie auch eine nicht geringe Zahl mit Spiritus gefüllter Glasgefäße, in denen verschiedene

naturhistorische Gegenstände aufbewahrt wurden. In der Mitte des Zimmers befand sich ein alter Tisch, mit einer kleinen Wage und überhaupt mit der ganzen Einrichtung eines Dispensirtisches in einer Apotheke. Hinter dem Tische stand ein alter geschnitzter Lehnstuhl mit Leder ausgeschlagen und repräsentirte den einzigen Gegenstand für die Bequemlichkeit des Besitzers, obschon dieser den größten Theil des Tags bis häufig tief in die Nacht hinein in diesem Zimmer sich aufhielt. Niemals hatte ein fremder Fuß dies Zimmer betreten dürfen. Selbst der betagten Haushälterin war der Zutritt nur selten gestattet.

In der Mitte der linken Wand, etwa sechs Fuß von dem Kamin, befand sich hinter dem großen Bücherbort eine Thür von dickem Eichenholz, welche von ersterm ganz versetzt zu sein schien. Doch fand sich bei genauerer Untersuchung, daß die Breterreihen des Bortes durchschnitten und in der Höhe und Breite der Thür an diese festgeheftet waren, sodaß sie bei Oeffnung der Thür mit dieser nach auswärts gingen. Diese seltsam versteckte Thür führte in das kleine Schlafzimmer, in welchem ein eisernes Feldbett und mehrere verschlossene Schränke standen und dessen

eigenthümlichste Einrichtung das sieben bis acht Fuß über dem Fußboden angebrachte niedrige, breite und stark vergitterte Fenster war. Eine andere Thür des Schlafzimmers stand mit dem obenerwähnten Vorzimmer in Verbindung und bot der Haushälterin den einzigen Zugang zum Schlafzimmer, wenn dasselbe aufgeräumt und gereinigt werden sollte.

Im Erker des Hauses befand sich noch ein Zimmer, welches stets verschlossen gehalten und selbst vom Eigenthümer nur sehr selten betreten wurde. Eine schmale, dunkle Treppe neben der Fallthür führte von dem Hausflur zu dem Erker.

Von der Hinterthür des Hauses führte ein funfzig Schritte langer, düsterer Weg zwischen zwei hohen, dichten Tannenhecken zur Pforte eines großen, länglich viereckigen und ringsumher mit zehn Fuß hohen Palissaden von rohen Fichtenstämmen eingefriedigten Raumes. Innerhalb dieses Abdeckergeheges stand gleich rechts von der Pforte ein langer, hoher, offener Schuppen zum Trocknen von Thierhäuten. Links befand sich ein langes, niedriges Stallgebäude, vorn mit drei Kammern für die Abdeckerknechte, woran sich mehrere Gelasse und Ställe zur Unterbringung des erkrankten Viehes anschlossen. Der übrige ent-

ferntere Theil des Geheges diente zum Verscharren der getödteten Thiere. Die Flächen zwischen den zahlreichen kleinen und meistens nur halb zugeschütteten Gruben waren mit Gras und niedrigem Pappel- und Weidengebüsch spärlich bewachsen und dienten am Tage zur Weide der von den Abdeckerknechten in Cur genommenen Thiere, während das ganze Gehege des Nachts von mehrern großen bösartigen Hunden bewacht wurde.

Der Besitzer der Abdeckerei war vor etwa zwanzig Jahren gestorben. Sein Sohn und Nachfolger, der Tammerfriedel genannt, ein wüster, roher Mensch, mußte bald nach Uebernahme des Geschäfts entfliehen, da man in ihm das Haupt einer gefährlichen Wildschützen- und Diebesbande entdeckt hatte. Zwei Jahre lang blieb die Abdeckerei unbewohnt, bis der jetzige Inhaber die verfallene Wohnung übernahm, nachdem er die nothwendigen Reparaturen in derselben hatte vornehmen und sie zum Schutz gegen die bedenkliche Nachbarschaft noch besonders mit Fenstergittern und starken Thüren von Eichenholz hatte versehen lassen.

Als vor etwa funfzehn Jahren der Besitzer zugezogen war, kannte niemand außer der Behörde

den Namen des Ankömmlings. Auch wußte niemand woher überhaupt er mit seiner Haushälterin, der einzigen Begleitung, gekommen war. Anfänglich sprach die müßige Neugier die verschiedenartigsten Vermuthungen aus. Doch ließ man ihn bald ruhig gewähren, da er selbst sich um niemand kümmerte und keinem lästig fiel. Man nannte ihn überall den „alten Tammer" oder kurzweg den „Tammer".

Selten gab es Menschen, deren äußere Erscheinung eigenthümlicher und imponirender gewesen wäre als die des alten Tammers. Als er vor Jahren zugezogen war, hatte sein starkes, dichtes Haar sich schon vollständig gebleicht. Sein stattlicher, voller Bart, der bis auf die Brust herabfiel, gab ihm ein noch würdigeres Ansehen. Wunderbar leuchtete noch immer sein großes, klares Auge. Sein Gesicht trug edle, wenn auch tiefgefurchte Züge. Seine gerade und stolze Haltung, sein fester, sicherer Gang vermehrten die Würde der hohen und stattlichen Erscheinung. Nur selten verließ er am Tage die Wohnung, noch seltener die Heide, welche er auf seinen einsamen, meistens abendlichen Spaziergängen nach allen Richtungen durchstreift und genau kennen gelernt

hatte. Den Betrieb der Abdeckerei hatte er einem Knechte übergeben, welcher die Wohnung des Tammers selbst nicht betreten durfte, das Scharfrichtergeschäft auch ziemlich selbständig betrieb und in der ganzen Umgegend unter dem gewerbsprachlichen Namen des „Knuspert" bekannt war.

Wie selten nun auch der Tammer seine Wohnung verließ, so häufige Besuche erhielt er doch, wie das bei fast allen Scharfrichtern der Fall zu sein pflegt, von Kranken und Gebrechlichen aller Art, welche ihre letzte verzweifelte Zuflucht zu ihm nahmen. Da seine Rathschläge und Vorschriften in den meisten Fällen von glücklichem Erfolg waren, so gerieth er bald in den Ruf, daß er sich im Besitze von ganz vorzüglichen Geheimmitteln befinde, welche seit Jahrhunderten in seiner Familie vom Vater auf den Sohn sich vererbt hätten. Aerzte, welche ihn anfangs aus Neugierde besucht hatten, waren erstaunt über den Umfang und die Tiefe seiner medicinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und über seine merkwürdige Vertrautheit mit alten Sprachen, auch besonders mit talmudischen und kabbalistischen Schriften, welche ihm die verborgene Weisheit aller frühern Jahrhunderte erschlossen. Diese sel-

tene Gelehrsamkeit, verbunden mit dem allerdings etwas orientalischen Schnitt seiner edeln Gesichtszüge, gab Anlaß zu der Andeutung, daß der alte Tanner, wenn nicht selbst Jude, doch jüdischer Abkunft sein möge. Im ganzen kümmerte man sich wenig um ihn. Seine Einsamkeit und Zurückgezogenheit schützte ihn mehr vor neugierigen und lästigen Forschungen, als wenn er irgendwelchen offenen Umgang gesucht und erhalten hätte.

Mit dem Mechullekrug hatte es seine eigene Bewandtniß. Bei Gründung der Colonie hatte sich ein fremder Mensch eingeschlichen, welcher auch nicht den dürftigsten Nachweis seiner Herkunft und Verhältnisse liefern konnte. Obschon er wiederholt fortgewiesen war, hatte er sich doch immer wieder eingefunden und sich sogar mit einer anrüchigen Colonistentochter in wilder Ehe zusammengethan. Erst später und zufällig entdeckte man, daß er seitwärts von der Colonie nach dem Walde zu, hinter einem kleinen runden Hügel, wahrscheinlich einem Hünengrabe, eine Wohnung unter der Erde hergestellt hatte und in derselben mit der Colonistentochter lebte, welche ihm inzwischen einen Sohn geboren hatte. Der erneute Befehl zum Abzuge blieb wieder unbe-

folgt und ward endlich ganz vergessen. Nach mehrern Jahren fand man die Erdwohnung in ein ziemlich großes einstöckiges Haus verwandelt, an welches der Eigenthümer nach und nach verschiedene Anbauten hinanflickte, sodaß endlich, um Platz für den letzten niedrigen Stallanbau zu gewinnen, die eine Seite des Hügels senkrecht abgestochen und die Abschlußmauer hart gegen den Hügel aufgezogen ward, von welchen man nun ohne Schwierigkeit auf das flache Dach des Stalls hinauf gegen das Bodenfenster des Hauses steigen konnte. Das Haus war ziemlich groß, jedoch schlecht und winkelig gebaut und bot einen unfreundlichen Anblick. Doch hatte der Inhaber eine Menge Obstbäume und Gebüsch umhergepflanzt, dessen Grün das unheimliche Gebäude freundlich versteckte. In neuerer Zeit war dem Hause gegenüber in etwa sechzig Fuß Entfernung eine Scheune mit Seitenställen aufgeführt und Haus und Scheune mit einem aus rohen Fichtenstangen geflochtenen Zaun verbunden worden, durch welchen eine Lattenpforte auf den Raum oder Hof zwischen Haus und Scheune führte.

Ueber den Erwerb des ehemaligen Troglodyten war man unklar. Anfangs sah man ihn viel mit

eichenen Spazierstöcken in der Residenz umherhausiren, bis er allmählich größere Lieferungen für Stockfabriken übernahm. Offenbar stahl er seinen ganzen Bedarf aus den nahen Forsten. Doch konnte man ihn niemals eines Diebstahls überführen, obschon unzählige abgeschnittene Stöcke im Forste deutliches Zeugniß vom Diebstahl gaben. Auch keine der vielfachen Haussuchungen führte die Forstbeamten zu einem Resultat. Endlich hatte der Inhaber des Hauses sich die Erlaubniß zum Verschank von Getränken zu verschaffen gewußt. Man war ihm darin sogar nicht unwillfährig gewesen, da man nun das Recht gewann, zu jeder Stunde Haussuchungen im Kruge zu halten, wenn sich das Gesindel dahin ziehen sollte. Aber auch bei allen Haussuchungen hatte man niemals irgendetwas Erhebliches entdecken können. Dennoch stand der Krug im übelsten Rufe als Hauptverkehr des Gauner- und Vagantengesindels der ganzen Umgegend. Auch wurde der ursprüngliche Name des Wachholderkruges sehr bald in den gaunerischen Namen des Mechullekrugs oder kurzweg der „Mechulle" travestirt, während der Wirth unter dem Namen des „Mechullekober" bekannt war. Bei der vor sechzehn Jahren angestellten

Untersuchung war der Mechullekober mit seiner Frau, seinem Sohne und seiner Tochter eingezogen worden. Eines Morgens fand ihn der Gefangenwärter in der Untersuchungszelle erhängt. Seine Familie wurde bald darauf aus der Untersuchungshaft entlassen. Der Sohn ward nun Mechullekober. Kurze Zeit darauf wurde der Mechullekrug zur Nachtzeit von vermummten Männern überfallen. Während der Mechullekober nur „regiert“ [1]) wurde, sonst aber keine weitern Mishandlungen erlitt, ward seine Mutter und Schwester unter Flüchen und Verwünschungen auf das ärgste gemishandelt, beide büßten dabei das rechte Auge ein. Während der Untersuchung hatten beide geängstigte Weiber dem Richter manche nicht unerhebliche Nachweise gegeben, infolge deren einzelne Gauner überführt wurden. Dieser Verrath war bei der niemals gänzlich zu unterdrückenden Verbindung der Gefangenen mit ihren in Freiheit sich befindenden Genossen kund geworden und der nächtliche Ueberfall war nun geschehen, um die beiden „Slichner“ [2]) zu bestrafen

---

[1]) Geknebelt.
[2]) Verräther.

und ihnen zur eigenen wie zu anderer Warnung einen „Slichnerzinken“ [1]) zu geben und sie dabei auch für alle Zukunft „platt“ oder „beducht“ [2]) zu machen. Das schien denn auch vollkommen gelungen zu sein. Das Gesindel fand jetzt in der Mechulle seinen gesicherten Hauptverkehr und die vorzüglichste Niederlage seiner Diebesbeute. Auch galt der Kober für den gewandtesten und zahlungsfähigsten Schärfenspieler im ganzen Lande.

Die Schwester führte nach dem Tode der Mutter die Wirthschaft ihres Bruders, des „Kober“, und bekam nun auch den Namen der „Koberin“. Nicht leicht konnte man eine abstoßendere Erscheinung finden als die Koberin. Das gebräunte Gesicht trug alle Spuren eines in Lastern verbrachten Lebens und hatte durch den Verlust des einen Auges geradezu einen schreckenerregenden Ausdruck bekommen. Die Stimme hatte einen widerlichen, tiefen und rauhen Klang und ging bei lebhafter Erregung in ein abschreckendes Krächzen über. Das spärliche und stets reichlich gefettete dunkelbraune Haar ließ die gelbe

---

[1]) Zeichen des Verräthers.
[2]) Vertraut, zuverlässig.

Schädelhaut in widerwärtiger Weise durchscheinen, weshalb die Koberin denn auch stets ein schmuziges rothes Kopftuch zu tragen pflegte. Bei den nächtlichen Orgien in der Mechulle spielte sie die Hauptrolle, und der Zeuge ihrer Schande, eine sechzehnjährige Tochter, das „Kobermüschel" genannt, war, schon frühzeitig gereift durch die scheußlichen Wahrnehmungen und Erlebnisse in der Mechulle, vor einigen Wochen ebenfalls Mutter geworden.

Ganz anders, wenngleich nicht weniger unheimlich, war die Erscheinung des Kobers selbst. Seine kleine schmächtige Figur bewegte sich mit der Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit eines Marders. Sein spärliches, graublondes Haar lag kurz und glatt an dem Kopf. Das graufarbige, birnförmige Gesicht war stark mit Sommersprossen bedeckt. Der Blick seiner gläsernen, blaßgrauen Augen war um so unheimlicher, als diese gar nicht von Augenbrauen bedeckt waren, an deren Stelle vielmehr nur eine leichte schorfige Röthung der Haut hervortrat. Die an der Wurzel dicke gerade Nase lief in eine scharfe Spitze aus, und um den Mund, dessen lange und dünne Oberlippe von einem spärlichen, borstigen

Schnurrbart bedeckt wurde, spielte beständig ein unheimliches Lächeln.

Die Gaststube der Mechulle, die eigentliche „Spiese“ [1]), befand sich rechts von der Hausthür und war ein Eckzimmer mit je zwei kleinen Fenstern an beiden Seiten. Die Fenster waren reichlich vier Fuß hoch vom Fußboden angebracht, und schienen mehr zum Hinausspähen als zur Erhellung und Lüftung des dumpfen Raumes angebracht zu sein. Unter den Fenstern standen ein paar alte hölzerne Breterbänke, vor diesen zwei alte Tische, an den beiden andern Wänden einige alte Stühle mit zerrissenen Lederpolstern. In der Ecke vorn rechts war ein alter, schmaler, offener und hoher Schenkschrank angebracht, mit Spirituosen aller Art in schmuzig etikettirten Flaschen. Nahe beim Ofen hing eine von Schmuz und Rauch geschwärzte Holzuhr, deren Pendelschlag sich kaum hören ließ, als ob er sich scheute, die unheimliche Stille zu unterbrechen.

Hinter der Gaststube oder Spiese befand sich ein etwas größeres Zimmer, dessen beide niedrige Fenster zur Abendzeit mit dichten Schaltern ver-

---

[1]) Wirthshaus, Wirthsstube.

schlossen wurden. In einem der Schalter befand sich eine kleine Klappe, welche von innen durch die Fensterklappe geöffnet werden konnte. Quer gegen den Mauerpfeiler zwischen beiden Fenstern stand ein breites kurzes Bett mit schmuzigen, dunkelgeblümten Gardinen.

Dies Zimmer, vorzugsweise die „Schrende“ [1]) genannt, war das eigentliche Wohn- und Familienzimmer und mit der Spiese durch eine Thür verbunden. Die Schrende war zugleich der geheime Versammlungsort der vertrauten Genossen, und hier wurden alle Heimlichkeiten abgemacht, Plane entworfen und die Verkäufe gestohlener Gegenstände abgeschlossen. Mit dem Hausflur stand die Schrende noch durch eine Thür in Verbindung, welche wie die Thür zur Spiese von innen mit drei starken, oben, in der Mitte und unten ziemlich versteckt angebrachten Riegeln verschlossen werden konnte.

Hier fand denn auch in dieser Nacht eine Versammlung statt, deren Mitglieder man bei dem trüben Lichte der mit einem Blechschirm bedeckten Oellampe nur schwer erkennen konnte.

---

[1]) Zimmer, Wohnzimmer.

Drei Gruppen konnte man bei der unheimlich düstern Beleuchtung der mit dickem und übelriechendem Tabacksqualm durchzogenen Schrende unterscheiden. In der Ecke hinter dem warmen Ofen saß ein starker, breitschulteriger Mann mit bleichem Gesicht, struppigem, schwarzem Haar und mächtigem Backenbart. Während das dunkle rechte Auge einen stechenden, unheimlichen Ausdruck hatte, starrte das schielende linke Auge fast unbeweglich gegen die dicke, aufgeworfene Nase und ließ das bläuliche Weiß des Auges in widerwärtiger Weise hervortreten. Das Auffälligste und Abstoßendste im Gesicht waren aber die dicken und stark aufgeworfenen Lippen, welche mit dem mächtig hervortretenden Unterkiefer auf einen thierischen Hang zur Wollust deuteten. Es war der berüchtigte Koppel Schmut, eins der verwegensten Mitglieder der Bande des Tannerfriedel und erst etwa vor einem halben Jahre nach vierzehnjähriger Strafhaft aus dem Zuchthause des Nachbarlandes entlassen. Auf seinem Schos saß die Koberin. Das vom rothen Kopftuche befreite Haar hing wild um den Kopf und die schmuzige Kleidung saß ekelhaft lotterig um den Körper. Mit dem einen Arm den stierartigen Nacken des Liebhabers um-

schlingend, drückte sie häufig einen Kuß auf den wulstigen Mund, oder langte vom Ofengesims das heiße Punschglas zum Trinken hin, während sie inzwischen die fuselnde Cigarre aus dem Munde des Trinkers nahm, einige kräftige Züge rauchte, die Cigarre wieder zwischen die dicken Lippen des Koppel steckte und das Punschglas auf den warmen Ofen zurückstellte. Ihr einziges dunkles Auge haftete heute mit besonderer Glut auf dem Koppel, da er ihr soeben ein paar dicke und schwere goldene Ohrringe vom gestrigen Schulzenraube geschenkt hatte.

Dem Ofen gegenüber, unter dem zweiten Fenster, hinter dem Kopfende des breiten Gardinenbettes, zeigte sich ein anderes Bild. Zur Seite einer auf dem Fußboden stehenden tiefen Fleischmulde kniete ein nach Größe und Gestalt noch dem Kindesalter angehöriges Mädchen, das Kobermüschel. Das bleiche Gesicht und die matte, schlaffe Haltung gab ein schauerliches Zeugniß, daß hier das Laster die Natur zu einem vorzeitigen Kampfe herausgefordert hatte, um nach einem elend kurzen Siege doch wieder dem allgewaltigen Rechte der Natur zu unterliegen. In der Mulde lag ein vier Wochen altes

Kind, ein elend kleines, abgemagertes Geschöpf mit bleifarbigem Gesichte, geschlossenen Augen und tief eingefallenen Zügen. Das schmerzhafte Zucken in den Mundwinkeln, das von Zeit zu Zeit eintretende Röcheln der beständig in keuchendem Athem fliegenden zarten Brust, erschien wie die gewaltige Anklage des kleinen Wesens, warum es denn zur Existenz gegeben sei, wenn doch schon sobald der Tod seine Schwingen über das kaum begonnene und doch schon so elende Leben rauschen lassen dürfe. Wie ein dunkles Räthsel drängte sich das Muttergefühl in der Knieenden an das Kind hinan, während eine unerklärliche Angst doch wieder davon zurücktrieb und doch kein klarer Gedanke an den nahe stehenden Tod die junge Mutterbrust erfüllte, welche sie auf das bewußtlose Kind hinabreichte. Eine alte schmuzige Puppe, kaum der eigenen Kinderhand der Mutter entfallen, lag neben dem sterbenden Geschöpf und die Mutter zischelte dem Kinde und der Puppe mit begütigendem Munde zu, während die Hände mit krampfhafter Angst die Mulde rüttelten.

Auf der andern Seite des Bettes, unter dem ersten Fenster, stand ein braungestrichener, schmuziger von der Lampe düster beleuchteter Tisch mit

mehrern Branntweinflaschen und Gläsern darauf. Am Tisch saß der Kober mit zwei andern Männern, auf deren scharf ausgeprägten Gesichtszügen man die sogenannte Zuchthausfarbe erblickte, jene durch längern Aufenthalt in Gefängnissen sich eigenthümlich bildende auffällige und selbst nach Jahren noch immer bemerkbare bleichgelbe Hautfärbung, welche häufig sogar das Charakteristische der Gesichtszüge abschwächend überdeckt. Heute Abend waren die Gesichter der beiden Gäste, welche ebenfalls erst seit einigen Monaten aus dem Zuchthause entlassen waren, stark geröthet. Denn der Kober hatte von dem gestrigen Einbruche her gute Einkäufe gemacht und war im Begriff, den beiden Gaunern noch eine alte schwere goldene Halskette für den sechsten Theil des Werthes abzuhandeln, wobei der fleißig gespendete Branntwein eine wichtige Rolle spielte. Das Gespräch wurde in der Gaunersprache, aber so leise geführt, daß weder der Koppel noch die Koberin und das Kobermüschel etwas davon vernehmen konnten.

Als endlich der Handel, wie es schien zur Zufriedenheit beider Parteien, beendet war, der Kober die goldene Kette an sich genommen, die Gauner aber jeder einige harte Thaler mit behaglichem

Schmunzeln in die Tasche gesteckt hatten, wurde das Gespräch allgemeiner und der jüngere der beiden Gauner ließ nun seinen Witz an dem entfernt sitzenden Koppel aus, indem er mit prahlerischem Tone erzählte, wie der Pessuch [1]) beim Schulzen in Altendorf von ihm gemacht sei, nachdem der Kelef [2]) mit versammten Bosser gepegert [3]) worden, wie die Dille [4]) und der Rosch Kefar [5]) in der Mitte regiert [6]) und der Pessuch in alle Schrenden und Drons [7]) gemacht und ein tofer Massematten gehandelt [8]), wie aber der gemachte Olmisch [9]) im Ringen beim Regieren den schlemiligen [10]) Koppel an die Schnut gegriffen und ihn daran, sowie an seinem schlammasseligen Ajin ra [11]) trotz der schocher Schwärze [12])

---

[1]) Einbruch.
[2]) Hund.
[3]) Mit vergiftetem Fleisch getödtet.
[4]) Magd.
[5]) Schulze.
[6]) Im Bette gekuebelt.
[7]) Stuben und Schränke.
[8]) Eine große Beute gemacht.
[9]) Ueberfallene Alte.
[10]) Pechvogel, unglückselig.
[11]) Unglückseliger, schlimmer Blick.
[12]) Düstere Nacht.

erkannt habe, weshalb denn beschlossen sei, den Fluckhart auf das Gag flattern zu lassen [1]), um nicht verflichent [2]) zu werden.

Verdrießlich entgegnete der Koppel dem wiehernden Erzähler, daß er es gewesen sei, der den Massematten baldowert und ausgekocht [3]), auch sogar noch vor dem Versammen des Kelef [4]) unbemerkt von diesem eine Blinde [5]) gemacht habe, daß er allein den Rosch Kefar habe regieren müssen und der Erzähler, der den Balmassematten [6]) habe spielen wollen und vorher sich vermessen habe, den olmisch Rosch Kefar zu setzen [7]), doch bei der ganzen Mase [8]) wie ein Nebbich und Wittstock [9]) gestanden habe und zuerst mit seinem Klummick pleite geholcht [10]) sei.

---

[1]) Den Hahn aufs Dach fliegen lassen, Feuer anlegen.
[2]) Verrathen werden.
[3]) Den Diebstahl erkundet und genau wahrgenommen.
[4]) Vergiften des Hundes.
[5]) Hauptprobe.
[6]) Anführer.
[7]) Den alten Schulzen zu ermorden.
[8]) Geschichte.
[9]) Dummkopf und Pinsel.
[10]) Mit dem Beutesack reißaus genommen.

Die ganze grausige That wurde, wie man dies nur beim Gespräch gewerbsmäßiger Verbrecher belauschen kann, mit aller jener scheußlichen Laune, Breite und prahlerischen Eitelkeit erzählt, welche den Erzähler stets als Haupthelden erscheinen und ihm dennoch immer einen Rückzug offen läßt, um im Verhör das Schwerste und Verantwortlichste der That feig abzulehnen.

Plötzlich hörte man ein dreimaliges scharfes Pochen am Fensterschalter und den Ruf einer heisern Stimme: „Sekone!“ [1])

Im Nu verschwanden die drei Gauner aus der Schrende. Die Koberin warf hastig ihr Kleid ab und legte sich ins Bett. Nur das Kobermüschel blieb neben ihrem Kinde knien. Rasch und heimlich öffnete der Kober die Klappe im Schalter und fragte den schon bei dem einzigen Worte an der Stimme erkannten Wilddieb: „Was 's Chidduſch [2]), Tannerfriedel?“

„Verkabber's“ [3]), flüsterte eilig der Wilddieb,

---

[1]) Gefahr.
[2]) Was gibt's?
[3]) Steck' weg.

indem er dem Kober etwas durch die Oeffnung reichte, „Kippesch is bau von Pezaddik und Grünspecht.“ [1])

Damit rannte der Wilddieb hastig und in geduckter Haltung fort vom Hause über die Heide in die dunkle Nacht hinein.

Kaum hatte der Wilddieb die Mechulle verlassen und der Kober das Fenster geschlossen, als die Streife rasch und lautlos dem Hause sich näherte und es von allen Seiten umstellte. Namentlich wurde auch der Hügel hinter dem Hause besetzt, um einen etwaigen Fluchtversuch aus dem Bodenfenster über das niedrige Breterdach des letzten Stalles auf den Hügel hinauf zu vereiteln. Enders mit dem Assessor und Oberförster klopfte an die Hausthür.

Eilends steckte der überraschte Kober den vom Wilddieb durch die Schalterklappe gereichten Gegenstand dem todkranken Kinde unter das kleine Brustwams. Dann streifte er rasch seine Oberkleidung ab, warf einen alten schmuzigen Schlafrock aus der Ofenecke über und blieb lauschend in der Mitte des Zimmers stehen. Erst auf wiederholtes Pochen ließ

---

[1]) Es kommt eine Streife von Polizei und Jägern.

er ein schläfriges „Ja, ja“ ertönen und schlich nun auf Strümpfen an die Hausthür, welche er langsam aufschloß.

„Zur Revision!“ rief der eintretende Enders, welchem der in dem Mechullekrug noch ganz unbekannte Assessor die Leitung übertragen hatte.

Behende schlüpfte der Kober in die Spiese, zündete dort ein dünnes Talglicht an, nahm es zwischen die Finger und trat mit kriechender Devotion den eintretenden Beamten wieder entgegen.

„Das Meldebuch!“ befahl Enders, in die Spiese tretend.

„Alles in Ordnung“, sagte der Kober mit freundlichem Lächeln, indem er unten aus dem Schenkschrank der Spiese ein schmuziges schmales Buch hervorholte. „Drei ungarische Mausefallenhändler, zwei Drehorgelspieler mit zwei Sängerinnen, drei Künstler, zwei Savoyarden mit Marmotten; im Stalle ein Bärenzieher mit zwei Knechten, Kamel Bären und Affen, Summa funfzehn Personen, die Viecher ungerechnet.“

„Alle gestern vom Paßbureau aus der Stadt visirt“, erwiderte der revidirende Enders. „So weit in Ordnung. Keine Fremde weiter?“

„Soll mich Gott der Allmächtige in allen Gnaden bewahren, daß ich Gäste beherbergte, die ich nicht notirte.“

„Lassen Sie sehen!“

Der Kober öffnete die Thür links von der Hausthür, der Spiese gegenüber, welche zur „Schlumkiffe“ [1]), einem langen, niedrigen und dumpfen Raum mit rauchgeschwärzten Kalkwänden führte. Ein starker, warmer, widerlicher Duft qualmte den Eintretenden entgegen. In langer Reihe hintereinander waren ringsumher an den Wänden alte dunkle Bettstellen mit schmutzigen Strohsäcken und Pferdedecken aufgestellt. Die Schläfer ruhten einzeln oder auch zu zweien mit voller Kleidung oder auch halb entkleidet auf dem elenden Lager. Die drei „Künstler“, herumziehende Athleten und Aequilibristen, am besten mit allen Erfahrungen in solchen Betten vertraut, hatten sich völlig nackt ins Bett gelegt und ihre in ein festes Bündel gerollte Kleidung zum Schutz gegen das Ungeziefer mit einem Bindfaden hoch an die Wand gehängt.

Mit seinem leisen Mardertritt ging der Kober

---

[1]) Schlafstätte.

voran, jedem Schläfer nach der Reihe dicht ins Gesicht leuchtend. Auch im Schlafe schienen die Schläfer von Leidenschaft bewegt zu werden. Die eine der beiden Sängerinnen wimmerte im Traume, „wo ihr Kind, ein so unschuldiges Würmchen, geblieben" sei. Der eine Athlet warf im unruhigen Schlafe den Arm mit den kräftigen Muskeln über die breite Brust seines Schlafkameraden, worauf dieser mit einem kurzen Fluche den markigen Arm zurückschleuderte. Nur die beiden Savoyardenknaben lagen im tiefen und ruhigen Schlafe mit ihren Murmelthieren im Arme. Die Schläfer mußten solche nächtliche Runden gewohnt sein. Denn bei Annäherung des Lichts richtete sich ein jeder fast ordonnanzmäßig auf und plapperte ungefragt, noch halb im Schlafe und mit geschlossenen Augen, mechanisch Namen und Heimat her, um sogleich wieder zurückzufallen und weiter zu schlafen.

Alle Gelasse des sehr winkeligen Hauses wurden durchsucht, selbst der ganz hinten gegen den Hügel hinangebaute Ziegenstall, wie die Kammern und Ecken des düstern Dachbodens, auf welchen die drei ungarischen Mausefallenhändler, friedlichere und bessere Leute, als der äußere Anschein vermuthen ließ, sich

zurückgezogen hatten, um nicht mit den andern Gästen in Berührung zu kommen. Auch der Keller ward vergeblich durchsucht, wie die gegenüberliegende Scheune, in welcher der Bärenführer mit seinen Knechten und Thieren sich eingerichtet hatte. Es wurde überall nichts Verdächtiges gefunden.

Es war noch die inzwischen von Constablern besetzt gehaltene Schrende, die Familienstube, übrig.

Der dichte Tabacksqualm war sofort beim Eintritt in den dunstigen Raum auffällig. „Hier ist geraucht worden", wandte sich Enders zum Kober, „Sie haben noch späte Gäste gehabt."

„Soll mich Gott der Allmächtige in Gnaden bewahren, daß ich nicht genauen Feierabend einhielte", erwiderte der Kober, indem er mit heimlicher Freude wahrnahm, daß seine Schwester inzwischen vorsorglich den Tisch abgeräumt hatte.

„Wer liegt dort im Bette?" fragte Enders, auf das schmuzige Gardinenbett deutend.

Wie zum Hohne, um ein recht abstoßendes Bild zu zeigen, leuchtete der Kober dicht vor die Gardinen, zwischen welchen das unheimliche Gesicht seiner einäugigen Schwester hervorgrinste. „Meine leibliche Schwester Nanne, siebenundvierzig Jahre

alt, ledig", meldete der Kober mit tückischem Lächeln.

„Stehen Sie auf. Durchsuchen Sie das Bett", sagte Enders zu einem Constabler.

„Gott, mein guter Ruf!" rief die Koberin mit ekelhafter Koketterie, indem sie behende aus dem Bette zwischen dieses und die Gardinen schlüpfte und sich in letztere hüllte, sodaß nur der Kopf herausschaute. „Was muß ein armes unschuldiges Mädchen sich gefallen lassen!"

Das Bett ward durchsucht, unverdächtig gefunden und sofort von der keifenden Koberin wieder eingenommen.

Da tönte plötzlich seitwärts vom Bette ein jäher gellender Angstschrei.

„Was ist das?" fragte der Assessor, indem alle nach dem Winkel blickten.

Das Kobermüschel hatte das wieder von heftigem Röcheln befallene Kind in die Höhe an ihre Brust gerissen. Von dem Kinde fiel etwas klappernd auf den Fußboden nieder.

Mit der Gelenkigkeit einer Katze huschte der Kober gegen Mutter und Kind hinan, die Entsetzen erregende Gruppe mit dicht vorgehaltenem Lichte beleuchtend, während er sich heimlich bemühte, mit dem

Fuße etwas auf dem Fußboden unter das Bett zu schieben.

Enders hatte den Kober scharf beobachtet. Rasch und entschlossen riß er ihm das Licht aus der Hand und schleuderte den Kober mitten in die Stube zurück.

Dennoch war es dem Kober gelungen, im selben Moment mit einer geschickten Fußbewegung den Gegenstand auf dem Fußboden unter das Bett zu schnellen.

Hastig leuchtete Enders unter das Bett und erblickte hinten zwischen Wand und Bett den schmuzigen, dürren Arm der Koberin, mit welchem sie auf den Fußboden langte, um den dorthin geschnellten Gegenstand zu fassen. Im Nu sprang Enders auf, griff ins Bett und riß die Koberin nach der Vorderseite, während ein Constabler den Gegenstand unter dem Bette hervorholen mußte. Es war eine große, schöne, reich mit Brillanten besetzte goldene Dose, die Dose des Ministers.

Ein jäher kurzer Schrei entfuhr dem erbebenden Kober. Aber ein noch gräßlicherer kreischender Schrei ertönte aus der Brust des Kobermüschels. Denn in demselben Moment zuckte ihr Kind zum letzten mal

zusammen, und wie durch ein künstliches Nebelbild traten fest und unverkennbar die ehernen Züge des Todes auf dem kleinen Gesichte hervor. Die Mutter sank mit dem Kinde auf den Boden nieder. Durch den Schrei emporgerissen, sprang im selben Moment die Koberin aus dem Bette und floh entsetzt und heulend hinweg aus der Thür, als sie dem todten Kinde in die offenen, verglasten Augen geschaut hatte.

Schweigend und mit dem sehnlichen Verlangen nach einem frischen Athemzuge trat der Assessor mit dem Oberförster und Enders vor die Hausthür, während das ohnmächtige Kobermüschel aus der Schrende in die Spiese getragen, die Koberin zu ihrem Beistande herbeigeholt und der Kober zum Transport in die Residenz bekleidet und geschnallt wurde.

Nach kurzer Weile in der frischen Nachtluft wurde das Haus nochmals auf das sorgfältigste durchsucht. Alles war vergeblich. Der Kober schützte sich mit der gewöhnlichen platten Ausrede, daß gestern ein ihm unbekannter Gast die Dose als Pfand für die Zeche zurückgelassen und die Einlösung binnen wenigen Tagen versprochen habe.

Man rüstete zum Abzuge und trat mit dem

Kober vor die Hausthür. Da hörte man von der Ferne her den schwerfälligen Galop eines Pferdes. Bald kam das keuchende und ermattete reiterlose Thier näher und lenkte sofort gegen die Scheune, vor dessen verschlossener Thür es halt machte. Es hatte nur einen einfachen alten Zaum und anstatt des Sattels einen zusammengelegten und mit Blut besudelten großen Sack. Obwol der Sack durch einen zwiefach um den Leib des Pferdes geschlungenen Strick statt des Gurtes befestigt war, hing derselbe doch unter dem Leibe des Pferdes, dessen angestrengter Lauf das Herabgleiten verursacht haben mochte.

Es war das Pferd des Kobers, welches er nebst einem kleinen Planwagen häufig zu Excursionen auszuleihen pflegte. Beim Anblick des Pferdes und des blutigen Sackes zeigte der Kober eine augenblickliche Verlegenheit. Das Eigenthum des Pferdes konnte er nicht ableugnen. Doch behauptete er mit Bestimmtheit, den Zaum, Sack und Strick nicht zu kennen, und erklärte, das Pferd sei ihm abends aus dem Stalle entlaufen, wie das schon öfters vorgekommen sei.

Es war anzunehmen, daß der Besitzer der Dose

auf dem Pferde entflohen sei, dessen Galop vor kurzem an beiden Seiten des Waldes gehört worden war. Wahrscheinlich hatte der flüchtige Reiter den Weg nach der nur einige Meilen entfernten lebhaften Fabrikstadt Wiesenau eingeschlagen, woselbst sich manches Asyl darbot, und hatte das Pferd laufen lassen, nachdem er mit demselben einen genügenden Vorsprung gewonnen hatte. Während der Kober zur Residenz geführt wurde, entschloß sich der Assessor nach einigen Stunden der Erholung auf der nahen Oberförsterei, mit Enders nach Wiesenau zu fahren, um dort weitere Nachforschungen anzustellen.

VI.

Als der Paßschreiber Kränzel den schwer da-
niedergebeugten „Alten vom Stuhl“ nach Hause
begleitet, mit Hülfe der über die unerwartet frühe
Nachhausekunft verwunderten Haushälterin zu Bette
gebracht und mit einem niederschlagenden Pulver ver-
sehen hatte, eilte er fort zur Vorstadt, wo er in
dem Elysium, einem stark frequentirten Belustigungs-
ort, auf dem Orchester die Clarinette zur Tanz-
musik blies und sich dadurch einen Nebenverdienst
verschaffte.

Dieser Verdienst war jedoch nur der bloße Vor-
wand, weshalb Kränzel das Elysium besuchte. Seine
Hauptabsicht war auf ganz andere Dinge gerichtet.
Kränzel war nämlich der heimliche Verbündete der
berüchtigtsten Kupplerin Schnuppe, der Mutter des
Kellners, und der verschmitzteste und intriguanteste

„Bilbulmacher“ oder „Bilbulmelochner“, d. h. Gelegenheitsmacher, Commissionär, Procurator und Advocat in Kuppeleisachen, den die Residenzstadt aufzuweisen hatte. Das Elysium bot ihm dazu reiche Gelegenheit.

Das Elysium war eins jener vielen Vergnügungslocale, welche von raffinirter Speculation für den sogenannten „anständigen Bürger“ gebaut werden und deren Zahl in bedenklicher Weise sich vergrößert, je mehr das Familienleben zerfällt und der Friede aus dem Familienhause entweicht. Bei der Concurrenz solcher Vergnügungslocale in der Residenz war auch hier das Publikum bunt und gemischt geworden, sodaß der bessere Theil sich mindestens von den abendlichen Bällen zurückzog und höchstens die Nachmittagsconcerte besuchte, welche in dem mit dem Locale verbundenen Biergarten stattfanden. Die Bälle nahmen gewöhnlich erst um zehn Uhr ihren Anfang und dauerten meistens bis zum frühen Morgen. Dem Beobachter boten sie die traurigsten Bilder der sittlichen Zerfahrenheit der Residenzstadt.

Der große Tanzsaal bildete ein Oval, dessen Kuppel auf Säulen ruhte. Hinter diesen Säulen befand sich ringsumher ein breiter Raum mit langen

Sitzreihen an den Wänden. Während das Gaslicht der Kronleuchter oben unter der Kuppel große Helle im Saale verbreitete, fiel ein scharfer Schlagschatten auf diesen Raum, sobald die Wandleuchter nicht angezündet waren, was meistens, namentlich spät nachts, der Fall war, da diejenigen, welche von hier aus das Treiben im Saale beobachten wollten, begreiflicherweise nicht selbst Gegenstand der Beobachtung sein mochten.

Dem hochgelegenen Orchester gegenüber befand sich das elegant ausgestattete Büffet, an dessen beiden Seiten zwei kaum bemerkbare Thüren in das Wohnhaus des Wirthes führten. An dieses Wohnhaus war ein Seitenflügel längs der nördlichen Gartenseite angebaut. Dieser Seitenflügel war in einer Entfernung von etwa sechs Fuß durch eine mit dichten Rankengewächsen bekleidete Gitterwand, mit einer kleinen engen Pforte in der Mitte, vom Garten getrennt, sodaß die im Seitenflügel befindlichen Fenster von der grünenden Wand fast ganz verdeckt lagen.

Diese Zimmer, vier an der Zahl, waren zu den sogenannten parties fines bestimmt und mit der größten Eleganz ausgestattet. Ueberdies befand sich

am äußern Ende des Flügels noch ein mit überladener geschmackloser Pracht ausgestatteter Salon, an dessen Wänden dicht nebeneinander breite Spiegel bis auf den Fußboden herabreichten und dessen Decke sogar mit Spiegeln versehen war. Dieser „Spiegelsalon" war nur der Elite reicher Lüstlinge bekannt und zugänglich, während im übrigen Publikum seine Existenz und Einrichtung nur mythisch war oder gar bezweifelt wurde.

Diese versteckten Räume mit ihrer üppigen Ausstattung hatten aber in der That eine grausige Geschichte und manche furchtbare Tragödie aufzuweisen, wenn je der goldgestickte Vorhang, welcher den vornehmen Sünder deckt, gelüftet und dadurch die schaurige Wahrheit offenbar wurde, daß die in der Armuth der niedern Stände unverhüllt gehende Verführung und Sünde fast immer von den obern Ständen herabkommt.

Im Tanzsaal herrschte heute Abend wieder jenes ungebundene Leben, wie man es nur in solchen Localen mit bunt gemischter Gesellschaft finden kann und wobei ein jeder für sein gezahltes Eintrittsgeld die vollkommenste Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit erkauft zu haben und im Verkehr und Ur-

theil vollkommen unumschränkt sein zu dürfen glaubt. Doch fanden sich auch charakteristische feste Gruppen zusammen, wie das Gesuchte sich überall bereitwillig finden läßt, wenn es gesucht sein will und selbst finden hilft. Der Rhythmus der Musik und die Touren der Tänze schienen die einzige feste Regel zu sein, und wer auch dieser Regel sich nicht fügen wollte, zog sich in den halbdunkeln Raum hinter der Kolonnade zurück, ohne auch dort sicher zu sein, daß er bei seiner Beobachtung des Ganzen nicht auch selbst wieder Gegenstand lauernder Beobachtung wurde.

Unter den manchen stillen Beobachtern, welche nicht ohne bestimmte Absicht hierher gekommen waren, befand sich auch der Gardelieutenant Kuno Roß von der Trappe, der Sprößling einer verarmten Familie von altem Adel, welcher trotz seiner jungen Jahre, er zählte deren erst fünfundzwanzig, und trotz seiner beschränkten äußern Verhältnisse es doch schon zum Oberlieutenant in der Fußgarde gebracht hatte. Seine einfache und den Umständen entsprechende Lebensweise, seine durch fleißige Studien erworbenen vielfachen und gründlichen Kenntnisse hatten ihm die Gunst seiner Obern und selbst des Landesherrn zu-

gewandt. Doch hatte es ihm bisjetzt noch nicht gelingen wollen, gleich manchem seiner Standes- und Schicksalsgenossen, mit Hintansetzung der mittelalterlichen Adelsvorurtheile den dürren Stammbaum der altadelichen Familie auf den nahrhaften Humus des reichen Bürgerthums zu pflanzen und somit zu neuer Blüte zu bringen. Aus Widerwillen gegen den modernen widerwärtigen Kampf zwischen dem noch begüterten Adel und der emporwuchernden bürgerlichen Geldaristokratie verschmähte er es nach beiden Seiten hin, das Risico einer prüden Zurückweisung zu laufen, obschon das Leben und Walten einer Frauenseele neben ihm seinem ganzen Wesen entsprechend, ja sogar eine innere Nothwendigkeit für ihn war. Noch ganz in den abgeschmackten Vorurtheilen seines Standes von frühester Jugend an erzogen, war er zeitig zum Studium der Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, namentlich der Genealogie und Heraldik, angeleitet worden und hatte sich gründliche Kenntnisse darin erworben. Ohne gerade, gleich der größern Zahl seiner Standesgenossen, die untadelige, reine Fortpflanzung seines Stammbaums so absolut nothwendig für die Weltgeschichte zu erachten wie die Erhaltung des Planetensystems für die ganze

Weltordnung, hing er doch mit warmer Liebe an der Geschichte seiner Familie, deren Stammbaum in tadelloser Reinheit und Ebenbürtigkeit erhalten worden war.

Da nun die Heraldik sein ganz besonders bevorzugtes Studium war und er sich große Geschicklichkeit in der Wappenmalerei erworben hatte, so fanden sich zum stillen Verdruß seines bürgerlichen Hauswirths nicht nur die Wände seines Wohnzimmers von oben bis unten mit sauber gemalten Wappenzeichnungen bedeckt, sondern er war auch schon aus Mangel an Platz sogar auf den Corridor damit hinausgerückt und hatte zunächst das Futter seiner Stubenthür wie eine Ehrenpforte mit den Wappen einiger vormaliger reichsunmittelbarer Geschlechter umgeben, deren Zahl noch lange nicht erschöpft war und eine Occupation der ganzen Wandfläche in Aussicht stellte.

Selten war der Oberlieutenant in das Elysium gekommen, und wenn dies der Fall gewesen war, so hatten ihn nur Freunde zur Begleitung aufgefordert, um mit ihnen das in mancher Beziehung interessante Treiben zu beobachten. Heute war er jedoch zum

zweiten mal allein hierher gegangen, obgleich schon bei dem ersten Besuche das Treiben im Saale ihn mit Widerwillen erfüllt hatte. Den Anlaß zu dem heutigen wiederholten Besuch hatte indessen die schon genannte Frau Schnuppe gegeben, welche auch heute, wie der Oberlieutenant richtig vermuthet hatte, in das Elysium gekommen war.

Die Frau Schnuppe gehörte zu jener höchst gefährlichen Klasse von Personen, welche von der Kuppelei ein gewerbsmäßiges Geschäft machen, und von deren unbeschreiblich großer, geheimer Macht und Gewalt in allen gesellschaftlichen Kreisen, namentlich in größern Residenz- und Handelsstädten, selbst auch der eifrig forschende Polizeimann nur selten eine vollkommene Anschauung gewinnen kann. Bei der Polizei, wie in den höhern und niedern Ständen gleich bekannt und gesucht und wieder verabscheut und gefürchtet, vermochte sie, durch zahlreiche Verbindungen in allen Kreisen unterstützt, jedes begehrte Opfer zu liefern, sobald sie nur selbst ihre volle Rechnung dabei fand: wie sie auf der andern Seite es verstand, mit ihrer Schar besoldeter Commissionäre und Procuratoren durch Drohungen und Processe den Verführern und Verführten gleich furchtbar zu wer-

den, wenn die von ihr gemachten Ansprüche nicht volle Befriedigung fanden.

So waren schon zahlreiche Opfer von ihrer Hand der Verführung und Schande verfallen, bitteres Elend in Ehen und Familien getragen und manche That der Verzweiflung, manches schwere Verbrechen, ja auch verzweifelter Selbstmord durch ihre schwere Schuld herbeigeführt worden. In frühern Jahren sollte sie zum Inspector des Paßbureau in vertrauter Bekanntschaft gestanden haben, und mehrere Personen wurden andeutungsweise in Beziehung zu diesem Verhältniß gebracht. Seitdem hatte sie mit kluger Berechnung sich nach allen, namentlich den höhern Richtungen hin, Verbindungen zu erwerben und mit schlauer Kunst bis zur Unlöslichkeit fest zu schürzen gewußt, und gerade die Verbindung mit dem intriguanten Alten war es, welche sie besonders aufrecht hielt, um alle Bemühungen der Polizei gegen ihr Treiben zu vereiteln. So war sie selbst eine polizeiliche Macht gegen die Polizei geworden.

Aehnlich wie beim Oberlehrer Brauer gingen die Zimmer der vom Oberlieutenant Roß gemietheten Wohnung, namentlich das letzte, das Schlafzimmer, nach einem Garten, über dessen niedriger Breter-

wand der Blick vom Schlafzimmer her den Seitenflügel eines großen Hauses übersehen konnte. In dem bescheidenen untern Stock dieses Seitenflügels wohnte der bei dem reichen Commerzienrath Marner auf dem Waarenspeicher beschäftigte Arbeiter Berner, welcher mit ehrenhaftem Fleiße seine Familie durchbrachte und dessen älteste Tochter Karoline seit dem Tode der Mutter die Stelle der Hausfrau und Mutter bei den vier jüngern Geschwistern versah. Karoline Berner war eine sehr hübsche Blondine von achtzehn Jahren und ein Muster von Fleiß und Häuslichkeit. Nicht nur, daß sie mit unermüdlicher Treue den väterlichen Hausstand versah, arbeitete sie noch für Modistinnen mit Fleiß und Geschicklichkeit, sodaß gerade ihre Arbeiten besonders gesucht und gut bezahlt wurden. Wenn der Oberlieutenant früh morgens seine Rouleaux aufzog, fiel jedesmal, so früh es auch sein mochte, sein Blick auf das anmuthige, fleißige Mädchen, das entweder häusliche Arbeiten verrichtete oder emsig mit ihrer Stickerei beschäftigt am Fenster saß. Ohne daß der Oberlieutenant eine Neigung zu dem hübschen Mädchen gefaßt hatte, hegte er doch lebhaftes Interesse für dasselbe, und wie aus Gewohnheit beobachtete er

tagaus tagein das rührige Walten der niedlichen Nachbarin.

Seit einiger Zeit hatte er aber die auffällige Beobachtung gemacht, daß seine Nachbarin Besuche von einer der Ladenverkäuferinnen aus dem größten Modenmagazin der Residenz empfing, für welches Karoline Berner arbeitete. Während er früher von der Nachbarin zwar bemerkt worden war, aber doch höchstens nur einen schüchternen Gegengruß erhalten hatte, wurde er jetzt gewahr, daß er selbst von dem neuen Besuche zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit und sehr zuvorkommender Begrüßung gemacht wurde. Auch war ihm bei einem sonntäglichen Spazierritt nach einem entfernten Belustigungsorte seine Nachbarin in Begleitung jenes als leichtfertig bekannten Mädchens begegnet, welchem sich sogar die berüchtigte Frau Schnuppe später angeschlossen hatte. Voll Besorgniß hatte er seitdem seine Aufmerksamkeit auf das Mädchen verdoppelt und zu seinem Leidwesen erfahren, daß es sogar die nächtlichen Bälle im Elysium besuche, was unmöglich anders als nur heimlich und ohne Bewilligung des Vaters geschehen konnte. Vor acht Tagen hatte er sie schon selbst im Elysium heimlich beobachtet und ermittelt,

daß das Mädchen schon mehreremal hier gewesen war und sogar auch schon wegen seiner niedlichen Gestalt und Beweglichkeit beim Tanzen den Namen des „Kolibri" erhalten hatte.

Entschlossen, das Mädchen vor Verführung zu bewahren und vor den Angriffen des Lüstlings zu schützen, auf dessen Antrieb die berüchtigte Kupplerin sich doch nur an das reine, unbescholtene Mädchen gewagt haben konnte, war auch heute der Oberlieutenant hierher gekommen und fand nun auch heute wieder das Mädchen mitten in dem wilden Reigen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er den anmuthigen Bewegungen der reizenden Tänzerin, die im leichten blauen Ballkleide feenhaft durch die Reihen schwebte, und deren schöne, tiefblaue Augen vor Aufregung lebhafter funkelten als die Steine des werthvollen Collier und der prachtvollen Armbänder. Gerade aber dieser Schmuck war es, welcher die Blicke des Oberlieutenants besonders auf sich zog, zumal er auch von seinem versteckten Standpunkte aus die berüchtigte Kupplerin erblickte, welche mit ihren stechenden Blicken das junge Mädchen auf jedem Schritte beobachtete. Es war zweifellos,

Karoline Berner war von der Kupplerin hierher gelockt worden und das Ballcostüm mit dem Schmuck war nur ein „Lehnepump", d. h. das für eine ungeheuere Abendmiethe hingegebene Eigenthum der kupplerischen „Lehnefrau". Schnuppe, mit welchem sie die erkorenen Opfer zu schmücken und dann mit ihren Geldforderungen an sich zu halten wußte. Die Bestimmung des Kolibris war ihm vollkommen klar. Er wollte den Ausgang des Balles erwarten und ließ das Mädchen wie die Kupplerin nicht aus dem Auge.

In der That sollte dem jungen Mädchen ein verhängnißvolles Los bereitet werden. Der Brotgeber ihres Vaters, der Commerzienrath Marner selbst, obschon ein mittlerer Sechziger, hatte das lüsterne Auge auf die Tochter seines Arbeiters geworfen und die Künste der berüchtigten Kupplerin für seine Absichten in Anspruch genommen. Durch junge Mädchen, im heimlichen Solde der Kupplerin, war die Tochter zu unverdächtigen Landpartien eingeladen worden, zu welchen sich denn auch bald „die Tante" einzufinden wußte. Dann waren die Nachmittagsconcerte im Elysium besucht worden und endlich war sie spät abends, als Vater und Geschwister

schon im Schlafe lagen, mit klopfendem Herzen heimlich aus dem Hause und auf den Ball geschlüpft, wo ihre anmuthige Erscheinung lebhaftes Interesse erregte. Mit zagendem Sinne und noch in voller jungfräulicher Verschämtheit hatte sie zuerst den Ballsaal betreten; aber schon mit kühnerm Muthe war sie spät nachts durch das angelehnte Fenster der väterlichen Wohnung eingestiegen und achtete nicht die Blässe der sonst so rosigen Wangen, als sie beim Entkleiden in den Spiegel schaute, ob sie denn wirklich so schöne bezaubernde Augen habe, wie alle Tänzer ihr gesagt hatten.

Heute war sie schon zum dritten mal gekommen und früher und zuversichtlicher aus dem Vaterhause geschlüpft. Sie hatte bei ihrer neuen Freundin ein allerliebstes blaues Ballkleid als Geschenk eines unbekannten Bewunderers vorgefunden, und die Tante hatte ihr den schönen und werthvollen Schmuck für den Abend geliehen.

Heute war sie die Königin des Balles. Keiner kannte das in tiefster Zurückgezogenheit lebende sittsame Mädchen, das von ihren Verderbern für eine Fremde vom Lande ausgegeben wurde. Nur der Oberlieutenant war der einzige, welcher das Mädchen

kannte und seine heutige Bestimmung ahnte, aber auch entschlossen war, jeglicher gewaltsamen Verführung entgegenzutreten, deren Zeitpunkt immer näher zu rücken schien.

Der Zufall fügte es jedoch eigenthümlich. Es war gerade in der Schlußtour der Française, mit welcher die erste Abtheilung des Balles beendigt sein und das Souper beginnen sollte, als plötzlich vom Orchester herab jener höchst widerliche laut quikende Ton durch das Tanzlocal tönte, welcher nur von einer Clarinette hervorgebracht werden kann, wenn das Rohrblatt derselben mit den Lippen festgedrückt und stark angeblasen wird. Der widerwärtige Ton drang allen durch Mark und Bein. Alles blickte hinauf zum Orchester und brach dann in ein so lautes Gelächter aus, daß die Musik übertönt und der ohnehin seinem Ende genahte Tanz gänzlich abgebrochen werden mußte.

Auch der Oberlieutenant hatte sogleich auf das Orchester hinaufgeblickt und das groteske Gesicht des Urhebers jenes Mistons, des Paßschreibers Kränzel, bemerkt, wie er nach der dritten Säule an der linken Seite des Saales glotzte, als habe er ein Gorgonenhaupt erblickt. Der Oberlieutenant folgte dem Blicke

und wurde in der That durch den Anblick einer an diesem Orte gewiß unerwarteten Erscheinung in Erstaunen gesetzt.

Eine weibliche Gestalt, ganz schwarz gekleidet und verschleiert, stand hinter der Säule und starrte nach einer im Dunkel der andern Seite des Saales stehenden Gruppe von Männern hinüber, welche in ihrer heimlichen Weise miteinander es mehr darauf angelegt zu haben schienen, zu beobachten, als beobachtet zu werden.

Es war fast nur ein Moment, daß der Oberlieutenant den Miston vom Orchester hörte, Kränzel's starrem Blick folgte und die geheimnißvolle Gestalt erblickte, welche bei dem lauten Gelächter und der auf das Orchester gerichteten allgemeinen Aufmerksamkeit fast nur allein von ihm bemerkt wurde und dann rasch aus dem Saal verschwand.

Aber das Bild dieses einen Augenblicks war dennoch geeignet, sich tief in seine Seele einzuprägen. Die schwarzgekleidete verschleierte Dame war nur wenig aus dem Schatten der Säule hervorgetreten, aber genügend, um eine kaum etwas über die Mittelgröße hinausgehende schlanke und elastische Gestalt von den edelsten Formen zu zeigen. Der dunkle

Schleier war nur auf einen Augenblick von der einen Seite gehoben, sodaß er auf der andern zum dunkeln Hintergrund eines Angesichts diente, dessen edles, feingeschnittenes Profil von hinreißender Schönheit war und einem vollendeten Marmorbilde glich. Kühne, feine, schwarze Augenbrauen unter der plastischen Stirn schwebten über den herrlichen dunkeln Augen; der edle Schnitt der graziös und leicht gebogenen Nase und des halbgeöffneten Mundes mit den feinen Zähnen, das zierlich geschwungene Kinn und der schlank gerundete Hals, welchen eine Fülle dicker schwarzer Locken umfloß, war untadelig und konnte zum künstlerischen Vorwurf einer Büste dienen. Nur ein leidenschaftlicher Zug vom Nasenflügel zum Mundwinkel und der starr und unbeweglich nach der andern Seite des Saals hinübergerichtete Blick des funkelnden Auges schien die Harmonie des plastischen Gesichts zu stören und ließ auf eine lebhafte geistige Bewegung schließen. In der That schien ihre ganze Seele dem Blicke folgen zu wollen. Doch im Nu hatte sie den vorgestreckten Kopf wieder verhüllt und war fast unbemerkt aus dem Saale verschwunden.

Trotz der Eile war es dem Oberlieutenant nicht

entgangen, daß die Erscheinung sich nicht durch die dem Ausgange zunächstgelegene Thür entfernt hatte. Er konnte die Dame noch auf irgendeiner Stelle im Locale treffen und eilte den langen Corridor hinab, dessen letzte Thür seitwärts in den Garten führte.

Draußen in der kühlen Novembernacht war es dunkel und still. Er ging weiter, den Garten hinab. Dann meinte er, leichte Schritte auf dem klirrenden Kies zu hören. Er stand still. Drüben wurde eins der Parterrefenster erhellt und das Rouleau fiel rasselnd nieder. Er trat behutsam näher. Sechs Fuß vom Seitenflügel entfernt zog sich das lange, leichte Gitter hin mit den dichten Clematisranken. Gerade vor dem erhellten Fenster befand sich die kleine Thür in der Gitterwand. Er glaubte diese Thür leise öffnen zu hören. Er trat auf die weiche Rasenkante, schlich behutsam näher und glaubte vor dem Fenster gegen das helle Rouleau wirklich einen beweglichen Schatten zu erblicken. Er trat behutsam heran, mußte aber dabei über den Kiesgang schreiten, um an die Gitterthür zu gelangen. Er hatte sich getäuscht. Als er durch die Thür trat, konnte er nichts erblicken. Wenn aber jemand dagewesen war, konnte er nur durch diese Thür zurückgelangen.

Das helle Fenster zog nun aber seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Als er ganz nahe herantrat, fand er, daß die Rouleaustange beim Herabfallen an der einen Seite auf einen Blumenscherben gefallen war und dadurch an der Seite eine weite Falte geworfen hatte, durch welche man das Zimmer, das mittlere zu den „feinen Partien", fast ganz übersehen konnte. Es war niemand drinnen. Aber in der Mitte stand ein reichgedeckter Tisch mit zwei Couverts und auf der Servante daneben ragten Champagnerflaschen aus den Eisschalen. Die Thür öffnete sich. Der Kolibri trat zögernd herein, hinter ihr her, wie der verkörperte Tod als der Sünde Sold, die berüchtigte Kupplerin mit ihrem starren, verknöcherten und eingefallenen Gesichte, gleich einer Todtenmaske, das ängstliche Opfer begütigend vor sich auf das Sofa schiebend.

Der Kolibri weinte. Die Alte beschwichtigte, schmollte und zeigte grinsend auf den Tisch mit der reichen Collation. Dann öffnete sich die Thür und tänzelnd trat der Commerzienrath herein wie ein Dandy zierlich gekleidet und mit kostbaren Brillanten an Händen und Brust geschmückt. Bei seinem Eintritt sprang die Kupplerin auf und trippelte mit

koketten Schritten zur Thür hinaus. Angstvoll flog der Kolibri hinter ihr her, wurde aber in der Thür zurückgestoßen und von dem Arm des süßlich lächelnden Wüstlings aufgefangen, dessen Glatze aus dem spärlichen grauen Haar herausragte wie ein verwitterter Leichenstein aus düsterm, dürftigem Schmarotzermoos. Mit geckenhafter Süßlichkeit führte er sie auf das Sofa, redete ihr mit zärtlichem Blicke zu und zog ein kleines, prachtvoll gebundenes Souvenir hervor, welches er durchblätterte, um zu zeigen, daß ihm der Preis der Unschuld so hoch gelte, wie die bedeutende Geldsumme, welche in ganz neuen Kassenscheinen zwischen die Blätter gelegt war.

Der Kolibri weinte. Er schob ihr das Souvenir in die Hand. Sie ließ es aus der schlaffen, willenlosen Hand auf die Erde fallen. Er umschlang sie. Krampfhaft schluchzte sie aus der wogenden Brust und machtlos stemmte sie zur Abwehr beide Hände gegen die Brust des Mannes, welcher der Arbeitgeber ihres Vaters und der Vermittler des Unterhalts der ganzen armen, braven Familie war.

Empört über den Anblick überlegte der Oberlieutenant, auf welche Weise er der Vollendung einer Schandthat entgegentreten solle, als er plötzlich vom

Garten her den raschen, festen Tritt eines Mannes auf dem knarrenden Kies hörte. Die Schritte nahmen die Richtung gegen das Fenster hin. Bejende schlüpfte der Oberlieutenant zur Seite ins Dunkle, als durch die Gitterthür eine starke, kräftige Mannsgestalt an das Fenster trat und seine Stelle einnahm. Unmittelbar darauf ertönte ein furchtbarer Fluch aus des Mannes Munde, und im selben Moment hatte die eiserne Faust die mittlere Fensterprosse zerschlagen, daß die Glasscheiben klirrend umhersprangen. Mit rasender Schnelligkeit sprang die Gestalt auf die Fensterbank, riß im Sprunge das Rouleau und die Blumenscherben herunter, stürzte mit der Wuth eines Tigers auf das Paar zu, packte den Commerzienrath an den Hals, würgte ihn und schlug ihn mit der geballten Faust ins Gesicht, indem er mit vor Wuth heulender Stimme rief: ‚Schurke, Schurke, erst mach' ich dich kalt und dann die Dirne!"

Schreiend war der Kolibri niedergestürzt und umklammerte das Knie des Wüthenden: „Vater, bester Vater, ich bin unschuldig!"

Der Anblick war schrecklich. Der empörte Vater hatte beim Zerschmettern des Fensters die Hand ver-

wundet und das herausströmende Blut besudelte Gesicht und Wäsche des machtlos Widerstand leistenden Commerzienraths. Schon wollte der Oberlieutenant durchs Fenster zur Hülfe springen, als die Thür aufgerissen wurde und der Wirth mit zwei Constablern hereindrang, welche nur mit großer Anstrengung den Commerzienrath aus den Händen des wüthenden Vaters befreien konnten.

Ergrimmt über die unerwartete Vereitelung seiner Absichten und über die erlittene Mishandlung, stellte sich der Commerzienrath als das Opfer eines planmäßigen Raubanfalls dar, der soeben bei dem für einen Geschäftsfreund bestellten Souper hatte zur Ausführung kommen sollen. Der von den Beamten selbst wahrgenommene Angriff, die blutige Wäsche des Commerzienraths, die große Aufregung des Arbeiters, das auf der Fußdecke liegende Souvenir und der um den Hals des ohnmächtig daliegenden Kolibris befindliche Schmuck, welchen die verworfene Kupplerin als ihr gestohlenes Eigenthum reclamirte, sowie die betonte Beziehung des Commerzienraths als Stadtrath und Kirchenvorsteher, und endlich der affectirte Zorn des Wirths überzeugten den wortführenden Constabler, daß hier ein schweres Ver-

brechen vorliege, für dessen genauere Ermittelung er vorläufige Maßregeln treffen müsse. Trotz der Beheuerung des Arbeiters, daß er, von einem Freunde gewarnt, hierher gekommen sei, um seine Tochter vor der Schande zu retten, trotz des herzbrechenden Flehens des Kolibris wurde der Vater gebunden und mit der Tochter fortgeführt. Der Constabler erklärte dem Commerzienrath und der Kupplerin, daß er nothwendig Souvenir und Schmuck als „wichtiges Corporis delicti" an sich nehmen und die Einbruchstelle genauer „in Augenscheinbesichtigung nehmen" müsse, zündete mit der Wachskerze seine Blendlaterne an und stieg mit feierlicher Würde auf den Stuhl, über die Fensterbank zum Fenster hinaus.

Kaum gewann der Lieutenant Zeit vom Fenster durch die Gitterthür in den Garten zu schlüpfen und mit einem Sprunge sich auf den weichen Rasen zu stellen, um den weitern Vorgang in der Nähe zu beobachten. Seine Bewegung mußte ein Geräusch verursacht haben. Der Constabler blieb dicht vor dem Fenster stehen, hob die Leuchte hoch empor gegen den langen Gang zwischen Haus- und Gitterwand und rief zur eigenen Selbstermuthigung mit

donnernder Stimme: „Hier rührt sich was! Säbel 'raus!"

Damit drang er in das Dunkel hinein, den Gang hinunter, hier und da muthig mit dem Säbel durch die noch grünende Gitterwand stoßend.

Wenige Augenblicke darauf hörte der lauschende Oberlieutenant ein mit großer Genugthuung gerufenes „Aha! haben wir die Person wieder!"

Gleich darauf sah er den Constabler an das Fenster zurückkehren und mit rauhem Ungestüm eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt mit sich führen, deren Schleier zurückgeschlagen war und in welcher der Oberlieutenant bei dem durch das offene Fenster fallenden hellen Lichte sofort die räthselhafte Erscheinung aus dem Saale erkannte.

„Richtig haben wir ihr! Die Lust nach Armbändern soll ihr wol vergehen, wenn sie erst meine an hat!" rief der Constabler, indem er in die Tasche langte und eine anderthalb Fuß lange dünne Eisenkette mit zwei Ringen hervorholte, um damit die todbleiche, bebende und lautlose Dame an den Händen zu fesseln.

Die rohe Behandlung eines zarten, schwachen Weibes empörte den Oberlieutenant. Er konnte sich

nicht länger halten. Er trat auf den Kiesweg durch ie Gitterthür und fragte mit bestimmtem Tone: ‚Was geht hier vor?“

Mit dem Blick eines gereizten Stiers, welcher en Entgegentretenden auf die Hörner zu nehmen roht, erwiderte der Constabler in der ganzen bru- alen Weise des niedern ungebildeten Polizeibeamten: Geht niemand nichts an.“

„Es geht allerdings jeden an, wenn er Beamte er öffentlichen Schutzbehörden wehrlose Damen in roher Weise behandeln sieht.“

„Retten Sie mich aus den Händen dieses Men- hen, mein Herr!“ ertönte die wohltönende Stimme er Unbekannten.

„Ich laß mir nicht in meine Functionen stören, err!“ erwiderte der Constabler, die gegen den Ober- eutenant gewendete Dame in roher Weise herum- eißend, um ihr die Handkette anzulegen.

„Ich darf Sie nicht in der Ausübung Ihres Be- ufs stören. Ich warne Sie aber vor jeder Ro- eit. Ich kenne Sie, Constabler Pümpel; Sie haben üher in meinem Zuge gedient. Ich bin der Garde- eutenant Roß.“

„Herr Oberlieutenant“, erwiderte der Constabler

mit augenblicklich verändertem Ton und Wesen, diese frevellose Person ist in einen Raubmord verwickelt und ich habe ihr eben attrapirt, als der Raub schon auf dem Fußboden lag und der Mord eben losgehen sollte. Sie gehört zu dem Geschlecht was in der höhern Polizeisprache «Gallonhopser» heißt, von wegen, daß sie immer in die Fenster hineinsteigen und wieder herausssteigen, wenn sie ihre hochverrätherischen Absichten erreicht haben. Diese frevellose Person gehört zu den Allerschlimmsten Vor acht Tagen wollte sie auch vom Garten aus bei dem reichen Bankier Jonah gallonhopsen, wurde aber auf der Leiter vom Gärtner attrapirt und 'nuntergehopst. Die Person ist so kochem oder niederträchtig, daß sogar der große Kettenhund, der schon viele Menschen tödlich afficirt hat, Schmin bei der Leiter stehen mußte, was in der höhern Polizeisprache so viel heißt, als Schildwache unter dem Gewehre."

„Führen Sie mich zum Assessor Müller, Herr Oberlieutenant", bat die Fremde. „Sie werden sich von der Unwürdigkeit der rohen Beschuldigung überzeugen und den warmen Dank einer Unglückliche verdienen."

„He, he, der Assessor Müller! Gerade der hat
ch von der frevellosen Person begöschen lassen, daß
e sie auf Zureden des Paßschreibers Kränzel poter
elassen hat, was in der höhern Polizeisprache so viel
eißt, als Freiheit. Nun kommt sie aber nicht poter.
unktum."

„Befanden Sie sich wirklich schon einmal in
hnlicher Situation?" fragte der Oberlieutenant.

„Durch ein ebenso unglückliches Misverständniß
ie das jetzige wurde ich ergriffen und eine Nacht
efangen gehalten."

Der Oberlieutenant stutzte. Der Constabler
iumphirte und erklärte, daß er die Person auf die
chmire bringen müsse, zumal der Assessor verreist
nd der Chef schon längst zur Ruhe gegangen sei.

Der Oberlieutenant sah ein, daß er dem Beam-
n gegenüber nicht weiter gehen dürfe und daß er
ur erst andern Morgens durch eine discrete Auf-
ärung etwas für die ihn lebhaft interessirende
remde thun könne. Augenblicklich erreichte er nur,
aß die Fremde ungefesselt und in einer Droschke
rtgeführt wurde, und daß der Constabler sie in den
nständigsten Gewahrsam zu bringen verhieß.

Voll Theilnahme sah der Oberlieutenant die

Fremde mit dem Constabler durch den Garten sich entfernen. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte morgen früh entweder dem Chef der Polizei oder dem Assessor seine Erlebnisse mittheilen und so die Freilassung der Dame bewirken, zugleich aber auch der peinlichen Möglichkeit vorbeugen, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung als Zeuge einer so widerwärtigen Sache aufzutreten. Gedankenvoll entfernte er sich aus dem Local und schritt durch die Vorstadt in die innere Stadt hinein.

Es schien aber als sollten die Abenteuer der heutigen Nacht noch nicht zu Ende sein. Denn gleich beim Eintritt in die erste Straße begegneten ihm zwei elegant gekleidete Damen, welchen er auf der schmalen Trottoir höflich auswich, indem er mit einer Verbeugung auf die Fahrbahn herabtrat. Bei der Erwiderung des höflichen Compliments geriethen gerade unter der hellen Gaslaterne die mächtigen Crinolinen der Damen in Conflict miteinander, sodaß die ältere der beiden Damen strauchelte und auf das Knie fiel. Ehe noch der in ehrerbietiger Entfernung folgende Begleiter, eine derbe stämmige Figur, zu Hülfe eilen konnte, hatte der Oberlieutenant die Dame aufgerichtet und mit wohlgewählten Worte

sein lebhaftes Bedauern ausgedrückt. Der Schreck ging rasch vorüber. Die Damen dankten in sehr verbindlicher Weise. Dies machte auf den Gardelieutenant einen um so größern Eindruck, als er wahrnahm, daß die jüngere Dame, welche ihre Begleiterin „Mama" nannte, eine jugendliche, schöne Figur und sehr hübsche, interessante Züge hatte. Man verabschiedete sich höflich. Der Oberlieutenant blieb unter der Gaslaterne stehen, indem er den Damen auf ihrem Wege zur Vorstadt nachblickte. Sein scharfes Auge bemerkte, daß die jüngere Dame sich noch einmal nach ihm umschaute.

Er hatte beide Damen bisher nicht gesehen, so bekannt er auch sonst in der Haute-Volée der Residenz war. Zum Adel konnten sie nicht zählen, da der nachfolgende Bediente weder Livree noch Treffenhut trug, sondern in einen schlichten dunkeln Rock geknöpft war. Und doch deutete das ganze Benehmen der Damen auf eine sehr feine Erziehung und Bildung.

Nachdem der Oberlieutenant die ganze Genealogie des Landes summarisch im Gedanken durchgemustert hatte, hob er den Fuß, um sich von der bedeutungsvollen Stelle zu entfernen. Er hörte ein leises Klirren und nahm vom Asphalttrottoir einen Ring auf,

an welchem er ein gravirtes Wappen entdeckte. Der Fund war für den Heraldiker doppelt interessant. Offenbar hatte eine der Damen den Ring verloren. Dadurch bot sich Gelegenheit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Er eilte den Damen nach durch die ganze Vorstadt, konnte sie jedoch nicht mehr antreffen. Er begab sich endlich in seine Wohnung, überzeugt, daß der Verlust in den öffentlichen Blättern werde angezeigt werden, und froh, bis dahin ungestörte heraldische Forschungen anstellen zu können.

VII

Kaum hatte der Wilddieb die Mechulle verlassen, als er hinter der Scheune die Richtung über die Heide einschlug, um zunächst von der Scheune und von dem anstoßenden Zaun gedeckt zu werden. Dann rannte er in einer flachen, muldenförmigen Vertiefung des Bodens weiter und gelangte nach einer Viertelstunde Wegs auf den großen Fahrweg. Die Flucht des Wilddiebes verrieth eine sehr genaue Kenntniß des Terrains, und die Geschwindigkeit und Anstrengung seines Laufes eine ungeheuere Körperkraft. Während der Oberkörper fast horizontal vornübergebeugt war, schnellten die in den Knien stark gebogenen kräftigen Beine den Körper in wunderbar mächtigen flachen Sprüngen über das niedrige Heidekraut dahin, und die kurzen, kräftigen Wendungen des in die Höhe gerichteten Kopfes, wie die einer

lauernden Schlange, gaben dem Blicke die Möglichkeit, die ganze Umgebung geradeaus und zu beiden Seiten zu durchspähen. Ehe der keuchende Wilddieb auf den Fahrweg trat, machte er vorsichtig halt, streckte in geduckter Stellung den Kopf weit voraus wie ein spürender Jagdhund und lauschte starr und unbeweglich den Fahrweg hinauf.

Es schien alles still. Plötzlich zuckte er zusammen. Das Auge starrte schärfer den Weg hinauf und der Hals schien sich vom stierartigen Nacken zu verlängern. In dieser Haltung bewegte er sich wie eine Blindschleiche behutsam in dem Graben dicht neben dem Fahrwege fort, von Zeit zu Zeit den schleichenden Schritt hemmend.

Er hatte sich nicht getäuscht. Das anfangs nur schwach vernommene Aechzen wurde deutlicher. Das scharfe Auge des Spähenden entdeckte schon in beträchtlicher Entfernung einen gegen die innere Grabendossirung lehnenden dunkeln Körper. Behutsam richtete sich der Wilddieb auf, blieb einige Momente unbeweglich stehen, war in einem Sprunge aus dem Graben, übersah hastig den Fahrweg nach beiden Richtungen hin und ging dann unbefangen und festen Schrittes mitten im Fahrwege fort und an

der im Graben befindlichen Gestalt vorüber, als ob er sie gar nicht bemerke.

Bei Annäherung der Tritte wandte die gegen die Grabkante liegende Gestalt mühsam und schwerfällig den Kopf und stöhnte mit matter Stimme: „Hülfe einem unglücklichen Verwundeten!“

Der Wilddieb fuhr zusammen. Er hatte augenblicks Stimme und Person des Liegenden erkannt. Doch ging er noch etwa zwölf Schritte weiter. Denn ungeachtet der Mond schon lange untergegangen war und nur im Osten ein mattes Hellgrau am Horizont sich zeigte, hatte doch das scharfe Auge des Wilddiebes mitten im Fahrwege den Geldbeutel entdeckt, den er erst um Mitternacht seinem Genossen im Bruche gegeben hatte. Heimlich und behende zwängte er den Beutel in seine enge Weidmannstasche und wandte sich dann erst zurück zu dem Verwundeten und fragte erstaunt: „Bochur, wie hast du bekan bau gewesen? [1])

Der Verwundete erkannte sofort den Wilddieb an der heisern grunzenden Stimme und erzählte mit merklicher Anstrengung und matter Stimme, wie er,

---

[1]) Wie bist du hierher gekommen?

kaum aus dem Bruch in die Nähe des Steinbruchs gelangt, die verschiedenen Schüsse aus dem Bruche herüber gehört, den Wilddieb für überwältigt gehalten und auch für seine Person Gefahr gefürchtet habe; wie er deshalb das Pferd aus dem Steinbruch geholt habe und damit fortgejagt sei; wie dann aus dem Bruch nach ihm geschossen und die Kugel ihm auch durch die rechte Seite oberhalb der Hüfte gedrungen, und wie er noch eine gute Strecke fortgejagt sei, dann Mütze und Geldbeutel verloren habe und von Blutverlust erschöpft sowie vom Schmerz überwältigt hier vom Pferde gestürzt sei.

Bewegungslos und sinnend blieb der Wilddieb auf der Grabenkante stehen, bis der Verwundete ihn von neuem um Beistand bat und ihn anflehte, ihn doch nicht in der Heide verkommen zu lassen, sondern zu Menschen zu bringen, um Rettung und Pflege zu erlangen.

Mit heiserm Lachen stieg der Wilddieb auf die Grabensohle hinab und bot dem Verwundeten die Weidmannsflasche dar. Der Wachholderfusel schien trotz des widerlichen Geschmacks dennoch den Verwundeten zu stärken. Er wiederholte seine Bitte, ihn mindestens bis ans nächste Dorf zu bringen.

Der Wilddieb stand wieder nachdenkend. Dann faßte er den Verwundeten kräftig bei den Schultern, um ihn aufzuraffen.

Mit einem furchtbaren Schmerzensschrei sank der Bochur im Graben zusammen.

„Krie die Krenk über dein Jelole, Wittstock!“ [1]) rief der Wilddieb entrüstet und richtete den Verwundeten behutsamer auf. „Was zekenst? Willst Lampen überbau sein? Kol Midbor ist mole Pezaddik. [2]) Laß ronen, wo dich der Grünspecht gezinkt hat.“ [3])

Mit diesen Worten wandte er den Verwundeten behende auf die linke Seite, knöpfte den Rock auf und fand, daß dieser wie die ganze Unterkleidung stark mit Blut getränkt war. Vorsichtig öffnete er die Kleidung und fand dicht unter der letzten Rippe an der rechten Seite eine Schußwunde, welche nach Ablösung des Hemdes heftig zu bluten begann. Rasch zog der Wilddieb einen fettigen Kugellappen aus der Weidtasche, schnitt mit dem Weidmesser ein

---

[1]) Krieg' das Elend über dein Heulen, Dummkopf.

[2]) Was schreist du? Willst du die Lauerer bekommen? Die ganze Heide steckt voll Polizei.

[3]) Laß sehen, wo dich der Jäger gezeichnet hat.

derbes Stück ab, legte es zusammen und band geschickt das Schnupftuch des Verwundeten um den Leib über die Wunde zusammen.

Der Verwundete schien sich nach dem Verbande zu erholen. Er konnte mindestens mit Unterstützung des Wilderers sich aufrichten und auf der Grabensohle stehen. Er wiederholte seine Bitte, ihn unter Menschen zu bringen.

Der Wilddieb schwieg finster und deutete dem Verwundeten mehr durch Zeichen als durch Worte an, daß er ihn auf dem Rücken fortschaffen wolle. Der Verwundete umschlang mit den Armen den Nacken des Wilddiebes, und dieser kroch mit seiner Last die Grabendossirung hinauf bis zum Fahrwege, richtete sich dort auf, hing seine Büchse vor die Brust, faßte mit den Armen die Schenkel des Verwundeten gegen seine Hüften und schritt schweigend mit seiner Bürde den Fahrweg entlang.

Auch der Verwundete schwieg. Er schien sich dem Wilddieb mit vollkommenem Vertrauen zu überlassen, wenn er nicht überhaupt zu ermattet war, um ein neues Gespräch anzuknüpfen. Kalt strich der Wind über sein fieberglühendes Gesicht und durch sein unbedecktes flatterndes Haar. Ein Schauder

durchrieselte ihn von Zeit zu Zeit, sodaß der Wilddieb mehreremal ihn durch einen schmerzhaften Ruck in die Höhe hockte, als ob er das Herabfallen des Verwundeten fürchte.

So hatten sie eine gute Viertelstunde Wegs auf dem Fahrwege zurückgelegt. Der Wilderer schien zu merken, daß nicht allein die rauhe Witterung und die schwere Verwundung seines Freundes der Grund seines schmerzlichen Stöhnens war, sondern daß auch in seinem Innern ein ebenso schmerzlicher Kampf stattfinden mochte. Wenn er den Verwundeten in das noch eine Viertelmeile entfernte nächste Dorf unter Menschen brachte, so konnte er Verrath fürchten, sowol von den unfreiwilligen Fieberphantasien wie von der offenen Reue des tödlich verwundeten Genossen. Seine Brust fing an zu keuchen, jedoch mehr von dem Gedanken, der ihn gewaltig ergriff, als von der Last, die er mit seiner herculischen Kraft leicht dahintrug. Plötzlich lenkte er rechts vom Fahrwege ab und schlug den schmalen Weg ein, welcher zu dem abwärts gelegenen Torfmoor mit zahlreichen Wassergruben führte.

Der Verwundete wurde aufmerksam und streckte den Kopf mit Anstrengung über die Schulter seines

Kameraden vor. Er begriff sofort das entsetzliche Vorhaben des Wilddiebes, als er in der Entfernung von kaum noch vierzig Schritten das Wasser der Torfgruben mitten aus der schwarzen Umgebung hervorblinken sah. Mühsam lehnte er sich zurück und sagte mit hohler monotoner Grabesstimme:

„Tammerfriedel, wir werden beide am Leben bleiben, wenn du zwanzig Schritte von den Torfgruben wegbleibst."

Die Furchtbarkeit dieser in der öden dunkeln Umgebung wie aus dem Munde eines unsichtbaren Dämons ertönenden Worte wurde noch dadurch erhöht, daß der Redende die gewohnte Gaunersprachweise verschmähte, als wolle er sich auch schon mit der gewählten Form seiner Mahnung von aller Genossenschaft mit dem Bösewicht losreißen.

Der Wilddieb blieb wie angewurzelt stehen. Seine stählernen Glieder zitterten wie von Fieberfrost geschüttelt. Er glaubte den kraftlosen Verwundeten vollkommen in seiner Gewalt zu haben, und mußte nun selbst finden, daß sein eigenes Leben ganz in die Hand des Verwundeten gegeben sei. Er hatte bemerkt, daß der Verwundete beim Zurücklehnen in seine Brusttasche gegriffen, er hatte gehört,

wie die Feder des geöffneten Dolchmessers gegen die Klinge geschlagen hatte, und fühlte noch immer, daß der Verwundete ihn nur noch mit einer Hand um den Hals gefaßt hielt, während die freie rechte Hand mit dem offenen Dolch hinter seinem Nacken lag.

Mit verbissener Wuth stand der Wilddieb sprachlos da. Das Beben seiner Knie durchschüttelte auch den Verwundeten auf seinem Rücken. Nach einigen Augenblicken wandte er sich rasch herum und ging entschlossen mit seiner Last wieder auf den Fahrweg zurück, in der Hoffnung, den Verwundeten, dessen welkes Zusammensinken er jetzt nach der Aufregung noch mehr bemerkte, im gelegenen Moment von sich werfen zu können.

Kaum siebzig Schritte hatte er auf dem Fahrwege zurückgelegt, als er ein Geräusch hinter sich vernahm. Noch ehe er sich umwenden konnte, hatte ein ungeheuerer Wolfshund ihn ereilt. Der Hund sprang vor ihm herum in die Höhe und legte beide gewaltige Vorderpfoten gegen seine Brust, sodaß der mürbe Büchsenriemen zerriß und die niederfallende Büchse mit lautem Knalle sich entlud. Im selben Moment stürzte auch der Verwundete mit einem gellenden Schmerzensschrei von den Schultern

des Wilddiebes und blieb bewußtlos auf dem Boden liegen.

Starr und vor Schreck unbeweglich blieb der Wilddieb stehen, starr und unbeweglich hielt auch das Thier mit seinen gewaltigen Branten die Schultern des Mannes gefaßt. Das roth unterlaufene Auge starrte mit unheimlicher Glut und Festigkeit in sein Gesicht, während aus dem weiten fletschenden Rachen die ungeheuern weißen Fangzähne drohend herausschienen und der dampfende Athem des sonst lautlosen Thieres mit zischendem Tone aus der Tiefe der Brust herausquoll.

Der Wilddieb kannte das Thier. Als er sich etwas erholt hatte, rief er dem Thiere begütigend zu, ohne auch nur ein Glied oder nur das Auge zu rühren: „Mochel, Klafta! mochel! Menuche!“ [1])

Der Hund blieb unbeweglich in seiner Stellung wie von Erz gegossen.

„Gib Naches! [2]) Jose Klafta! [3]) Naches! Mochel! [4]) Menuche!“ [5])

---

[1]) Ruhig, Hündin, Ruhe.
[2]) Gib dich ruhig.
[3]) Schöne Hündin.
[4]) Ruhig.
[5]) Ruhe.

Der Hund rührte sich nicht.

Langsam und heimlich ließ der Wilddieb die Hand in die Tasche gleiten, um dem Thiere das Weidmesser in die Brust zu stoßen, und zog heimlich die Hand mit dem Messer vor der Brust aufwärts, um zum Stoße auszuholen.

Kaum hatte er das Messer bis zur Höhe der Brust gebracht, als der Hund mit Blitzesschnelle nach dem Arm seines Gegners schnappte, den Arm hoch in die Höhe über den Kopf des Wilddiebes hinaufriß und mit ungeheuerer Kraft festhielt, sodaß der Wilddieb mit lautem Schmerzensschrei das Messer fallen ließ.

Wieder stand die Gruppe unbeweglich. Das gewaltige Thier schien wie im Triumph den Gegner von seiner ganzen Ohnmacht überzeugen zu wollen und hielt den Arm des sonst riesenstarken Mannes so unbeweglich fest wie in einem Schraubstock.

Da nahten Schritte. Mit unwiderstehlicher Gewalt machte der Hund eine Wendung auf den Hinterfüßen, sodaß er den Wilddieb zwang, das Gesicht dem Kommenden entgegenzukehren, als ob er diesem sofort den Sieg und den Besiegten zu erkennen geben wolle.

Der Wilddieb blickte neben dem Hund weg und erkannte die herannahende Gestalt. „Kobermüschel", stöhnte er, „gib Menuche![1] Zink die Klafta ab!"[2]

„Tammerfriedel", rief die Herannahende, indem sie den Verwundeten erblickte, „du hast den Gewirmemis gewesen!"[3]

„Soll ich verschwarzen[4], als ihn nicht der Grünspecht[5] geschnellt hat!"[6]

Der Verwundete rührte sich stöhnend und suchte sich aufzurichten. Das Kobermüschel neigte sich zu ihm hinab, unterstützte ihn und erkannte den Bochur, welchen sie schon früher einigemal des Nachts in der Mechulle gesehen hatte.

Die Gegenwart einer dritten Person bei seinem verworfenen Begleiter und die Sicherheit ihres Benehmens ließ den Verwundeten ahnen, daß ihm von dieser Seite her keine Gefahr mehr drohe.

„Ich bin diese Nacht von einem Jäger verwundet worden", stöhnte er leise.

---

[1]) Gib Ruhe.
[2]) Ruf die Hündin ab.
[3]) Du hast den Mann getödtet.
[4]) Zu Grunde gehen.
[5]) Jäger.
[6]) Geschossen.

„Schmai! Schmai!“ [1]) rief der Wilderer so laut, daß der Hund ihn schüttelte. „Von Grünspecht geschnellt! [2]) von Grünspecht! Zink die Klafta ab!“

„Rette mich, Mädchen“, ächzte der Verwundete, „rette mich vor diesem Menschen! Entferne ihn und bringe mich unter Obdach!“

„Menuche [3]), Klafta!“ rief das Mädchen. „Sei schommer“ [4]), setzte sie hinzu.

Augenblicklich ließ der Hund den Wilddieb frei und stieß ihn beim Abfallen so kräftig mit den Vorderpfoten gegen die Brust, daß jener mehrere Schritte zurücktaumelte und zu Boden stürzte.

Der Hund blieb auf der Stelle stehen und ließ den Gegner nicht aus den Augen.

„Laß ihn fort“, sagte der auf dem Erdboden Sitzende.

„Mein Knaller und mein Kaut [5])“, rief der befreite Wilddieb, indem er sich vom Boden hob und

---

[1]) Höre, höre!
[2]) Vom Jäger geschossen.
[3]) Ruhe.
[4]) Paß auf.
[5]) Meine Büchse und mein Messer.

den furchtbaren Hund beobachtend unbeweglich stehen blieb.

„Gib ihm nicht die Büchse und das Messer", sagte der Verwundete laut und hastig.

„Orur!" [1]) schrie der Wilddieb, „du sollst die Misse meschunne bestieben!" [2])

„Holch auf den Derech [3]), Tammerfriedel!" rief das Mädchen drohend.

„Krie über dir! Du sollst verschwarzen Mamseres, as du mir nicht gibst mein Glaseime." [4])

„Bedarke Klafta!" [5]) rief das Mädchen dem Hunde zu.

Gauner und Hund verstanden den Ruf. Denn der erstere wandte sich hastig zur Flucht und eilte mit schnellen Schritten unter Flüchen und Verwünschungen davon, während der Hund in langgestrecktem ruhigen Trabe den Gauner auf dem Wege verfolgte und aus tiefer Brust ein dumpfes grollen-

---

[1]) Verfluchter.

[2]) Du sollst auf der Stelle des Todes sein.

[3]) Mach dich auf den Weg.

[4]) Todeselend über dich! Du sollst verkommen, Dirne, wenn du mir nicht meine Büchse gibst.

[5]) Auf den Marsch, Klafta.

des Knurren ertönen ließ, welches sich bei der eiligen Verfolgung allmählich verlor, wie ein in die Ferne abziehendes Gewitter.

Als der Kober von der Streife weggeführt war und das Kobermüschel sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, wurde das Mädchen von einem unnennbaren Grauen ergriffen. Es war ihr unmöglich, mit ihrer heulenden Mutter und den beunruhigten Gästen noch länger in der Mechulle zu verweilen. Sie ging noch einmal in das einsam gewordene dunkle Zimmer zurück, nahm das Licht und stellte es auf die Erde dicht an die düstere Mulde, worin ihr dahingeschiedenes Kind lag. Sie deckte das Tuch vom Gesicht. Ein wunderbarer Friede lag auf den Zügen. Der Tod hatte jetzt die Augen geschlossen, als ob keine Anklage mehr, sondern fortan nur Versöhnung und die verklärende Verheißung der ewigen Seligkeit gelten solle.

Das Kobermüschel hatte zwar beten gelernt, aber das Beten lange Zei tvergessen. Ein heiliger Schauder durchrieselte die Kniende. Sie faltete die Hände fest zusammen, als sei der Friede über sie gekommen und als hätte sie den Frieden gefaßt und wollte ihn tief in die Brust, in das Innerste ihrer Seele hineindrücken.

Sie betete still, innig, mit ganzer Seele. Sie hatte mit einem frühen Sündenleben einen ernsten Abschluß zu machen. Sie wollte mit ihrem Kinde ihre eigene Sünde begraben und mit der Seligkeit des Kindes ein neues Leben auf Erden beginnen.

Sie erkannte als ihre erste Pflicht, dem Kinde ein christliches Begräbniß zu geben, und machte sich noch in später Nacht auf, um gleich früh morgens den im fernen Dorfe wohnenden Geistlichen, der sie confirmirt und dessen Lehren sie nicht befolgt hatte, um das Begräbniß ihres Kindes zu bitten. Sie fühlte sich körperlich schwach, aber geistig stark. Sie that warme Kleidung um, steckte einen stärkenden Imbiß für den langen Weg zu sich, drückte noch einen Abschiedskuß auf die kalten Lippen ihres Kindes und trat zur Hausthür hinaus. An der Ecke des Hauses lag der Hund an der Kette und winselte leise, als er des Mädchens ansichtig wurde. Sie dachte an das in der Heide umherstreifende Gesindel, welches in dieser Nacht unruhiger als je sein mußte, und löste den Hund von der Kette, welcher sich sogleich freudig an sie drängte und sie begleitete.

Das Thier, eine Hündin und auch daher „Klafta“ genannt, war ein edles, schönes, mächtiges Thier von

seltener Rasse. Vor einigen Jahren war es noch jung von einem reisenden ungarischen Jäger dem Kobermüschel geschenkt worden, an welchem es seitdem mit einer Treue hing, wie man bei dieser Gattung der edelsten und klügsten Thiere in solcher Weise kaum ähnlich finden kann. Jedes Wort, jeder Wink und Blick war dem Thier verständlich und während kein anderer, nicht einmal der Kober und seine Schwester, sich dem Thiere nahen durfte, hatte es alles, was an Treue und Gehorsam nur zu erdenken war, ganz allein dem Kobermüschel zugewandt. Nur noch ein einziger Hund der gleichen Rasse war in der Gegend zu finden und im Besitze des alten Tammers, welcher ihn von demselben Ungar, aus Dankbarkeit für eine glücklich vollendete Cur, zum Geschenk erhalten hatte.

Mit dem ermuthigenden Gefühl, in dem Hunde eine vollkommen sichere Begleitung zu haben, schritt das Mädchen in die Nacht hinein. Der Hund hielt sich dicht an seine Herrin. Ohne Unfall hatten sie den Fahrweg erreicht, als der Hund den Kopf erhob, gegen den Wind schnoberte und mit vorgestrecktem Kopfe aufmerksam forschend den Weg verfolgte. Plötzlich blieb er stehen. Eine Mütze lag

im Wege. Das Mädchen hob sie auf. Es war eine dunkle Mütze mit kleinem viereckigen Boden. Während das Mädchen den Fund aufmerksam untersuchte, sprang der Hund weiter vor und links an den Grabenrand hinan, wo er fest und unbeweglich hinabblickte.

Das Mädchen trat näher, der Hund sprang in den Graben und brachte seiner Herrin einen Gegenstand heraus, den diese in der Dunkelheit als eine Brieftasche erkannte.

Es mußte eine Unthat an der Stelle geschehen sein. Der Hund wurde unruhiger und strebte den Weg weiter zu verfolgen. Das Mädchen folgte dem ungeduldig vorantrabenden und mit vorgestrecktem Kopfe und gespitzten Ohren unverwandt vorwärts blickenden Hunde. Ein tiefes Murren erhob sich aus der Brust des Thieres. Das Mädchen glaubte etwas fern auf dem Wege sich bewegen zu sehen. Der Hund winselte leise und wandte ungeduldig den Kopf nach seiner Gebieterin zurück. Jetzt streckte das Mädchen den Arm vor sich hin und pfeilschnell flog der Hund den Weg entlang. Nach einigen Augenblicken hatte sie in rascher Nacheile die bereits geschilderte Gruppe erreicht, um die Retterin der

vom Wilddiebe dahingetragenen Verwundeten zu werden.

Mit Aufbietung aller Kräfte eilte der Wildschütz dahin, von dem grollenden Hunde auf den Fersen verfolgt, welcher nur dann von seinem mächtigen und gleichmäßigen Trabe zu mächtigen Sprüngen ausholte, wenn der Fliehende vom Wege herabrannte und in die Heide zu entkommen suchte. Zweimal machte der Verfolgte diesen Versuch, aber beidemal holte der Hund ihn in weitem Bogen herum und zwang ihn mit kurzem löwenartigen Brüllen auf den Fahrweg zurück. So trieb er ihn eine weite Strecke fort, bis endlich der Wilddieb in völliger Erschöpfung zu Boden stürzte. Befriedigt kehrte das Thier sofort um und gelangte in riesigen Sprüngen mit verdreifachter Geschwindigkeit zu seiner Herrin zurück.

Diese hatte inzwischen den Verwundeten mit ihrem Mundvorrath und Wein gestärkt und ihn aufzurichten versucht. Es gelang. Er konnte sogar, von ihr unterstützt, sich langsam vorwärts bewegen. Mit raschem Blicke hatte sie gefunden, was zunächst zu thun sei. Sie steckte das Weidmesser des Wilddiebes in ihren Gürtel, hieß den Hund die Büchse

des Wilddiebes aufnehmen und führte den Verwundeten gerade in dasselbe Torfmoor hinein, in welches der Wilddieb ihn kurz vorher hatte tragen wollen. Behutsam schritt sie mit ihrem Schützling an den Rändern der Torfgruben hin, und nach einer Stunde langsamer und mühseliger Wanderung hatte sie die kurze Wegstrecke bis in die Mitte der Gruben erreicht, woselbst die Arbeiter eine niedrige Hütte von Torferde für den nächtlichen Aufenthalt im Sommer errichtet hatten.

Die Hütte bot höchstens nur für sechs Menschen Raum. Im Hintergrunde lag eine reichliche Strohschütte. Der Verwundete ließ sich von seiner Führerin unterstützt darauf nieder. Sie nahm ihr dichtes Wollentuch von den Schultern, breitete es über ihn, legte ihren Mundvorrath nahe bei seinem Kopfe hin und bedeutete den Hund durch Wort und Zeichen, zum Schutz des Liegenden in der Hütte zu bleiben.

Der Verwundete war vom Gehen und von den kurzen Mittheilungen, welche er unterwegs seiner Retterin zu machen hatte, zu erschöpft, als daß er auch nur versuchsweise Einwendungen hätte erheben können. Die Sprache versagte ihm. Er konnte dem Mädchen nur schwach die Hand drücken. Der Hund

mußte sich ihm zur Seite legen, den Kopf gegen den Eingang gerichtet. Das kluge Thier begriff seine Aufgabe. Es blieb ruhig liegen und sandte der rasch davoneilenden Herrin nur ein leises unterdrücktes Winseln nach.

Schon war der Morgen heraufgedämmert. Muthig wanderte das Mädchen weiter über die schmalen Bodenrücken zwischen den Torfgruben hin durch die einsame Heide und hatte nach Ablauf einer Stunde rüstigen Schrittes und vor der ihr gewordenen Aufgabe die eigene körperliche Schwäche vergessend, das Kirchdorf und die Pfarre ihres geistlichen Lehrers erreicht, den sie nunmehr auch für den Verwundeten zur Hülfe aufzufordern gedachte.

VIII.

Als der Gardelieutenant Roß von der Trappe in seiner Wohnung angelangt war, gab er seinem schlaftrunkenen Diener zu dessen großem Erstaunen noch in später Nacht Befehl, den Ofen zu heizen. Behaglich schlüpfte der Lieutenant in Schlafrock und Morgenschuhe, zündete eine Cigarre an und begann seinen Fund bei der Lampe zu untersuchen, wobei er vor allem erst mehrere Siegelabdrücke nahm. Das auf der Platte des Ringes sauber gravirte Wappen war ihm völlig unbekannt und nahm um so mehr sein volles Interesse in Anspruch. Er blasonnirte das Wappen nach aller Form und Regel der Wappenkunst langsam und deutlich vor sich hin: „Ein quadrirtes französisches Schild mit einem écusson in der Mitte. In diesem auf goldenem Felde ein gerade vorwärts gekehrter schwarzer Stierkopf. Auf dem Rückenschild im ersten Quartier auf silbernem Grunde

ein rennender Stier; auf dem zweiten Quartier auf rothem Grunde nebeneinander zwei springende silberne Bracken; auf dem dritten Quartier in blauem Felde ein in Silber gekleideter Arm, welcher eine goldene Hellebarte hält, und im vierten Quartier auf goldenem Grunde zwei rothe aneinanderlehnende Herzen. Ueber dem ganzen Schilde ein silberner offener Helm, ohne Schmuck oder Helmzeichen."

Das Wappen war mit großer Sorgfalt gestochen und jede Tinctur aus den feinen Schraffirungen, namentlich auch durch die Lupe, erkennbar. Wol zehnmal blasonnirte der Lieutenant das Wappen in correcter heraldischer Terminologie laut vor sich hin. Er zeichnete sogar mit farbigen Kreidestiften das Wappen in vergrößertem Maßstabe: das Wappen blieb ihm unbekannt. Der offene silberne Helm deutete nur allgemein auf hohen oder niedern Adel. Aber hatte das kleine Herzschild mit dem Stierkopf Beziehungen auf Preußen oder Mecklenburg? Oder deutete es auf das fürstlich Lobkowitz'sche Wappen? Der Stier oder Büffel konnte auf die von Auersberg oder gar auf Kursachsen zielen? Die beiden Bracken auf die Grafen von Weissenwolf? Nur fanden sich in den Stellungen und Tincturen mehr

oder minder erhebliche Abweichungen, und in der Composition des Ganzen überhaupt konnte er das hohe edle Geschlecht, welches zur Führung dieses Wappens berechtigt war, in keiner Weise erkennen.

Je erstaunter und unwilliger der Lieutenant über sich selbst war, daß ihm bei seinen eingehenden heraldischen Studien doch noch ein Wappen mit so charakteristischen Wappenstücken habe unbekannt bleiben können, desto eifriger war sein Vorsatz, die schöne unbekannte Besitzerin aufzusuchen. Erst spät gegen Tagesanbruch legte er sich mit diesem festen Vorsatz zu Bett und verfiel bald in einen gar wundersamen Traum.

In einem romantischen Thale sah er hoch oben auf steiler Felswand ein altes prächtiges Ritterschloß, von dessen Söller ein Wappenbanner mit Stierköpfen, Bracken, Streitäxten und Herzen herabwehte. Unter dem großen Banner schaute ein wunderholdes Ritterfräulein auf ihn herab, das seiner schönen Unbekannten auf das Haar glich. Sie winkte ihm züchtiglich herauf. Aber er sah weder Weg noch Steg zum Schloß. Da warf sie ihm einen Siegelring herab, den er begierig auffing, küßte und an den Finger steckte. Da krachte sein knapper Waffe

cock in den Nähten und verwandelte sich zum golde-
nen Brustharnisch. Die Spitze seiner Pickelhaube
barst wie eine Tulpenknospe auseinander und ließ
lange wogende Federn um sein Haupt wallen. Der
schmächtige Degen ward zum gewaltigen Ritter-
schwert. Die Epauletten fingen an zu vibriren wie
die noch verkümmerten Flügel einer soeben aus der
Puppe gekrochenen Phaläne und wuchsen und er-
starkten zu mächtigen Schwingen, und mit gewaltigen
Schlägen hob er sich pfeilschnell in die Höhe zu den
Füßen der edeln Dame. Sie neigte sich huldreich zu
ihm herab. Ein herrlich gekleideter Page mit golde-
nem Willkommsbecher —

„Herr Lieutenant, es ist Zeit zur Parade",
weckte ihn der Ruf seines Bedienten, welcher schon
lange mit sorglichen Blicken auf die beinahe epilepti-
schen Gesticulationen seines schlafenden Herrn geblickt
hatte und ihm den schwarzen Kaffee darbot.

Mit einem donnernden Fluch auf den erschrocke-
nen ehrlichen Diener fuhr der Lieutenant in die
Höhe. Es war alles Traum gewesen. Er mußte
zur Parade. Hastig kleidete er sich an. Da ward
er des Ringes gewahr. Also doch ein Theil seines
Traumes! Er konnte ja doch noch seine Dame fin-

den, wenn auch nicht im knappen Gewande des Ritterfräuleins in der festen Burg, doch sicherlich im weiten Zingel der Crinoline. Er ging zur Parade, commandirte die Wache ab, schickte zwei Gardisten, die nicht sauber geputzt hatten, auf vierundzwanzig Stunden in Arrest, schnauzte dazu den Feldwebel an, ließ sich dann fast willenlos von seinen Kameraden in hellem Spott über seine ganz ungewohnt verdrießliche Laune zur Conditorei schleppen und setzte sich dort grollend in die einsamste Ecke.

Mitten in seinem Grübeln brachte der Colporteur das Intelligenzblatt. Obgleich der Lieutenant zweifeln mußte, schon heute ein Inserat zu finden, so schoß er doch wie eine Spinne auf die nahende Fliege hervor, ergriff das Blatt, durchspähte die Inserate, zuckte convulsivisch zusammen und stürzte mit einem lauten Ruf des Entzückens zur Thür hinaus, unter schallendem Gelächter seiner lustigen Kameraden, die sich an der „Ausführung" des höchst prosaischen Blattes weidlich ergötzten.

Hastig sprang der Lieutenant in eine nahe Droschke und befahl bis an die entlegene Katharinenvorstadt zu fahren. Auf der einsamen Fahrt vertiefte er sich in das Blatt. Der Ring war wirk-

lich als verloren angezeigt und genau beschrieben. Die Wiedererlangung mußte von Wichtigkeit, der Verlust auch schon in der Nacht bemerkt und sogleich in der Druckerei angezeigt sein. Weg und Zeit stimmten überein. „Abzugeben vor Sanct-Katharinen, dem Elisenbrunnen gegenüber, bei Nr. 25. Dem ehrlichen Finder wird eine gute Belohnung zugesichert.“

Zehnmal las der Lieutenant die Annonce bis ur Verheißung der guten Belohnung, ehe der Wagen n der Promenade hielt. Er hatte eigentlich gar icht fahren, sondern nur ungestört im Wagen lesen, nd den ganzen langen Weg zu Fuße machen wollen. r stieg an der Promenade aus und recitirte rüstig ortschreitend leise vor sich hin: „Dem Elisenbrunnen egenüber bei Nr. 25.“

Die Vorstadt war lang. Er schritt wacker aus nd memorirte gründlich. Jetzt vereinzelten sich die äuser längs der Chaussee zum Elisenbrunnen. Schon men die prächtigen Villen der reichen Residenzwohner, weit voneinander geschieden durch Gärten nd kleine Parks. Aber die meisten waren verhlossen und unbewohnt zur späten Herbstzeit. Schon ar er bei Nr. 19. Alles öde. Er ging unverdrossen

weiter. Nr. 20 unbewohnt. In Nr. 21 wohnte eine adeliche Familie aus Kurland, erst im Herbst zur Residenz gekommen, aber noch nicht bei Hofe vorgestellt. Er stand still, forschte, überlegte und ging weiter. Nr. 22 wieder unbewohnt. Nr. 23 mindestens 200 Schritt weiter am Wege desgleichen. Nr. 24, die letzte Villa an der Chaussee, gerade dem Elisenbrunnen gegenüber, auch unbewohnt! Wo blieb Nr. 25?

Eine Grandchaussee führte rechts ab unter einer Kastanienallee weg nach dem Flusse zu. Bei der Einmündung des Weges stand ein Stein mit Nr. 25 bezeichnet. Von der Höhe der Chaussee konnte man in einiger Entfernung ein Landgut am Ufer des Flusses überblicken. Mächtige Scheunen mit neuen gelben Strohdächern lagen zwischen dem flachen Hügel und dem Flusse. Auf ersterm stand ein große prächtige Villa mit Treibhäusern und großer Park dahinter. An letzterm zogen sich lange mit Ziegeln gedeckte Häuser hin, aus deren Schlote mächtige Rauchsäulen emporstiegen.

Hier war der Lieutenant noch nie gewesen. Sollte doch hier Nr. 25 sein? Er ging den Weg unter den schon entlaubten Kastanien entlang. Mehrere

mit großen Tonnen schwer beladene Wagen mit schönen mächtigen Pferden kamen ihm entgegen. Er mochte die Führer nicht fragen nach dem Besitzer und ging weiter. Ländliches Leben und Treiben that sich auf vor ihm. Auf den noch etwas grünen Wiesen gingen Rinder. Aus den Ställen tönte die Stimme aller Hausthiere ihm entgegen, vom Pferde, Rind, Schaf bis zum krähenden Hahn. Zwischen hohen Weißdornhecken bog der Weg im scharfen Winkel gegen das erste große Gebäude mit Ziegeldach. Der Lieutenant trat durch das Hofthor und las auf dem langen Schilde über der großen Pforte des mächtigen Gebäudes mit fußhohen Buchstaben: „Schlachterei und Salzerei von Johann Friedrich Grundmann."

Enttäuscht blieb der Lieutenant stehen. „Schlachterei und Salzerei von Johann Friedrich Grundmann?"

Hier konnte die anmuthige Besitzerin des adelichen Wappenringes nicht wohnen. Er wollte verstimmt umkehren. Doch war der Blick durch den offenen Thorflügel auf das rege Treiben in den mächtigen Räumen nicht ohne Interesse. Er trat unwillkürlich näher. Ein anständig gekleideter, schon etwas ält-

licher Mann, welcher ein Aufseher zu sein schien, lud ihn ein, das Treiben und die Einrichtung näher in Augenschein zu nehmen, wie das schon viele vor ihm gethan hätten.

Der Lieutenant folgte der freundlichen Einladung, durchschritt unter Leitung seines Führers die weiten Räume und mußte erstaunen über die großartige Thätigkeit darin. Hier wurden die riesigen Thiere zu Boden geschlagen und abgethan. Dann wurden sie auf niedrigen Wagen und Eisenschienen in den zweiten Raum geschoben, dort ausgeweidet und gereinigt und zuletzt in gleicher Weise in den kolossalen Raum transportirt, wo sie schmuck und sauber in langen unabsehbaren Reihen an Winden aufgezogen wurden.

Unwillkürlich fühlte der Lieutenant größeres Interesse an dem lebhaften und großartigen bürgerlichen Treiben. Der mächtige Raum der Salzerei mit den vielen großen Kübeln voll Fleisch; die trotz alles Qualmes doch sauber gehaltene großartige Räucherei, von deren dunkeln Höhen Tausende und aber Tausende mächtiger Rauchwaaren wie die Stalaktiten in der Baumannshöhle herunterragten: alles das hatte der Lieutenant noch nie gesehen. Er mußte

sich doch gestehen, daß der bürgerliche Betrieb, namentlich in solcher Großartigkeit, Achtung verdiene, daß diese Praxis von Blut und Eisen des Schlachtereibesitzers Johann Friedrich Grundmann ebenso nützlich sei als die neue Staatspolitik von Blut und Eisen. Er mußte sich endlich sogar mit Goethe fragen: „Was hilft ein Titel ohne Kittel?“

Mit Genugthuung über das unverhohlene Erstaunen des Gardelieutenants erbot sich der freundliche Aufseher, auch noch die entfernt liegenden Stallungen zu zeigen, die der Lieutenant wahrscheinlich noch nicht in so ausgedehnter Weise gesehen habe. Der Lieutenant vermochte nicht, das freundliche Anerbieten des Mannes abzuschlagen, welcher ihn überdies lebhaft zu interessiren anfing, da er mit viel Verstand und Einsicht und in unerwartet gewählter und doch bescheidener Weise über Einrichtung und Gang des großartigen Betriebes und über die damit genau zusammenhängenden landwirthschaftlichen Fragen sich ausließ und dabei auch viele volkswirthschaftliche und handelsgeschichtliche Kenntniß an den Tag legte.

Langsam gingen beide im Gespräch vor dem schönen Wohnhause vorbei in der Richtung gegen die fernen Stallungen hin, als der Lieutenant plötzlich

wie ein Pfeil von seinem Begleiter weg auf die Freitreppe und in das Haus hineinflog, sodaß er nicht einmal mehr deutlich hörte, daß sein anfangs erstaunter Begleiter ihm lächelnd nachrief: „So recht, Herr Lieutenant, gehen Sie nur hinein. Sie haben keinen Paletot über. Ich folge ihnen sogleich!“

Der Grund der außerordentlichen und rücksichtslosen Eile des Lieutenants lag darin, daß jemand durch das Fenster den Lieutenant erblickt, und daß der Lieutenant auch jemand am Fenster gesehen hatte, der ihn sogleich vollkommen überzeugte, daß es doch seine Richtigkeit mit Nr. 25 habe. Auf dem prächtigen warmen Hausflur mit den herrlichsten Treibhauspflanzen und schönen Statuen trat ihm der Hausdiener entgegen, in welchem er sofort die stämmige Gestalt des nächtlichen Begleiters der Damen erkannte. Mit fieberischer Hast gab er dem erstaunten Diener seine Karte zur Anmeldung bei dem gnädigen Fräulein und sagte, während jener ging, entzückt vor sich hin: „Sie ist es! Sie ist hier eingemiethet, oder zum Besuch, oder braucht die Milchcur!“

Er sann auf die Einführungsworte. Das In-

telligenzblatt mußte seine nächste Legitimation sein. Den Ring hatte er in der Brusttasche. Er zog das zusammengeballte graue Blatt aus der Tasche, glättete es eifrig und sorgfältig auf dem gehobenen Knie und bemerkte dabei nicht, daß der Bediente die Thür schon weit geöffnet hatte und die beiden im Zimmer befindlichen Damen erwartungsvoll durch die Thür auf ihn hinausblickten, der wie ein Kranich auf einem Beine stand und mit der Hand eifrig über sein gehobenes Knie strich.

Beim Aufblick in das elegante und mit allem Comfort ausgestattete Zimmer setzte er wie ein scharfsinniger Stratege das doch einmal gehobene linke Bein sofort als vorgeschobenen Posten weiter in Bewegung und gelangte so um Schrittesläng rascher in das Zimmer, wo er sich mit Gewandtheit als Kuno Roß von der Trappe, Premierlieutenant im ersten Garderegiment zu Fuß vorstellte, leichthin die Begegnung der verwichenen Nacht, seinen glücklichen Fund, das Inserat im Intelligenzblatt berührte und dabei das schon stark zerknitterte schmutzige Papier unwillkürlich an sein Herz drückte.

So gewählt und gewandt auch der Lieutenant seine Rede zu setzen wußte, so mußte er doch bei der

ihm zutheil werdenden Aufnahme und Begegnung mit fast demüthigendem Gefühl wahrnehmen, wie inhaltslos die gewählten Wortformen seiner bisherigen Kreise erschienen gegen die aus der Tiefe und Wahrheit eines unbefangenen weiblichen Gemüthes erklingende Rede. Die Situation war ganz dazu angethan, dem Lieutenant diesen Unterschied deutlicher als je vor Augen zu führen. Er hatte einen wichtigern Dienst geleistet und einen größern Dank zu empfangen, als er ahnte. Die ältere Dame, eine Frau, welche etwa gegen vierzig Jahre alt sein mochte und noch immer als schön gelten durfte, nahm den Ring mit dem lebhaftesten Danke und unverhohlener Bewegung entgegen, indem sie ihn als Zeichen der theuersten Erinnerung ihres Lebens bezeichnete. Sie erzählte dazu in unbefangener Weise, wie ihr Wagen, welcher sie gestern Abend aus der Stadt habe holen sollen, dadurch in der Vorstadt aufgehalten sei, daß das eine Pferd ein Eisen verloren habe, daß, während der Schmied in der Vorstadt das Eisen aufgelegt habe, der Bediente sie inzwischen in der Stadt benachrichtigt, und daß sie sich nun der Zeitersparniß wegen mit ihrer Tochter zu Fuß bis in die Vorstadt aufgemacht und dort, sogleich nach der Be-

gegnung mit dem Lieutenant, den Wagen bestiegen habe.

Der Lieutenant schätzte sich glücklich, beide Damen nach dem Unfall ohne nachtheilige Folgen für ihr Befinden vor sich zu sehen, lehnte jeden Dank bescheiden ab und pries nur sein hohes Glück, daß ihm der Zufall vergönnt habe, sich den Damen persönlich vorstellen zu dürfen. An den Ring anknüpfend sprach der Lieutenant aus, wie sehr ihn bei seiner Liebhaberei an heraldischen Studien das sinnreiche Wappen angesprochen habe, daß er aber das Wappen bislang in keinem heraldischen Werke habe finden können und daß er deshalb um die genealogische Erläuterung wie um den Namen des edeln Geschlechts bitte, dessen Repräsentanten er vor sich zu sehen das hohe Glück habe.

„Sie sind im Irrthum, Herr Lieutenant", sagte die ältere Dame mit feinem Lächeln, „das Wappen auf dem Ringe ist noch kein Vierteljahrhundert alt und die Zusammenstellung der Wappenbilder betrifft nur einzelne theuere Erinnerungen aus meiner und meines Mannes Vergangenheit, mit welchem Sie eben an das Haus herantraten."

„Also gnädige Frau", erwiderte der Lieutenant

mit nicht ganz unterdrückter Verlegenheit und tiefer Verbeugung.

„Nicht gnädige Frau, sondern einfach Frau Grundmann, die glückliche Gattin eines Ehrenmannes, des Schlachtereibesitzers Johann Friedrich Grundmann. Dies ist unsere Tochter Anna, welche mich gestern Abend begleitete."

Der Lieutenant wandte sich zur jüngern Dame und machte dieser ganz unwillkürlich ein ehrfurchtsvolleres Compliment, als dies vorher bei der Mutter geschehen war. Er hatte im Gespräch mit der Mutter recht wohl bemerkt, wie die wunderschönen Augen der Tochter unbefangen prüfend auf seinem Gesichte ruhten, und hatte auch gesehen, daß seine nicht geschickt genug unterdrückte Enttäuschung ein leichtes Erröthen auf dem lieblichen Gesichte hervorgebracht hatte. Er begriff, wie viel er gut zu machen habe, und fing nun mit großer Gewandtheit an, selbst über seine alte Liebhaberei an der Wappenkunst und Genealogie zu scherzen, welche schon häufig ihn und auch andere höchst gelehrte Heraldiker und Genealogen zu ganz eigenthümlichen Irrthümern geführt habe. Mit innerer Genugthuung wahrnehmend, wie leicht die stillschweigende Ausgleichung der von ihm vorhin

ungeschickt berührten Gegensätze zwischen Adel und Bürgerthum sich vollzog, erzählte er darauf eine kurze drollige Geschichte der Art, sodaß sich bald eine unbefangene Situation herstellte.

Diese sollte auch nicht gestört werden, als der Hausherr, des Lieutenants vermeinter Aufseher, hereintrat. Denn als der Lieutenant diesem nicht ohne Verlegenheit entgegentrat und eine Entschuldigung sagen wollte, unterbrach der treuherzige Mann den Offizier mit der dringenden Bitte um Entschuldigung, daß er ihn draußen so lange und rücksichtslos in der naßkalten Zugluft aufgehalten habe, reichte dem Lieutenant die Hand und bat, zumal er von dem glücklichen Funde des Ringes hörte, unter sehr herzlichen Dankesagungen den jungen Mann in offener und unwiderstehlicher Weise, zu Mittag bei ihm fürliebzunehmen. Der beglückte Lieutenant sagte zu und wurde zum ersten mal ohne die geringste förmliche Repräsentation der Gast eines Mannes, der ihm sogar nicht einmal seinen Namen abgefragt und ebenso wenig ihm den seinigen genannt hatte.

Wie die Einrichtung des Empfangzimmers, war auch die des Speisesaales und des zu diesem führenden Mittelzimmers von besonderer Eigenthüm-

lichkeit, wie man solche nur im hohen Norden Deutschlands findet. Es war weder gesuchte Pracht noch irgendein Schnörkel an einem oder dem andern Möbel zu finden. Aber das Ganze hatte einen so bestimmten einheitlichen Ausdruck, einen so festen Typus des Gediegenen und Soliden und gewährte bei der Ueberschau eine so bestimmte Auffassung, daß hier die Wohnung als bestimmter Begriff und Charakter hervortrat und sich als solcher deutlich und faßlich aussprach. Wie viel Zusammengelesenes, Verquicktes hatte der Lieutenant in den „prahlenden Sälen seiner Standesgenossen gesehen, und wie wenig hatten doch diese Räume ein Ganzes darzustellen vermocht, daß ein jeder darin aus der ängstlichen Isolirung hätte heraustreten können, indem er befähigt wurde, die andern neben sich zu finden. In die Zimmer des Herrn Grundmann hätte kein einziger jener abgeschmackten, nebeligen französelnden Ausdrücke eingeschwärzt werden können, welchen mancher arme Romanschriftsteller auf seinem kahlen Dachstübchen sich vom Tapezier oder Holzarbeiter sagen läßt und mit welchen er in den Zimmern der höhern Stände um sich wirft wie in einer Polterkammer. Eine richtige und geistvolle Beschreibung der Zimmer

des Herrn Grundmann hätte eine charakteristische Zeichnung nicht nur der Räume, sondern auch ihrer Bewohner gegeben.

Auch das Speisegeräth auf dem sauber gedeckten Tisch hatte das Gepräge des Gediegenen. Jedes Stück war solide und werthvoll, ohne doch schwerfällig zu sein. Jedes war der harmonische Theil eines Ganzen, und selbst in dem schönen geschmackvollen Tafelaufsatz drückte sich das discrete Maß der Coordination zum Ganzen aus, während so häufig ein einziger überladener Aufsatz alles andere so herabdrückt, daß man nur Geschmacklosigkeit, wenn nicht Armseligkeit erkennt, und um den ganzen behaglichen Eindruck gebracht wird, den die Ueberschau einer geschickt gedeckten Tafel, wie die erste schmackhafte Vorkost, gewährt. Die Küche lieferte nur wenig Gänge. Aber die Speisen waren schmackhaft und kräftig bereitet und verriethen jene treffliche nordische Küche, welche gewöhnlich die hamburger Küche genannt wird, weil sie in Hamburg ihre wesentliche concentrirte Station findet.

Der Lieutenant fühlte sich von ganz eigenthümlichen Empfindungen bewegt. Er hatte in seinem bisherigen gesellschaftlichen Umgange viel Pracht ge-

sehen. Heute lernte er den Unterschied zwischen der trügerischen Ostentation und dem wirklichen Wesen des Reichthums erkennen, dessen Form und Ausdruck sich wie eine natürliche Nothwendigkeit geben läßt, wenn der Besitzer selbst den Erwerb und den Besitz richtig abzuschätzen versteht. Der wesenlose Prunk hatte früher den Lieutenant geblendet. Hier in der ansprechenden Prunklosigkeit begriff er mit Genugthuung den Reichthum als Segen der Arbeit. Auch überraschte es ihn wohlthuend, als beim Beginn des Essens, ohne daß eine Andeutung oder Entschuldigung der hergebrachten Hausitte gemacht wäre, die Tochter, wie selbstverständlich geboten, ein kurzes Gebet sprach. Es ging ihm durch die Seele. Nun als Kind hatte er bei Tische gebetet; als Mann hatte er das Beten unterlassen. Jetzt hörte er in Gebet auch wieder zum ersten mal seit dieser Nacht die liebe sanfte Stimme, und eine tiefmahnende Erinnerung an die Unschuld seiner Jugend und seines Jugendgebets durchzog sein Gemüth.

Seine Tischgenossen waren, wie ihn das auch sogleich die Mundart hatte erkennen lassen, aus Schleswig, dem schönen, reichen und schwergeprüften Lande. Grundmann's Vater war ein wohlhabender

Landmann gewesen. Er hatte einen bedeutenden Viehexport nach England betrieben und ein sehr bedeutendes Vermögen erworben. Als ein verständiger und gebildeter Mann hatte er seinen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, in den trefflichen Unterrichtsanstalten des Landes eine vorzügliche Bildung und Erziehung gegeben. Die Tochter ward jung an einen reichen Gutsbesitzer der Nachbarschaft verheirathet, während der Sohn beim frühen Tode des Vaters die große Wirthschaft übernehmen mußte. Seiner Neigung für eine junge Dame, seine jetzige Frau, stellte sich in den Ansichten der Aeltern ein ernster Widerstand entgegen, welcher jedoch unverhofftermeise rasch und glücklich beseitigt wurde. Bei der Erhebung der Herzogthümer im Jahre 1848 hatte der warme Patriot seine junge Frau nebst dem zarten Kinde verlassen und rühmlich gegen die unerträglich gewordene Zwingherrschaft kämpfen helfen. Dafür hatte er wie' alle ausgezeichneten Patrioten nach dem schmachvollen Ende des Krieges den Haß der alten Unterdrücker zu tragen. Müde der kleinlichen Quälereien, hatte Grundmann sein Besitzthum verkauft, sein geliebtes Schleswig verlassen und mit seinem nicht unbedeutenden Vermö-

gen und mit kluger Benutzung seiner alten soliden Beziehungen nahe bei der Residenz das Etablissement gegründet, welchem er eine so große Ausdehnung und Bedeutung zu geben wußte, daß er mit Recht als einer der reichsten Industriellen des Landes gelten durfte.

Alles das erfuhr der Lieutenant während des Essens von seinem ebenso verständigen wie jovialen Wirthe, welcher so wenig mit seiner Unterhaltung wie mit seinen vortrefflichen Weinen geizte. Der Lieutenant suchte möglichst aufmerksam zuzuhören. Lebhaften Antheil an der Unterhaltung selbst zu nehmen vermochte er nicht, da er aus allem, was er wahrnahm und in sich vorgehen fühlte, sich in einer Reaction begriffen fand, die einen Bruch mit seiner Vergangenheit bewirken zu wollen schien. Erst allmählich vermochte er unbefangener zu werden und seine schüchternen Blicke auf die ihm gegenüber sitzende Tochter des Hauses zu lenken. Es war in der That eine blendende Schönheit von schlankem und doch kräftigem Wuchse, mit dunkelbraunem Haar und blauen Augen von wundervoller Klarheit und Lieblichkeit. Unbestritten hätte sie in den höheren Kreisen, in denen der Lieutenant verkehrte, durch

ihre Erscheinung alles verdunkelt, so wenig sie auch geeignet schien, Ton und Wesen jener Kreise sich anzueignen oder gar damit glänzen zu können. Sie drängte sich nicht in das Gespräch. Wurde sie zum Sprechen veranlaßt, so sprach sie mit ebenso viel Bescheidenheit wie mit Sicherheit, und was sie sagte, hatte Geist und Gemüth. Jedes Wort drang dem bewundernden Lieutenant in die Seele, selbst wenn es auch nicht direct an ihn gerichtet war. Während die Damen nach Beendigung der Mahlzeit sich entfernten, um den Kaffee zu bereiten, forderte der joviale Wirth seinen Gast auf, noch einige Gläser eines herrlichen Rheinweins bei einer kräftigen Havañacigarre mit ihm zu trinken. So unlieb dem Lieutenant die Entfernung der Damen war, so sehr fühlte er doch gerade dadurch seine Unbefangenheit wiederkehren. Der edle Wein hob seine Laune und die höchst gemüthliche Weise seines Wirths bestimmte ihn sogar, nach der Bedeutung des Wappenringes zu fragen, welche ihm eigenthümlich zu sein schien und ihm noch unklar geblieben war.

Mit Behaglichkeit ging der gemüthliche Wirth sogleich auf die Bitte seines Gastes ein und erzählte

ihm mit liebenswürdiger Jovialität und komischer Ironie die Geschichte des Ringes.

„Als ich", begann er, „nach meines Vaters Absterben die Wirthschaft übernommen hatte, erkrankte ich am gastrischen Fieber infolge der angestrengten Arbeiten, welche die Regulirung des Ganzen erforderte. Nach meiner Genesung schickte mich der Arzt ins Seebad. Ich ging nach dem wunderschönen Düsternbrook bei Kiel. Dort lernte ich die Tochter eines dänischen Beamten aus Schleswig kennen, welche auch nicht entfernt so dänisch und hochmüthig gesonnen war wie ihr Vater und die übrige Familie. Die Dame war ebenso hübsch wie liebenswürdig und geistvoll und machte auf jedermann einen günstigen Eindruck, auf mich den allergünstigsten. Ich machte ihr dies bemerklich, oder vielmehr sie bemerkte es selbst und war just nicht empfindlich darüber. Aber sehr empfindlich zeigte sich ihr Vater, als er eines Tages in einer schönen Waldpartie seine Tochter in meinen Armen fand. Uns war seine Empfindlichkeit recht befremdlich, da wir beide schon seit acht Tagen alle Förmlichkeiten zwischen uns beseitigt hatten und infolge dieser Beseitigung durch stillschweigende Convention uns sogar schon Du nannten.

„In diesem Sinne gaben wir auf seine gereizte Frage: «Hvor lang Tid praktiserer de dette?» eine correcte chronologische und pragmatische Auskunft. Er fand, daß nach einem nur achttägigen Cursus sein Kind noch immer zu retten sei, und führte in so gehobener Stimmung die schluchzende Tochter mit sich fort, wie ein Advocat die neugefundenen Mittel zur Führung eines vollkommen bündigen Beweises unter dem Arme davonträgt. Noch denselben Abend erfuhr ich in meinem Logis durch ein zierliches, thränenfeuchtes Billet, daß Papa mit Tochter andern Morgens nach Schleswig zurückreisen wolle.

„So sehr dabei nun das selbstverständlich hinzugefügte feierliche Gelöbniß unwandelbarer Treue mich beruhigte, so öde wurde es mir doch in dem herrlichen Düsternbrook. Ich reiste nach Hause und griff tüchtig in meine Wirthschaft hinein. Aber schon nach drei Tagen erfuhr ich zu meiner höchsten Ueberraschung durch meinen Kaffschreiber, daß mein Glück mir näher sei, als ich zu träumen mir einfallen ließ.

„Kaffschreiber, muß ich auf Ihren fragenden Blick bemerken, werden bei uns die jungen Landwirthschaftslehrlinge genannt, weil sie sich mehr um das

Kaff oder die Spreu der Landwirthschaft bekümmern als um die Körner derselben. So äußerlich blöde sie dem Lehrherrn und seinen Besuchen gegenüber sich benehmen, so lose Vögel und namentlich Sammler und Fabrikanten von Anekdoten sind sie, sobald sie sich ohne Aufsicht finden. Sie sind als die eigentlichen Chronisten und Minstrels ihres Lehrgutes anzusehen. Sie improvisiren in den Meiereien und Spinnstuben jene Flut humoristischer Anekdoten, Märchen und Erzählungen, welche jedes Gebäude, Gebüsch und Ackerstück in einen sagenhaften Nimbus hüllen und von gelehrten Sammlern nicht selten als baare alte Münze genommen werden.

„Mir seinem Lehrherrn gegenüber, mußte der Kaffschreiber sich der strengsten historischen Treue befleißigen, und so erfuhr ich von ihm, ohne daß er eine Ahnung von meinem großen Interesse an seiner Erzählung hatte, daß der gestrenge Herr Papa mit seiner Tochter direct von Düsternbrook zu meinem Gutsnachbar gereist war, dessen Sohn königliche Kammerjunker und zum Besuche bei seinem Vater von Kopenhagen gekommen war. Jetzt wurden mir die Beweismittel des alten Herrn klar. Mir zum Aerger und vor meinen Augen wollte er seine Toch

ter dem Kammerjunker zuwenden. Jetzt wurde ich eifersüchtig und ließ andern Tags, gegen alle landwirthschaftliche Regel mitten im Sommer, das Knick, wie man das Gebüsch auf den Erdwällen um die Ackerstücke bei uns nennt, niederwerfen, um von meinem Wohnhause aus das meines Nachbarn durch das Fernrohr beobachten zu können.

„Ich war und blieb aber doch einmal das auserwählte Kind des Glücks. Zur Vesperzeit desselben Tags, an welchem das Demolirungswerk zur hellsten Verwunderung meiner Arbeiter begonnen war, stand ich gerade vor der frisch niedergelegten Bresche, als ich plötzlich ein Angstgeschrei vor mir hörte. Mit Entsetzen sah ich den Kammerjunker mit meiner Anna von einem wüthend gewordenen Stier meines Nachbarn verfolgt über die Koppel gerade auf mich zueilen. Der Kammerjunker war der Geschwindeste und hatte seine Dame feige hinter sich zurückgelassen. Ich hetzte meine beiden großen Hunde voran auf den Stier, ergriff eine Radehacke und eilte dem brüllenden Thiere entgegen. Schon war der Stier ganz nahe bei Anna, als die Hunde ihn anfielen, sodaß er bei ihr vorbei und hinter den Kammerjunker herschoß. Dieser sprang auf mich zu, packte mich

von hinten um die Hüften und schob mich als Schild dem Stier entgegen. Dadurch hemmte er jede meiner Bewegungen. Ich gab ihm daher einen derben Fußtritt gegen das Schienbein, daß er niederstürzte, und führte nun mit verzweifelter Kraft einen so kräftigen Schlag zwischen die Hörner des Stiers, daß er vor Schmerzen brüllend sich im Kreise herumdrehte und dann kopfschüttelnd seitwärts davontrollte. Als ich meine halb ohnmächtig zu Boden gesunkene Anna aufhob, kam auch ihr Vater und mein Nachbar herangeeilt und auch der Kammerjunker kam auf die hinkenden Beine. Der Vater schimpfte auf den Stier, der Nachbar auf mich, ich auf den Kammerjunker und der Kammerjunker auf meine Hunde, die den Stier wüthend gemacht hätten.

„Die einzige Person, die nicht schimpfte, war Anna. Diese umschlang mich vielmehr mit beiden Armen, nannte mich ihren Lebensretter, küßte mich und überzeugte durch diese lautlose mündliche Erörterung alle Anwesenden, besonders den Vater, auf das unwiderleglichste, daß wir denn doch so «up ewig ungedeelt» seien, wie die Herzogthümer Schleswig-Holstein sein sollen. Als sieghafter Matador des Stiergefechts durfte ich sämmtliche Interessenten

in meine Junggesellenwirthschaft führen, in welcher wir uns bei einer schlichten Tasse Kaffee restaurirten und unsere Verlobung feierten.

„Nach einer Stunde brach mein Nachbar mit seinem Sohne auf. Mein Kaffee schien ihnen zu bitter zu sein, während er mir auch ohne Zucker geschmeckt hätte. Anna verließ mich mit einem herzigen Brautkuß, ihr Vater mit einem freundlichen Händedruck, der Kammerjunker mit sauerm Gesicht und geschundenem Schienbein und sein grollender Vater mit einer dunkeln Hindeutung auf einen Prozeß wegen Ersatz seines angeler Prachtbullen, den ich «rammdösig» geschlagen hätte.

„Ich war seelenvergnügt, setzte mich abends an den Zeichentisch und entwarf in übermüthiger Laune als Urahne eines künftigen berühmten Geschlechts ein Wappen mit Anspielungen auf das heutige Stiergefecht, ließ es auf zwei Ringe graviren und führte es fortan als mein selbstgemachtes schleswigsches Geschlechtswappen, obschon es manchem recht spanisch vorkommen mußte. Das war auch besonders der Fall bei meinem Nachbar, der mich wegen seines «rammdösigen» Bullen mit schriftlichen Schadensansprüchen überhäufte und dem ich häufiger, als

nöthig war, antwortete, damit ich nur mit meinem neuen Geschlechtswappen siegeln und ihn ärgern konnte. Er war der einzige Heraldiker, der mein Wappen vollkommen verstand, und ärgerte sich so darüber, daß er einen Proceß gegen mich anstrengte, der jahrelang und um so länger währte, je mehr ich ihm mit zäher Ausdauer eine Menge schriftlicher Vergleichsvorschläge machte und alle mit meinem Geschlechtswappen siegelte. Vor einem Jahre kam mir leider mein Ring abhanden. Ich zweifle nicht, daß er bei einem nächtlichen Diebstahl während meiner Abwesenheit vom Hause mit einigen andern Sachen und einer Geldsumme gestohlen worden ist.

„Seit diesem Diebstahl bewahrte meine Frau ihren Ring desto sorgfältiger; dieser glich dem gestohlenen. Sie trug ihn stets am Finger und war gestern Abend untröstlich über den Verlust. Der heutige Fund hat aber sie und mich zum freudigsten Danke gegen Sie verpflichtet."

Die frische, joviale und unbefangene Weise der durch die gemüthliche und behäbige Persönlichkeit des Wirths außerordentlich gehobenen Erzählung räumte auch den letzten Rest von Befangenheit in der Seele des Lieutenants fort und vollendete di

Reaction in ihm so durchaus, daß er in ein lautes herzliches Gelächter ausbrach und vom feurigen Wein ermuthigt und Gleiches mit Gleichem vergeltend, die gelehrte heraldische Forschung der verwichenen Nacht mit drolliger Selbstpersiflage erzählte, worüber sein humoristischer Wirth in ein schallendes Gelächter ausbrach. Das laute Ergötzen seines in höchstem Behagen auf den Lehnstuhl zurückgeworfenen Wirths machte auf den Lieutenant einen so drastischen Eindruck, daß er beim Schluß seiner Erzählung sehr unvorsichtig das Glas an den Mund brachte und einen zu raschen Zug that. Einige Tropfen Wein, welche dabei in seine Luftröhre geriethen, reizten ihn zum heftigen Husten. Gleichzeitig nahm er aber auch wahr, daß seinem lachenden Wirthe die glühende Cigarrenasche auf das Vorhemd gefallen und dieses in Glimmen gerathen war.

Hastig sprang der hustende Lieutenant auf seinen lachenden Wirth zu, welcher mit einer leichten Seitendrehung des gegen die Rücklehne ruhenden Kopfes den theilnehmenden Blick auf ihn richtete und in der Meinung, daß der Lieutenant Hülfe bei ihm suche, ihm mit der Hand auf den Rücken klopfte, während der Lieutenant mit seiner Hand auf die

Brust des Wirthes schlug, welcher seinen Unfall noch immer nicht bemerkte.

In diesem Moment traten die Damen herein, jede mit einer Kaffeetasse in der Hand. Ueberrascht von der seltsamen Scene blieben beide einen Augenblick stehen. Dann eilte die Tochter, den Unfall des Vaters bemerkend, auf diesen zu und drückte angstvoll die Hand gegen seine Brust, woselbst aber die Hand des hustenden Lieutenants das Rettungswerk bereits vollendet hatte. Bei dieser wechselseitigen Rettungsbestrebung auf der sehr beschränkten Brandstätte kam es aber, daß die Hand der ängstlich besorgten Tochter, anstatt auf das Vorhemd des Vaters, mit nachhaltigem Drucke auf die rettende Hand des Lieutenants zu ruhen kam. Dieser Druck hatte aber, obwol die Hand sehr klein, zart und weich war, eine so starke Wirkung auf den Lieutenant, daß er mit riesiger Gewalt den Brustkasten des Vaters zusammendrückte und ein dumpfes Stöhnen daraus hervorpreßte.

So kurz nun auch der Druck der Tochter auf des Lieutenants Hand und so mächtig der Druck des letztern auf des Vaters Brust war, eine so mächtig zurückschlagende Wirkung hatte er doch auch

auf die beiden Bedrücker der Vaterbrust. Denn die tieferröthende Tochter bot jetzt mit zitternder Hand dem Lieutenant die klappernde Mundtasse des Vaters an, und der Lieutenant griff mit der Zuckerzange in den Rahmtopf und stürzte den halben Inhalt der Zuckerdose in die wildaufschäumende Tasse, während die Mutter, die eigene Verlegenheit geschickt bemeisternd, dem erstaunten, aber nur noch desto mehr lachenden Vater die für den Lieutenant bestimmte Tasse darbot.

Herr Grundmann befand sich in zu fröhlicher Laune, als daß er den heimlichen Vorstellungen der Frau, andere Wäsche anzuthun, Gehör hätte schenken können. Er gab die offenherzige Mittheilung der heraldischen Lucubration des Lieutenants mit seinem drolligen Humor und pikanten Bemerkungen wieder, während die verlegene Tochter wie eine überführte Sünderin das schöne Auge auf ihre verwegene Hand geheftet hielt, und der Lieutenant in gedankenvollem Ernst die übergroße Menge Zucker in seinem schwarzen Kaffee umrührte und dann plötzlich mit einem heroischen Entschluß die Tasse in Einem Zuge leerte, als tränke er einen Giftbecher, um durch einen schnellen Tod sich der Verlegenheit des irdischen Lebens zu entziehen.

Es war eine wirkliche Erlösung aus der peinlichen Situation, als Herr Grundmann endlich dem Lieutenant vorschlug, ehe es dunkel werde, mindestens seine Pferdeställe in Augenschein zu nehmen. Als gutem Reiter und Pferdekenner war dem Lieutenant die Einladung doppelt willkommen.

Die Pferdeställe waren vortrefflich im Stande und die Pferde ausgesucht starke, kräftige, gutgepflegte Thiere. Ein sehr schöner Wagenzug mit den trefflichsten Braunen hannoverischer Zucht fesselte die Aufmerksamkeit des Lieutenants besonders, bis Herr Grundmann ihm ein Reitpferd von dem edelsten Bau und herrlichen, kräftigen Proportionen vorführen ließ. Der Lieutenant konnte seine Bewunderung nicht zurückhalten und bezeichnete die Vorzüge des Thiers so treffend, daß Herr Grundmann ihn für einen tüchtigen Kenner erklärte und ihn um die Gefälligkeit bat, das muthige Thier, welches ihm selbst nachgerade zu feurig und unbequem sei, recht oft zu reiten, damit es nicht müßig stehe. Mit Freuden sagte der Lieutenant zu, namentlich da Herr Grundmann ihm noch ein kaum minder schönes Pferd vorführte und als das Reitpferd seiner Tochter, einer kühnen Reiterin, bezeichnete. Er konnte sich auch nicht ent-

halten, genau nach der Herkunft und dem Namen der mit eigenthümlicher Schönheit gebauten Thiere zu fragen, und erfuhr, daß beide Pferde von des Herrn Grundmann Schwager auf dessen Gute in der Propstei im Herzogthum Holstein gezogen und ihm vor vier Jahren als zweijährige Füllen zugeschickt worden seien.

Beinahe erschrocken blickte der Lieutenant auf Herrn Grundmann, als dieser ihm erklärte, daß der Reitknecht des Schwagers bei der Ankunft der Pferde ihm die Namen derselben als „Hinnick" und „Lischen" aufgegeben habe und daß die Pferde noch bis zur Stunde diese Namen führten. „Warum sollen wir Deutsche denn immer das Fremde nachahmen?" sagte Herr Grundmann, da er die Verwunderung des Lieutenants bei Nennung dieser Namen bemerkte. „Ich finde es abgeschmackt, unsern besten deutschen Pferden griechische, arabische, englische oder französische Namen zu geben. Wir da oben im nördlichen Deutschland werden aber doch schon verständiger und nennen unsere Pferde und Schiffe, die alle ja doch einmal einen Namen haben müssen, nach tüchtigen Männern und wichtigen Orten und überlassen es den europäischen Grisetten und amerikanischen Skla-

venzüchtern, nach Namen wie Aglaja, Euphrosyne, Narciß, Apollo und Hektor zu greifen. Und klingt selbst unser heimisches niederdeutsches «Hinnick» und «Lischen» nicht sogar noch besser als das hochdeutsche «Heinrich» und «Elise»? Und klingen diese Namen dem süddeutschen Sportsman nicht ebenso elegant fremdländisch wie Mob, Bill, Beß, Alice und Kitty? Sie sehen, daß Hinnick und Lischen an ihrem niederdeutschen Füllentaufnamen nicht zu Grunde gegangen sind.'

Der Lieutenant mußte Herrn Grundmann recht geben, obgleich ihm der Name Hinnick und Lischen für ein Paar so edle Pferde denn doch etwas gar zu volksthümlich vorkam. Er folgte Herrn Grundmann, welcher jetzt vorschlug, wegen der hereingebrochenen Dämmerung die Besichtigung der übrigen Stallungen bis auf den nächsten Besuch zu verschieben. Er wollte sich nun auch verabschieden, trotzdem Herr Grundmann in seiner gewinnenden treuherzigen Weise lebhafte Einwendungen dagegen erhob.

Beim Eintritt in das Haus blieb der Lieutenant überrascht stehen. Er hörte im Wohnzimmer Pianoforte spielen. Es war eine der herrlichen Klaviersonaten von Karl Philipp Emanuel Bach, die so einfach und leicht erscheinen und doch so schwer au

ufassen und wiederzugeben sind, die F-dur-Sonate, elche mit dem $^9/_8$-Allegro assai' beginnt, und elche der Lieutenant schon oft von dem ihm be-reundeten Oberlehrer Brauer hatte spielen hören.

Der Lieutenant wurde irre an sich selbst. Als r heute Mittag in das Zimmer getreten war und as schöne Pianino erblickt hatte, konnte er nicht nders erwarten, daß auch hier die Krone aller usikalischen Leistungen in der Cultur der flachen alonmusik gefunden werde. Aber hier in der Schlachterei und Salzerei des Herrn Johann Fried-ich Grundmann" die mehr als hundert Jahre alte lassische Sonate eines so lange vergessenen Klavier-omponisten ersten Ranges zu hören, das ging ihm enn doch über Adel und Schlachterei hinaus, und lles von derselben Hand hervorgezaubert, welche ine Hand gegen des Vaters Brust gedrückt hatte. s war zu viel. Er hatte nicht einmal gewagt, ährend des Spielens ins Zimmer zu treten. Er atte draußen vor der Thür den verwunderten Va-r an den Schultern festgehalten, während er ent-ickt lauschte. Am Schluß der Sonate trat er mit em Vater ein. Er konnte dem schönen bescheidenen Mädchen nicht einmal seine Anerkennung und Be-

wunderung aussprechen. Nur der fragenden Mutter konnte er antworten, daß ihm Bach's Sonate durch seinen Freund Brauer bekannt sei. Dadurch erfuhr er, daß Anna gerade auch gestern mit der Mutter aus einer Soirée beim Geheimen Regierungsrath gekommen und daß Anna mit dessen Töchtern in derselben Pension gewesen und im befreundeten Verkehr mit ihnen geblieben sei.

Der Lieutenant mußte fort und bestand darauf, fort zu müssen. Der Tag war zu reich, zu gewaltig für ihn gewesen. Er mußte allein sein und sehnte sich doch auch wieder nach einem Freunde.

Er nahm endlich den Wagen seines Wirthes an, da schon angespannt war, und verabschiedete sich in einer Aufregung und mit Worten, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, als er wie im Traume sich in die Wagenecke geworfen hatte und rasch davonfuhr.

Erst als der Wagen vor seiner Thür hielt, erwachte er aus seinem nahezu lethargischen Zustande, schritt die Treppe hinauf und winkte seinem Diener, der das Licht hingestellt hatte und weitere Befehle erwartete, stillschweigend aus dem Zimmer.

Er stand allein mitten im Zimmer und blickte

ſtarr und verwundert um ſich. Da hingen die vielen Wappen an den Wänden umher, dort ſtand das einzige Erbtheil ſeines längſt dahingegangenen Vaters, das alte kleine Klavier mit den geſchnitzten, geſchweiften Füßen und mit der verſchoſſenen Vergoldung und dem alten Wappen, und über dem Klavier das Paſtellbild ſeiner guten, frommen Mutter mit den verblichenen Farben, recht wie ein altes frommes Dulderbild und mit ſo viel Liebe aus den treuen Mutteraugen, und nun tönte ihm wieder das innige Larghetto der Bach'ſchen Sonate durch die Seele. Er drückte die Hände feſt gegen die Augen und der Offizier, der Soldat, der jederzeit gerüſtet und bereit war, muthig dem Kanonendonner der Schlacht die Stirn zu bieten, weinte bitterlich; — war es Noth, Wandlung, Liebe, Sehnſucht — wer hat denn je ermeſſen, wenn ſich die Seele lebendig regt, wie ſie ihm lebendig geworden iſt und wie ſie ſich regen ſoll?

Lange Zeit ſtand er ſo, bis er merkte, daß er weine und ihm wohl daran wurde. Er raffte ſich auf und machte ſich wieder heimiſch im Zimmer und in ſeiner Alltäglichkeit. Er ſah auf den Tiſch, erblickte eine Einladung des Miniſters auf morgen

zum Diner, fand dann die Siegelabdrücke aus der vergangenen Nacht, durchdachte alle Erlebnisse während derselben und wurde nun mit Schrecken sich bewußt, daß eine schuldlose Gefangene auf Erlösung durch ihn rechne und er die Unglückliche vergessen habe. Er mußte zum Assessor. Es war noch nicht acht Uhr. Er machte sich auf zur Wohnung des Assessors und erfuhr dort, daß dieser verreist und seine Rückkehr erst spät zu erwarten sei. Er entschloß sich, den Assessor mittels Handbillet in Kenntniß zu setzen, damit die Gefangene sogleich bei der Rückkehr in Freiheit gesetzt werden könne, und schlug dann den Weg zu des Oberlehrers Brauer Wohnung ein, dessen Bekanntschaft ihm nun durch die Beziehung zur Familie Grundmann zwiefach lieb und wert geworden war.

IX.

Schon am Nachmittag des für den Lampenschirm im Paßbureau so verderblich gewordenen Abends waren unter den Constablern in der Schmire mancherlei geheimnißvolle Winke und Hindeutungen auf eine nahe bevorstehende „Simche" gefallen. Constabler Müller IV. hatte die schwebenden Theekessel gereinigt und ein halbes Dutzend Citronen aus den weiten Hosentaschen in die Wabe gelegt. Müller II. war mit der schwarzledernen Ordonnanzmappe unter dem Arm in straffer Haltung von der Straße gekommen und hatte die schwarzen Köpfe zweier Fläschchen „fein Jamaica-Rum" unter dem gelüfteten Mappendeckel hervorkokettiren lassen; Schultze VI. hatte aus dem großen dunkelgrünlackirten, für den Transport von Kinderleichen bestimmten Blechkasten vier Pfund Raffinade und zwölf Biergläser heran-

geschleppt, und Constabler Pipp hatte zwei Bund „importirte Havañacigarren" aus dem Unterfutter seines Helms geholt und in das Tabernakel der Simche deponirt.

Es herrschte eine schöne weihevolle Stimmung unter den nur noch in geringer Anzahl versammelten Constablern, wie eine herrliche Bewahrheitung der schönen Worte, welche Lessing seiner Minna von Barnhelm in den Mund legt: „Ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen." Aber es ging auch ein Zug tiefer Hochachtung und gerührter Bewunderung durch alle Gemüther. Die heute Abend angeordnete Streife hatte einen Riß in die Simche gemacht. Aber der edle Constablerwachtmeister Brot tig, der mit zur Streife mußte, hatte nicht nur männlich sich selbst geopfert, sondern hatte auch sogar die ungemüthlichsten Constabler für die Streife ausgesucht, sodaß gerade wie auserlesen „die rechte Couleur" für den Nachtposten und für die Simche übrigblieb. Man dürstete nach Heiterkeit. Dem schon war zum unbeschreiblichen Ergötzen die Geschichte des Alten vom Stuhl und sein protziges Anschnauzen des Chefs in alle Räume des Polizeigebäudes und selbst in die Nachtwache gedrungen

Aber trotz aller Ahnung wäre die volle Offenbarung jetzt doch noch Verrath gewesen. Auch mußte der Constabler Monday nebenan erst fortgegangen sein.

Und er ging. Sofort trat der heilige Lorenz herein, mit ihm die draußen harrenden Eingeladenen, und der heilige Lorenz holte aus seinem Korbe eine Schüssel mit zwei Butterwecken und eine beträchtliche Menge Bröte hervor.

Erwartungsvoll standen die Gäste da. Ein jeder wußte, daß bei solcher Gelegenheit das schlichte Brot in der anspruchslosen stofflichen Combination mit Butter nur die bloße Prämisse sei, welche höhere Consequenzen nach sich ziehe. Diese psychologische Empirik sollte auch heute ihre Rechtfertigung feiern. Der Constabler Polle, welchem durch stillschweigende Acclamation die Stellung eingeräumt war, welche etwa der Professor der Beredsamkeit in der philosophischen Facultät auf einer Universität einnimmt, trat mit Ernst und Würde an die Wabe, steckte den Schlüssel in eine der Mittelthüren und sprach mit feierlicher Stimme:

„Stillgestanden! Achtung! — Dem Constabler Schultze V. sein Alter hat eingeschlachtet und seinem Sohne als Zeichen seiner väterlichen Liebe und seiner

Hochachtung vor dem Dienste für König und Vaterland dieses geschmackvolle Opfer geweiht."

Erwartungsvoll heftete die Gruppe den Blick auf den noch ungeöffneten Schrank. Polle übersah noch einmal das Ganze mit dem kritischen Blick und der Selbstgenugthuung eines kunstbewußten Photographen und riß dann den Schrank auf, ganz mit der Befriedigung und mit der effectvollen Routine, mit welcher der Photograph die Kapsel vor dem Objectivglase entfernt, wenn Stellung und Beleuchtung günstig ist.

„Ah —!" tönte es mit freudigem Staunen aus jedem Munde.

Wie die abwechselnden Kupfer- und Zinkplatten einer mächtigen galvanischen Batterie war eine beträchtliche Anzahl weißgrauer und tiefbrauner, ringförmiger Würste eine um die andere zu einer Säule aufgeschichtet, während zu jeder Seite dieses künstlichen Baues zwei gerade gestreckte mächtige Leberwürste wie schwere Festungskanonen von den Wällen herausblickten.

„Leberwurst, Grützwurst", fuhr Polle erläuternd in demselben feierlichen Tone fort, „Braunschweiger Wurst, es ist alles Wurst. Dem Constabler Schultze V. sein Alter soll leben!"

„Hoch!“ ertönte es aus dem Munde der lüsternen Gruppe, jedoch mit sehr gemäßigter Stimme. Denn wie rückhaltslos auch ein jeder dem gütigen Geber und seinem noch gütigern Vater den gebührlichen Dank zollte, so war doch thatsächlich bei jedem der Appetit stärker als die Empfindung der Dankbarkeit und der Nothwendigkeit, vor dem Genuß so delicater Landwurst erst noch ein langes Ceremoniell durchzumachen. Der lüsterne heilige Lorenz wurde zunächst mit einigen beträchtlichen Stücken Wurst jeder Sorte abgefunden und draußen auf den Lehnstuhl bei seiner Kohlenpfanne gesetzt, während die Constabler Pipp und Müller II. mit zwei tüchtigen Würsten an die Frau Wachtmeisterin Brottig deputirt wurden, um dieser ein Zeichen der hohen Anerkennung und dankbaren Verehrung ihres edelmüthigen Gatten zu geben.

Die Brenner der beiden Gasarme waren abgeschroben und mächtig loderten die hellen Flammen unter den schwebenden Theekesseln; die auf überzähligen Steckbriefen und Bekanntmachungen zerschnittene Wurst war über alles Lob erhaben und erstickte lange Zeit jede über kurze Interjectionen hinausgehende Conversation, sodaß schon der alte Lorenz

aus der heimlichen Stille eine absichtliche Vergessenheit seines Durstes argwöhnte. Schon zweimal hatte er sein Privatsignal Nr. 1 gemacht und war beidemal von innen her mit dem donnernden Ruf: „Ruhig, alte Durstleber! Kocht noch nichts!“ abgefertigt worden: da trat eine Patrouille in die Hausthür. Der alte Lorenz gab sofort das Signal Nr. 2 und winkte der ankommenden Patrouille zur Thür des Paßbureau hinein, wohin auch von jenem der „Nachtposten“ behende aus der Gesellschaft schlüpfte.

„Karoline Friederike Berner, achtzehn Jahre alt, ledig, Nähjungfer, von hier“, rapportirte der ankommende Constabler, „im Elysium wegen Liederlichkeit und Raubmordversuch verhaftet“, indem er ein in leichte, blaue Balltoilette gekleidetes, hübsches, junges Mädchen in roher Weise vor die Barrière gegen den in das Nachtrapportbuch notirenden „Nachtposten“ schob. Es war der Kolibri. Zitternd vor Angst und Kälte flehte das unglückliche Geschöpf unter einem Strome von Thränen, sie doch zu entlassen, indem sie heilig betheuerte, daß sie durchaus unschuldig und selbst der Gegenstand eines versuchten Verbrechens gewesen sei.

„Nach Nr. 8, in Untersuchungsarrest", sagte der Nachtposten schreibend und ohne die geringste Notiz von dem Zustande des in fieberhafter Angst zitternden jungen Mädchens zu nehmen. Mit rohem Griff packte der Constabler den Arm des Mädchens, welches laut schluchzend sich auf die Knie warf und um Erbarmen flehte.

Wieder telegraphirte der heilige Lorenz Nr. 2, und unter heftigem Sträuben und Ringen wurde von zwei Constablern ein starker, kräftiger Mann hereingeführt, dessen Hände zusammengeschnallt waren.

„Johann Gottlieb Berner, Arbeiter, funfzig Jahre alt, verheirathet, von hier", rapportirte der eine Constabler, „wegen Kuppelei und versuchten Raubmordes arretirt im Elysium."

„Gelogen! Niederträchtig gelogen!" rief der Geschnallte mit lauter und vor Zorn zitternder Stimme. „Laßt mich los und nehmt den alten Schurken, den Commerzienrath, gefangen, der mein Kind zur Metze gemacht hat!"

„Vater, ach mein bester Vater!" schrie der Kolibri, indem sie sich vom Constabler losriß und die Knie des Vaters umklammerte. „O laßt ihn los, laßt ihn los! Er ist ja so unschuldig, wie ich es bin!"

„Weg von mir, Metze!“ schrie der Vater außer sich und stieß die Tochter mit dem Fuße weit von sich fort. „Du bist mein Kind nicht! du liederliche, gottvergessene Dirne!“

Ein Faustschlag des einen Constablers in das Gesicht des empörten Vaters unterbrach die zürnende Rede. Mit einem Wuthschrei sprang der Vater zurück. „Geschlagen! Geschlagen! Einen wehrlosen Mann geschlagen!!“ kreischte er, „einen Vater, der Tag und Nacht für sein Kind gearbeitet und gebetet hat, der sein Kind aus den Händen eines Schurken gerissen hat! Geschlagen! Geschlagen! Halunke! Leben um Leben!“

Vergebens hatte der Mann mit rasender Gewalt an den Handriemen gerissen und wüthend mit den Zähnen daran genagt. Plötzlich sprang er mit dem Satz eines Tigers auf den Constabler ein und stieß ihn mit dem Kopfe so heftig vor die Brust, daß dieser weit zurück und zu Boden geschleudert wurde.

Hastig sprang der zweite Constabler herzu, riß den tobenden Vater bei den Haaren nieder, während sein College sich vom Boden aufraffte, die Peitsche von der Wand griff und unbarmherzig auf den

Mann losschlug, daß dieser vor Wuth und Schmerz kreischend zu Boden stürzte.

„Ist genug", sagte der „Nachtposten" trocken, und schrieb sofort selbstdictirend ins Rapportbuch nieder: „Hat sich der Verhaftung widersetzt, im Polizeigebäude ein Frauenzimmer mit dem Fuß und den Constabler Nitzke mit dem Kopfe zu Boden gestoßen, sodaß seine Abführung nur mit Anwendung von Gewalt ausgeführt werden konnte." — „Nach Nr. 11 in Untersuchungsarrest."

Der unglückliche Vater wurde von den beiden Constablern hinaus über den Hausflur und den Gefangenhof in Arrest geschleift.

Der Nachtposten legte die Feder hin und erblickte den inzwischen mit einer neuen Arrestatin eingetretenen und bisher unbeachtet gebliebenen Constabler Pümpel. Dieser hatte mit der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit, welche aus der Gewohnheit entspringt, auf die „Arbeit" seiner Collegen geblickt und trat mit seiner Arrestatin, der schwarzgekleideten, verschleierten Dame, vor und rapportirte: „Das selbigte Frauenzimmer von vor acht Tagen bei dem Bankier Mair Leb Jonah, ohne Reiselegitimation, wegen Strich und Gallonhopsen im Ely-

sium arretirt. Nennt Namen und Alter nicht, aus Boshaftigkeit.“

„Schleier weg!“ commandirte der Nachtposten, und „Schleier weg!“ rief Constabler Pümpel nach, indem er den Schleier wegriß und die blendendschönen Züge offen legte, welche vor kurzem den Lieutenant Roß im Elysium zur Bewunderung hingerissen hatten.

„Dunner und Doria!“ rief der erstaunte Nachtposten, „was 'ne Dirne! Das verlohnt sich noch den Strich! Nanu, nanu, — woher? wie alt? Aber die Wahrheit, sonst soll dich das Dunner — —“

„Meinen Namen werde ich nur dem Assessor Müller nennen“, sagte die Fremde mit sanfter und doch ungemein imponirender Stimme. „Auch verbiete ich Ihnen jede ungeziemende Anrede und Behandlung. Ich bin arretirt und werde willige Folge leisten, bis ich morgen meine Freiheit erlange. Vor allem fordere ich aber Hülfe für das hier liegende unglückliche Opfer der brutalsten Behandlung, deren Zeuge ich nicht umsonst gewesen sein will.“

Gleichgültig hatten die Constabler den ohnmächtigen Kolibri dicht unter der Barrière liegen lassen.

Der Nachtposten wollte gegen die Sprechende auffahren. Aber Pümpel trat dicht an ihn heran

und flüsterte ihm zu: „Du, laß schießen. Ist Bekanntschaft vom Assessor Müller und Lieutenant Roß. Kann eklich werden, wenn die das Maul nicht hält."

„Beide zusammen auf Nr. 8", rief der Nachtposten aus, „und reine Tücher soll die Schließerin auflegen!"

Die Fremde hatte sich zum jungen Mädchen niedergebeugt, welches todtenbleich und regungslos dalag, und hielt ihr das Riechfläschchen vor. Der Kolibri erwachte aus der Ohnmacht, richtete sich auf, blickte sitzend lange und starr um sich und begann darauf laut zu klagen und nach dem Vater zu rufen. Von der Fremden und dem Constabler Pümpel unterstützt, vermochte sie endlich, sich zu erheben und den schweren Weg in die Arrestzelle anzutreten.

In der Schmire war inzwischen das Wasser in den Theekesseln zum Sieden gebracht und der Punsch bereitet worden. Die tumultuarische Scene im anstoßenden Paßbureau hatte nur ein momentanes Aufhorchen und den kurzen Blick eines Constablers durch die Thürspalte veranlaßt, welcher sofort zurückkehrte und mit dem einzigen gleichgültigen Worte aus kauendem Munde: „Besoffener", die vollkommenste Beruhigung gewährte. Jetzt trat auch der

Nachtposten vom Paßbureau wieder ein und schien nur Sorge zu haben, das Versäumte im Essen und Trinken nachzuholen. Das Gefühl behaglicher Sicherheit beherrschte alle, namentlich da nun auch der heilige Lorenz auf sein wiederholtes Privatsignal endlich seinen Punsch erhalten hatte und der Wahrnehmung seiner Functionen im Lehnstuhle oblag.

Die durch das reichliche Getränk gesteigerte Gemüthlichkeit ließ sich in Gesprächen aus, wie solche gewöhnlich in Wachtstuben geführt werden, aber nur selten zur Kenntniß der Ungeweihten kommen. Jeder hatte von sich und seiner Geschicklichkeit und von seinen durch fabelhafte Schlauheit hervorgebrachten Erfolgen zu rühmen. Jeder Vorgesetzte wurde durchgehechelt und als ein Mann dargestellt, der in allen Fällen mit seinem jämmerlichen Wissen und Arbeiten Bankrott gemacht haben würde, wenn ihm nicht in der Person des Erzählers sein helfender Genius zur Seite gestanden hätte. Allen erschien besonders der Assessor mit seinem Eifer und seiner Strenge im Dienste als ein für die tadelnde Unterhaltung durchaus geeigneter Gegenstand, und auch wegen seiner eigenthümlichen Reserve als eine durchaus mystische und noch zu enträthselnde Person. Ja, der

Constabler Müller II. ließ sogar mit wichtigem, geheimnißvollem Flüstern die Andeutung fallen, der Assessor sei ein verwegener, abenteuernder Gauner, der darauf ausgehe, sein Glück bei der Polizei zu machen, um selbst diese, wie auch gewisse bedeutende Leute, zu seinem Vortheil tüchtig hinter das Licht zu führen. Er wisse schon allerlei von ihm, wolle aber noch nichts sagen.

Diese seltsame Behauptung erregte bei einigen Zuhörern ernstliches Bedenken, während andere mit ungläubigem Lächeln ihren Zweifel ausdrückten. Die Stimmung wurde aber doch gedrückter und entsprach heute keineswegs dem humoristischen Geiste, welcher sonst bei gleicher Gelegenheit alle beseelte. Müller IV. bat daher den Constabler Friedrich Heine, welcher den Spitznamen „die verlorene Handschrift" führte und einen sehr eigenthümlichen Lebenslauf zurückgelegt hatte, seine Geschichte zu erzählen, welche doch nur wenigen gründlich bekannt sei.

Nach verschiedenen Einwendungen begann Heine, welcher sich wohl bewußt war, welches Verdienst er sich erwerben könne, wenn er die Gemüther „in den rechten Tritt bringe", seine wahrhaftige Lebensgeschichte folgendermaßen zu erzählen:

„Ihr wißt alle, daß ich von Haus aus gelernter

Kaufmann bin. Ich sollte eigentlich sagen, daß ich «vom Speicher aus» Kaufmann bin: denn mein Vater arbeitete in Bremen bei einem reichen Handlungshause als bloßer Hausknecht auf dem Speicher. Wir begingen beide den ungeheuern Unsinn, uns durch den vom Comptoirherrn repräsentirten bloßen Glanz des uns zunächstliegenden bürgerlichen Gewerbes blenden zu lassen: ich sollte und wollte Kaufmann werden. Ich hatte durch Unterstützung unsers Comptoirherrn eine sehr gute Schule besucht und schrieb eine schöne feste Handschrift. Das war mein Unglück, wie ihr sogleich hören werdet.

„Ich wurde als Lehrling ins Comptoir genommen. Mein Principal sah meine Handschrift, lobte sie und stellte sie den andern Lehrlingen und Commis, welche schlechter schrieben als ich, zum Muster auf. Das sollte ich schwer büßen. Ich wurde überall gestoßen und gemishandelt, mußte ganz allein das Comptoir reinigen, der Köchin Wasser vom Hofe nach der Küche tragen, Messer und Gabeln putzen u. dgl. Ja, es vertraute mir sogar die Amme stundenlang das Pfand der ehelichen Liebe unsers Principals an, wenn sie mit ihrem Cousin oben auf ihrer Kammer über Familienangelegenheiten zu verhandeln hatte.

Die Commis zerschlugen Dutzende von Linealen auf meinem Rücken und aßen mir zum Frühstück und zur Vesper mein Butterbrot weg, sodaß ich spät abends hungerig wie ein Wolf zu meinen Aeltern kam. Klagen durfte ich nicht einmal meinem Vater, der seine Arbeit verloren hätte, wenn er sich für mich beschwerte, da der Buchhalter nicht so gut schrieb wie ich. Mein Vater freute sich aber im stillen über meinen Fleiß, weil ich so schlank und mager wurde, und aus der alten gedruckten Lebensgeschichte eines Kaufmanns vor hundert Jahren, der aus einem armen Jungen ein reicher Handelsherr geworden war, führte er mir jeden Morgen zu Gemüthe, «daß Fleiß, Reellität und Pünktlichkeit zum Ziele führe».

„Endlich nach sechs Jahren wurde ich Commis. Ich sah mich nach einer Stelle um, damit ich «durch Fleiß, Reellität und Pünktlichkeit zum Ziele gelangen und ein reicher Kaufmann werden könne». Ich ging nach Stettin, Rostock, Wismar, Lübeck und Hamburg; überall fand ich Scharen von vagabundirenden Commis, die gleich mir eine Stelle suchten und bittern Hunger litten. Ich wurde sogar einmal «wegen Bettelns» arretirt, weil ich bei einem Kaufmann um etwas Mittagessen gebeten hatte, da seit

drei Tagen kein warmes Essen über meine Lippen gekommen war. Der achtundvierzigstündige verschärfte Arrest bei Wasser und Brot, welche schöne Nahrung doch schon seit langem meine intimste Bekanntschaft geworden war, und noch weit mehr die ungeheuer imponirende Weise des Gensdarmen, der mich verhaftete, und des Polizeicommissars, der mich überwältigend anschnauzte, machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich beschloß, mein durch «Fleiß, Reellität und Pünktlichkeit» zu erstrebendes Ziel aufzugeben und mich der Polizei zu widmen, welche, wie ihr alle wißt, nächst dem Gelde die größte Macht auf Erden ist."

„Es lebe die Polizei!" rief der Constabler Pümpel freudig dazwischen.

Alle tranken begeistert und füllten die Gläser wieder.

„Ich konnte aber", fuhr Heine fort, „bei der Polizei nicht so leicht ankommen. Ich mußte sogar dem Himmel danken, daß es mir zunächst für den Hunger und Durst glückte, bei einem Advocatenschreiber als dessen geheimer Privatschreiber den Bogen für einen Groschen abschreiben zu können. Aber das dauerte nicht gar lange Zeit. Meine unselige

schöne Handschrift erregte den Neid meines hohen Gönners. Auch konnte ich es nicht dahin bringen, auf jeder Seite nur fünfundzwanzig Zeilen und in jeder Zeile nur zehn Silben zu schreiben. Meinem Protector riß endlich die Geduld und ich wurde entlassen.

„Ich faßte nun den ernstlichen Entschluß, einen dummen Streich zu machen und mich dadurch mit der Polizei in directe Verbindung zu setzen, wie ja bekanntlich sehr viele auf diese Weise ihre polizeiliche Carrière begonnen haben. In diesem heroischen Entschluß durch einen beträchtlichen Hunger gestärkt, ging ich eines Tages in die feinste Restauration, aß sehr anständig nach der Karte und bat, nachdem ich das letzte Glas Château-la-Rose getrunken hatte, den Kellner, mir auf mein ehrliches Gesicht Credit zu geben, da mir augenblicklich das Geld ausgegangen sei.

„Das Verbrechen des Geldmangels ist in den Wirthshäusern im hohen Grade qualificirt: nicht sowol durch die Person des geldermangelnden Gastes, als durch die Person des geldfordernden Kellners. Ich wurde gepackt, gewürgt und eingesteckt, als hätte ich mit Orsini'schen Bomben statt mit Thalerstücken

um mich werfen wollen. Ich wußte, daß ich erst andern Morgens vor den Polizeidirector geführt werden würde, ließ mir vom Gefangenwärter Papier und Feder geben und gab dem Director mit möglichst schönen Zügen in Wort und Schrift eine offene Darstellung meiner Ansichten und Absichten, bei der Polizei Carrière zu machen. Andern Morgens wurde ich vorgeführt. Der Polizeidirector lachte, ließ meine Zeche bezahlen und — ich ward als Hülfsschreiber bei der Polizei angestellt, zunächst «um die für mich verlegte Zeche abzuschreiben».

„Jetzt stand mir die Carrière zum Polizeipräsidenten offen. Aber meine schöne Handschrift sollte wieder mein Unglück werden. Unser Polizeichef war nämlich darauf erpicht, daß an der Polizei möglichst viel geschrieben wurde, selbst auch wenn es gar nichts zu schreiben gab. Sogar daß nichts geschehen oder gethan war, mußte «zu Protokoll genommen» werden, damit doch etwas geschah. Die Constabler, Fußgensdarmen, reitenden Gensdarmen mußten schriftliche Rapporte machen. Sogar die Bettelvögte mußten die bettelnden Strolche, und die Abdeckerknechte die eingefangenen und getödteten Hunde «zu Protokoll geben». Es half auch nichts, daß der boshafte

erste Polizeirath, mit welchem der ewig rechthaberische und zänkische, übrigens seelensgute alte Herr beständig in Widerspruch gerieth, selbst in den gemeinsamen Sitzungen nur schriftlich, wie mit einem Taubstummen, mit ihm sich verständigte, um nur nicht das Zanken und die schneidende Stimme zu hören. Die Sache war ihm im Gegentheil ganz recht. Der Streit und die Rechthaberei hielt zwar nicht auf, aber alles wickelte sich doch ruhiger auf dem stillen Papier ab, da der Alte es stets seiner Würde und Stellung für angemessen und unerlaßlich hielt, dem Polizeirath am Rande der Acten eine Unzahl verworrener sprachlicher und stilistischer Correcturen zu machen, sodaß die Acten sich wie die corrigirten Stilübungshefte eines Schulknaben ausnahmen. Es herrschte nun überall ein schöner, stiller Friede. Das ganze polizeiliche Leben gerann aber dabei wie das Blut in den Adern eines Sterbenden, sowie die Tinte auf dem Papier trocken war. Der Polizeiinspector —"

Hier machte der heilige Lorenz draußen das Signal Nr. 2. Heine brach ab. Der Nachtposten schlüpfte ins Paßbureau. Eine Patrouille lieferte den vom Polizeicommissar Enders auf der Eisen-

bahnstation Altendorf verhafteten, wohlbekannten Kellner Friedrich Schnuppe ein. Der Nachtposten entließ die Patrouille und öffnete den mitüberlieferten Reisesack des Arrestaten, um den Inhalt einzeln aufzuzeichnen.

Inzwischen fuhr Constabler Heine in der Schmire mit seiner Erzählung fort:

„Der Polizeiinspector war ein durchaus nichtswürdiges Subject. Er war früher Feldwebel bei der Linie gewesen und hatte sich dazu hergegeben, eine Person von zweideutigem Rufe zu heirathen, wofür er ganz besonders von dem Präsidenten eines Bureau begünstigt wurde. Er war zuerst als Inspector an einem Hospital angestellt gewesen, wo er sich jedoch sehr bald unmöglich gemacht hatte. Der Militärdienst war alles, was er gelernt hatte, und deshalb suchte er in der rohesten und rücksichtslosesten Weise überall militärische Disciplin im Hospital einzuführen und forderte sogar von den Schwerkranken militärische Honneurs. Alle Winke, welche ihm auf vielfache Klagen und Beschwerden gegeben wurden, ließ er unbeachtet, bis er denn endlich auf den verrückten Gedanken kam, die Kranken erst «in Detachements», dann «in Compagnien» und endlich

«im Bataillon» nach dem Commando: «Achtung!» — «Stillgestanden!» — «Ganzes Bataillon kehrt!» — «Präsentirt's Gewehr!» — — in den Betten darin zu üben, die vom Hospitalarzt verordneten Applicationen, auf welche der Arzt wie versessen war, zu empfangen, wobei die mit dieser Wohlthat nicht Bedachten doch die Manöver «blind mit durchmachen mußten», wenn sie nicht die schwere Last aller furchtbarsten Soldatenflüche ganz allein auf sich als «ganz verfluchte nichtsnutzige Marodeurs» fallen lassen wollten. Bei einem solchen «Manöver im vollen Bataillon» wurde er endlich überrumpelt und nun ließ sich seine Absetzung nicht länger hinhalten. Sein Protector wußte aber den pochenden Clienten sehr bald bei der Polizei unterzubringen, wo der Director ihn nun aber auch nirgends zu placiren wußte.

„Diesem Inspector sollte ich zum Opfer fallen. Es lag ihm daran, sich bei dem schreibwüthigen Director zu empfehlen, und er wollte Außerordentliches leisten. Eines schönen Tages rief er mich geheimnißvoll hinten auf den Spazierhof für die Polizeigefangenen und setzte mir seinen großartig durchdachten Plan auseinander, zu dessen erstem Opfer er mich armen abhängigen Schelm auserkoren hatte;

ich sollte, um den glänzenden Beweis zu liefern, wie man Zeit und Mühe sparen könne, die herrliche Kunst lernen, im Gehen und Laufen — zu schreiben."

Ein schallendes Gelächter unterbrach den Erzähler.

„Ihr lacht", fuhr dieser fort, „aber mir war damals das Herz zum Brechen voll. Ich war ein armer Teufel und begriff, wie nöthig es sei, mich zu fügen. Ich wußte, wie es in den Schreibbureaux herging und wie da die vielen bleichen Gesichter sich über die hohle Brust auf das Papier herunterneigen mußten, um beim grellen Gaslicht bis spät abends mit dem Augen, Geist und Körper ruinirenden Abschreiben Frau und Kinder zu ernähren, d. h. kurz vor dem Hungertode zu halten, und jeden Holzhauer zu beneiden, der bei seiner schweren Arbeit doch noch Gottes reine, frische Luft umsonst dazu hat und gesund bleiben kann. Genug, ich erfuhr meine Bestimmung und fügte mich darein, weil Widersprechen mein sofortiges Unglück gewesen wäre. Zudem hatt ich auch schon genug erfahren, daß von oben heral nirgends mehr und leichter Unsinn ausgeheckt wir als bei der Polizei, die ja doch weiter nichts ist als ein halb übermüthiges, halb kindisches Experiment ins Blaue hinein ohne Halt und Boden."

Ein unwilliges Murren ließ sich hören. „Man weiter", sagten einige Stimmen.

„Zudem war die Idee gar zu verrückt, als daß ich sie nicht schon nach einigen Uebungsstunden von einer andern Seite mit Begeisterung aufgefaßt und nicht mit dem größten Aufwand von Zeit, Mühe und Geduld meine Uebungen fortgesetzt hätte."

Die Zuhörer blickten einander mit verwundertem Lächeln an, während Heine fortfuhr:

„Ich hatte kurz vorher im Circus Renz die weltberühmten Geiger Gebrüder Lee bewundert, welche als musikalische Clowns die beste Kritik für das reisende Virtuosenthum abgeben. Ich dachte, mich ähnlich für Renz auszubilden, später mir noch selbst einen Collegen anzudressiren und dann in passendem Costüm eines Polizeiprotokollisten mit Schwanzperrüke die Welt in Erstaunen darüber zu setzen, wie viel in allen menschlichen Stellungen und Lagen mit dem Schreiben geleistet werden könne."

„Gar nicht übel! Famos!" riefen die Zuhörer durcheinander.

„Meine Ausrüstung war einfach, seitdem wir erprobt hatten, daß Tinte und Feder nicht anwendbar

sei, indem das Tintenfaß am Leibgurt, trotzdem sogar ein Stück Badeschwamm hineingesteckt wurde, überschwappte und Rock und Hosen besudelte. Ich hatte ein hohes, schmales Taschenbuch, an dessen Rücken ein Bleistift A. W. Faber Nr. 2 in einer Cottontasche steckte. Ihr würdet mir's nicht glauben, wenn ich euch erzähle, wie ich nach Commando und Zählen das Taschenbuch und dann den Bleistift herausziehen und dann Uebungen machen mußte, im Paradeschritt, Geschwindschritt und Laufschritt mit dem Buch in der Hand zu schreiben und dabei auch noch die Augen «rechts», «links», «halbrechts», «halblinks» und «geradeaus» zu wenden.

„Wie tief die verrückte Idee sich bei meinem Peiniger festgesetzt und wie ernstlich er dieselbe durchdacht hatte, davon zeugt das mir ewig unvergeßliche, mit dämonischem Raffinement ausgedachte Schema eines Constablerrapports, welches er mir als Uebungsstück gegeben hatte und welches ich beständig mit den entsprechenden Stellungen und Bewegungen im Garten oder Hause des Inspectors schreiben mußte. Nur ein paar Sätze will ich anführen:

«Ich ging morgens fünf Uhr nach Abgang der

Nachtwache Patrouille in der Vorstadt Sanct-Katharinen.»

„Das war leicht im Schritt zu schreiben. Die Augen durften auf das Buch gerichtet sein.

«Da sah ich beim Wenden der Augen rechts einen Menschen mit einem Packen aus dem Rothen Hirsch herausschleichen und den Weg zur Schützenwiese einschlagen.»

„Diese Stelle mußte von «Augen rechts» an mit seitwärts gerichtetem Blick geschrieben werden und das war schon schwieriger.

«Ich duckte mich hinter dem Breterzaun seitwärts vom Wege und suchte in gebückter Stellung ihm zuvorzukommen.»

„Das war, der gebückten Stellung und der Eile wegen, schon sehr schwierig. Doch konnte ich in kurzen, flüchtigen Blicken die Augen auf das Buch schlagen.

«Ich blickte vorsichtig über den Breterzaun, indem ich mich auf die Zehen richtete, und sah den Menschen in die Wohnung des übelberüchtigten Drahtziehers Pancraz treten.»

„Es ist sehr schwer, auf den Zehen stehend zu schreiben, weil bei dieser immer unsichern Haltung

des ganzen Körpers auch die Hand unsicher auf dem Papier liegt. Zur Noth konnte ich aber das Buch gegen den Gartenzaun legen.

„In solcher Weise mußte ich schreibend über den Breterzaun klettern, schreibend an die Hausthür klopfen, was natürlich nur mit der Kehrseite und den Hacken geschehen konnte, schreibend das Haus durchsuchen, in den Keller, auf den Dachboden gehen und zuletzt den versteckten Dieb aus dem Hause davoneilen sehen, im Sprunge die Treppe hinabeilen und den flüchtigen Dieb verfolgen. Nicht undeutlich gab mir der Inspector zu verstehen, daß ein Sprung aus dem Dachfenster der Leistung die Krone aufsetzen würde, wogegen ich denn aber bescheidentliche Vorstellungen erhob. Er ließ sich auch nicht unbillig finden und erklärte sich sogar befriedigt, als ich von einer acht Fuß hohen Leiter in einen Sandhaufen hineinsprang und während des Sprunges einen hübschen festen Gedankenstrich machte."

Ein schallendes Gelächter lohnte dem launigen Erzähler für seine tragikomische Geschichte. Der alte Lorenz draußen vernahm und benutzte die fröhliche Stimmung, indem er sein Privatsignal machte. Die Stillung seines Begehrens ward zugleich Ver-

anlassung, daß die Theekessel zu einer neuen Auflage über die Gasflammen gehängt wurden. Müller IV., welcher die Geschichte des Collegen Heine kannte, bat um Fortsetzung der Erzählung und erwähnte, als Heine meinte, es sei für heute genug, daß Heine's Geschichte noch erst recht interessant werde, indem er auch sogar noch zu Pferde habe Protokolle schreiben müssen, daß er sich bei einem Sturz vom Pferde den Bleistift tief in die Wange gestoßen, bei der Gelegenheit aber auch die Bekanntschaft seiner jetzigen hübschen Frau gemacht habe und der Schwiegersohn des reichen Käsehändlers Paustian geworden sei, der bisjetzt umsonst alles aufgeboten habe, den schreibscheu gewordenen Schwiegersohn ins Geschäft aufzunehmen, daß aber Heine, obschon der Inspector mit seiner großen Idee längst zum Teufel gejagt worden, ein für allemal es verschworen habe, jemals eine Beschäftigung zu ergreifen, bei welcher seine Handschrift irgendeine erhebliche Rolle spielen müsse, daß er daher sich durch den Geheimen Regierungsrath, dem seine Geschichte bekannt geworden, als Constabler hier in der Residenz habe anstellen lassen und daß der Geheime Regierungsrath selbst ihm den Namen der „verlorenen Handschrift" zugetheilt habe,

ohne daß Gustav Freytag mit seinem berühmten Roman bei der Taufe Gevatter gestanden hätte.

Mitten im fröhlichen und neckischen Verkehr machte der heilige Lorenz draußen das Signal: „Große Gefahr", Nr. 3. Im Nu sprang alles auf, räumte mit Blitzesgeschwindigkeit alle Attribute der Simche weg und nahm eine steife, dienstliche Haltung an. Der Nachtposten war noch im Paßbureau. Dieser mußte den ersten Anprall aushalten und weitere dienstliche Mittheilungen machen. Alles stand in ernster, gespannter Erwartung. Man hörte im Paßbureau wirklich eine dienstliche Meldung machen. Langsam und behutsam öffnete endlich einer die Thür und lugte ins Paßbureau. Der alte Lorenz hatte sich geirrt oder alle geäfft. Eine Patrouille von zwei Gensdarmen und zwei Jägern hatte den geschlossenen Kober aus der Mechulle in der Heide als Arrestaten eingeliefert. Lachend und tobend fuhr alles durcheinander und gegen den heiligen Lorenz an, dessen Miene deutlich verrieth, daß er einen Schabernack habe spielen wollen.

Aber die große Gefahr war dennoch vorhanden. Kaum hatten sich einige in der Schmire wieder niedergelassen, als aus der obern Reihe der großen

Wabe ein dicker Qualm herausstieg, dem sofort die helle Flamme durch die angelehnte Schrankthür folgte. Ganz oben im Schrank hatte auf einer Anzahl confiscirter gefährlicher, demokratischer Broschüren ein Bund Streichschwefelhölzer gelegen, welche an einem der hastig hineingesetzten heißen Theekessel in Brand gerathen waren und die rothe Demokratie in hellen Brand gesetzt hatten. Die Gefahr war in der That ernsthaft. Die Brandstelle war zwar klein, aber sehr hoch und eng und keine Löschmittel zur Hand. Obendrein durfte kein Aufsehen erregt werden, da die ebenso eifrige wie schelsehende Nachtwache drüben sofort Feuerlärm gemacht haben würde. Alles, was irgendwie zum Löschen dienen konnte, wurde angewandt. Einige rangen aus Verzweiflung die Hände, während andere über den Hof in das Badezimmer der Gefangenen liefen und Wasser aus den Wannen schöpften. Das Genie sollte aber auch hier in der Noth seinen Triumph feiern. Schultze V., gerade er, der Stifter der Wurst und der Simche, hatte mit dem Blick eines Feldherrn die Spritze des Chirurgen im Badezimmer erblickt, dieselbe ergriffen, scharf geladen und, auf dem Tische stehend, das Geschütz in die brennende Wabe mit solchem Effect

spielen lassen, daß er in fünf bis sechs Chargen den Feind glänzend vernichtete und in übermüthigem Siegeshumor den Rest der letzten Ladung dem Collegen Müller II., welcher sich am ängstlichsten geberdete, ins Gesicht dirigirte, dann aber, das rettende Instrument wie einen Marschallsstab in die Seite stemmend, die imposante plastische Stellung einer Siegerstatue annahm.

„Heil dir im Siegeskranz", riefen die Humoristen wieder und hoben den Retter auf den Schultern vom Tische herab. Aber die Besichtigung der Brandstätte ergab neues Bedenken. Der innere Raum war schon ziemlich stark verkohlt. Auch hatte die herausschlagende Flamme den Rand des Thürrahmens angegriffen und geschwärzt. Der sofort ausgeführte Beschluß, die Thür vorderhand mit Drahtstiften zu vernageln, bewirkte nur die Verdeckung des Innern. Rings um die Thür war das Holz schwarz gebrannt. Da sprang Müller II. auf, versicherte, daß er gerade beim Ausmalen seines Hauses just dieselbe famose grüne Oelfarbe im Topfe habe, eilte hastig in seine nahe gelegene Wohnung, kehrte rasch zurück, bestieg sofort den Tisch mit dem daraufgestellten Stuhl und fing an in kühnen Künstlerzügen den

Pinsel zu schwingen, in der stolzen Hoffnung, dem siegesübermüthigen Schultze V., der ihm vorhin eine so große Schmach angethan, auch seinerseits wieder imponiren zu können.

Trotzdem, daß Müller als geborenes Malertalent galt, ertönte sofort nach den zwei ersten langgestrichenen Zügen ein donnerndes Halt von unten her. Beleidigt blickte Müller herunter, sah nun selbst, als sein Schatten nicht mehr auf die künstlerische Stelle fiel, daß er in der Hast anstatt des grünen Farbetopfes in der dunkeln Wohnung einen Topf mit braunrother Farbe ergriffen hatte, womit er das Blech seiner Dachrinnen anzustreichen beabsichtigte. Als Künstler aber viel zu stolz, einen Fehler zu gestehen, zog er um den ganzen Thürrahmen vier schöne, gerade, braunrothe Striche, denen er noch an der innern Rahmenkante um die Füllung vier entsprechende Striche hinzufügte, stieg dann vom Stuhl herunter, betrachtete von unten sein Werk mit kritischer Miene und sagte in stolzem, kurzem Kennerton: „Braunroth steht famos zu dunkelgrün. So habe ich es schon immer gewollt und nun wird die Schmire erst schön werden.“ Er lud hierauf die ihm zu Kunstjüngern am tauglichsten erscheinenden Kamera-

den ein, ihm Hülfe zu leisten, da der Symmetrie wegen alle Schrankthüren braunroth geändert werden müßten, und hatte im Nu eine Anzahl Haarbüschel aus dem Handfeger geschnitten und um das Ende gespaltener Späne zu Pinseln gewickelt. Murrend, aber wohl begreifend, daß das einmal angefangene Werk vollendet werden müsse, bestiegen die von Müller auserkorenen Kunstjünger Tisch und Stühle, um dem Meister hülfreiche Hand zu leisten.

Die angstvolle Arbeit ging mit Riesenschritten vorwärts, und schon waren die Künstler auf die zweite Reihe der Schrankthüren heruntergekommen, als plötzlich die Thür vom Paßbureau her aufgerissen wurde und der Nachtposten mit furchtbarem Fluche hineinrief, daß der Kellner Schnuppe pleite gegangen sei!

Alle standen einen Moment wie gelähmt vor Schreck. Der Künstler Müller II. fuhr vor Entsetzen mit Pinsel und Hand tief in den Farbentopf hinein. Dann sprangen alle auf und schwuren, alle müßten für einen stehen und den Kellner Schnuppe lebend oder todt wieder einfangen. Müller II. schwur aber dagegen, daß die Malerei vollendet werden müsse, wenn nicht Verrath und Elend

doppelt groß werden solle. Mit Gewalt hielt er einige Kunsthelfer zurück und fuhr mit furchtbaren Flüchen auf den dummen Nachtposten fort mit seiner Malerei, während die übrigen hinauseilten, um mit den schon lange auf dem Hausflur neidisch und verdächtig lauschenden Nachtwächtern dem Flüchtling nachzuspüren.

Schon während der vom schläfrigen Nachtposten vorgenommenen Inventur war es dem ungefesselten Kellner Friedrich Schnuppe gelungen, unvermerkt hinter die Barriere zu schlüpfen und beim geräuschvollen Eintreten des gefangenen Kobers aus dem leise geöffneten Fenster neben dem „Beichtstuhl" in den schmalen Hof zur Seite des Gebäudes und von da zur Straße zu entkommen. Vorsichtig drückte er sich an den Häuserreihen entlang, erreichte die Vorstadt und suchte auf dem einsamen Gottesacker ein vorläufiges Asyl, weil er bei dem scharfen und strengen Nachsuchen der Runden fürchten mußte, vor den Thoren angehalten zu werden. Er huschte auf dem Gottesacker durch die Grabmonumente zur Kirche hin, um dort einen Schlupfwinkel zu suchen. Ein solcher fand sich bald. Nahe bei der Kirche war ein Grabgewölbe noch unvollendet. Die Maurer

hatten in der Ecke zwischen der vorspringenden Altarkapelle und dem ersten Außenpfeiler der Kirche einen leichten offenen Bretterschuppen zur Aufbewahrung von Steinen und Kalk aufgeführt. Auf die Querlatten dicht unter dem Dache des Schuppens waren Gerüstbreter gelegt wie ein Bodenbelag. Unter dies Dach beschloß der Kellner zu kriechen, bis am frühen Morgen die Patrouillen abgehen und die Wege frei würden. Ein gegen die Kirchenmauer gestelltes kurzes Bretstück erleichterte das Aufsteigen unter das Dach des Schuppens. Als der Kellner hinaufgelangt war, schien es ihm, als ob hinten im Schuppen sich etwas rege. Mit angehaltenem Athem blieb er auf den Knien und Händen gestützt unbeweglich liegen und strengte die Augen an, irgendetwas im dunkeln Hinterwinkel zu entdecken. Dann kroch er vorsichtig weiter und streckte sich im Mittel des Bretterbelags gegen die Kirchenmauer nieder. Wieder war ihm, als hörte er ein verhaltenes Athmen. Er richtete den Kopf in die Höhe und lauschte, — es war still. Und doch wieder Athemzüge und dann ein unheimliches Rauschen! Er streckte sich hin. Ihn fror in der kalten Novembernacht, und doch durchflog ihn wieder eine brennende Hitze. Sein Athem

ging heftig, und wenn er ihn anhielt, so war ihm die Stille unheimlich. Er athmete stärker, um nur nichts zu hören, was nicht von ihm selbst in der schauerlichen Einsamkeit und Umgebung ausging. So lag er längere Zeit, bis ihm der Angstschweiß ausbrach. Plötzlich packte ihn eine eiserne Faust an die Kehle und würgte ihn. Ein kurzes Grunzen ertönte dabei. Der Kellner griff zappelnd um sich, daß der schwache Schuppen bebte und zusammenzubrechen drohte.

An dem eigenthümlichen Grunzen hatte der Kellner den Angreifenden sogleich erkannt. „Tammerfriedel", röchelte er, „Chaß weschalem!" [1])

Auch der Gegner erkannte sogleich den Angegriffenen an der Stimme. „Tiefling[2]), Wittstock" [3]), flüsterte er loslassend, „wie hast du bekan bau gewesen?" [4])

„Bin tofes gewesen und pleite geholcht", stöhnte der Kellner. „Geh' haschweine! [5]) Den Bochur sein

---

[1]) Friede und Vertrag.
[2]) Kellner.
[3]) Dummkopf.
[4]) Wie bist du hierher gekommen?
[5]) Bin gefangen gewesen und entflohen. Mach' dich davon.

Pilagsche hat bekan bau gewesen.[1]) Der Bochur ist pleite.[2]) Mir sein verslichent!"[3])

„Den Bochur sein Pilagsche! Bist meschugge?"[4])

„Cholilo li![5]) Hab' sie geront esmol bei Eref in den Bochur sein Spiese."[6])

Krampfhaft packte der Tammerfriedel den Arm des Kellners und forderte nähere Auskunft von ihm. Der Kellner verlangte jedoch zu wissen, wie der Tammer hierher auf den Kirchhof gerathen sei.

Der Tammerfriedel erzählte rasch seine Erlebnisse, wie er den Bochur verwundet gefunden und fortgetragen habe, wie das Kobermüschel ihm den Bochur abgenommen und ihn selbst mit dem Hund weggehetzt, wie er dann trotz der Ermüdung den Weg zur Stadt eingeschlagen habe, wo er sicherer sei als in der Heide, da diese von der Polizei durchstreift wurde. Hier in der Residenz werde er in seiner neuen Jagdjoppe frei als Jäger umhergehen

---

[1]) Des Bochurs Frauensperson ist hier angekommen.
[2]) Davongegangen.
[3]) Verrathen.
[4]) Verrückt.
[5]) Gott bewahre.
[6]) Hab' sie gestern gesehen in des Bochurs Hotel.

können, weil ihn nach so langer Abwesenheit niemand wiedererkennen werde.

Der Kellner dagegen erzählte, wie ihn gestern Vormittag der Oberkellner im Kronprinzen auf eine schwarzgekleidete Dame aufmerksam gemacht habe, welche sich wiederholt nach dem seit sechs Monaten in Nr. 4 logirenden Grafen erkundigt habe, der aber nicht daheimgewesen sei. Dieser habe nun aber auch selbst sogleich nach dieser Nachricht dem Oberkellner gesagt, daß er abends zehn Uhr mit dem Kurierzuge abreisen müsse. Der Oberkellner habe darauf genau beobachtet und wahrgenommen, daß der Graf einen schwarzen Kasten mit seinem Siegelringe versiegelt und den Kasten zum Oberlehrer Brauer getragen habe.

Der Tammerfriedel hörte die Erzählung des Kellners ruhig an. Dann rieth er dem Kellner, da die Maurer zur frühen Morgenstunde kommen würden, fortzugehen und vorsichtig den Weg über die Heide nach Wiesenau einzuschlagen und dort bei dem Stadtverordneten und Manufacturwaarenhändler Jakob Nosse sich zu verstecken, bis die erste Hitze der Verfolgung sich gelegt habe. Nosse sei „beducht“[1]

[1]) Zuverlässig.

und werde ihn auf die Parole: „Die Appretur ist glänzend", schon aufnehmen und für sein Verstecken und Weiterkommen sorgen, ihn auch mit Geld unterstützen.

Der Kellner machte Einwendungen und wollte sich den Kasten des Bochur beim Oberlehrer Brauer verschaffen, da derselbe gewiß viel Geld enthalten müsse. Der Tammerfriedel machte ihm jedoch so angst mit der Darlegung seiner höchst gefährlichen Lage, daß der Kellner sich von ihm verabschiedete, unter dem Dach hervorkroch, auf die Erde sprang und im ersten Morgengrauen über den Kirchhof davonhuschte.

Der Tammerfriedel sah ihm mit seinem kurzen, grunzenden Lachen nach, dehnte sich behaglich, stieg vom Schuppen herunter, zog seine neue Jagdjoppe aus, besichtigte und reinigte sie sorgfältig wie die übrige Kleidung und ging mit festem Schritt in die Vorstadt hinein, in den Gasthof Zum weißen Roß, wo schon die Fuhrleute ihre Pferde anzuschirren begannen.

X.

Je bestimmter der Geheime Regierungsrath wußte, daß der Verlust der Dose dem Minister sehr empfindlich fiel, desto mehr fand er sich überrascht, daß dieser am Abend, bei seiner persönlichen Anzeige des Diebstahls, so guten Humors war, ja sogar in unverkennbar gemüthlicher Stimmung sich befand. Noch mehr überraschte ihn aber dabei die Einladung zum Diner auf übermorgen, welches noch dazu auf der Villa stattfinden sollte, ungeachtet das unfreundliche Novemberwetter selbst für einen nur kurzen Aufenthalt im Freien keine Aussicht darbot. Indessen rechnete er auf die treffliche Einrichtung der mit herrlichen Räumlichkeiten versehenen Villa und auf die vorzüglichen Arrangements, welche der Minister mit Hülfe seiner Tochter Eleonore und ganz besonders mit der bei allen solchen Gelegenheiten zu

Rathe gezogenen Hedwig zu treffen wußte. Auch für die morgen zu beginnenden Einrichtungen ward Hedwig's Beistand erbeten und zugesagt.

Am Vormittag des nächsten Tages fuhr Eleonore mit Hedwig zur Villa hinaus. Der Minister hatte später nachzufolgen verheißen. Beide Freundinnen saßen schweigend nebeneinander, als der Wagen bei den letzten Häusern der Vorstadt vorbei auf der Chaussee im unfreundlichen Wetter dahinrollte. Selten mochten zwei in der äußern Begegnung so verschiedenartig erscheinende Wesen einander so durchaus gleich an geistiger Tiefe und Bedeutsamkeit gewesen sein als Eleonore und Hedwig. Beide hatten einander in wunderbarem Einklang gefunden. Jede kannte, was die andere hatte und was in ihr lebte und sich regte. Beide verstanden einander vollkommen, und wenn alle von der anmuthigen, sprudelnden, geistigen Lebhaftigkeit Hedwig's ergriffen und hingerissen wurden, so wußte Eleonore, daß diese Bewegung nur eine leichte Strömung über eine Tiefe war, die kaum noch irgendjemand außer ihr kannte.

Aber auch das war ein wunderbares Verständniß, daß jede ein Geheimniß hatte und ein Geheim-

niß in der Seele der andern wußte, ohne daß jemals ein Wort oder auch nur eine Andeutung des Geheimnisses gefallen oder gar gefordert worden wäre. So keimte und entfaltete sich das Leben in beiden wie in zwei Blumen nebeneinander, welche aus demselben geheimnißvollen Boden den herrlichsten Blütentrieb entwickeln. Der Minister kannte das Herz seiner Tochter, und hing er mit unbegrenzter Vaterliebe an dem einzigen Kinde, welches seine heißgeliebte Gattin ihm hinterlassen hatte: so begriff er an der Freundschaft seiner Tochter zu Hedwig die Tiefe dieses anmuthigen Mädchens und hatte für Hedwig eine Verehrung und Hochachtung, welche er in seiner zärtlichen Liebe zu seinem Kinde gegen dieses als Vater nicht zu gleichem Ausdruck bringen konnte. Hedwig hatte größern Einfluß auf den Minister, als sie kaum selbst ahnte, und der Minister gab sehr viel auf Hedwig's Rath und Entscheidung.

Beide Freundinnen fuhren lautlos nebeneinander dahin, jede mit reichem, innerm Leben und jede mit dem Einen Gedanken, dem sie mit ganzer Fülle und Sicherheit wie unter der Obhut der andern nachhing. Da kam ihnen ein offener, unansehnlicher Landwagen mit schwerfälligen Ackerpferden entgegen-

getrabt. Auf dem Stuhl hinter dem bäuerischen Kutscher saß ein Mann dicht im Pelz verhüllt. Ein Erröthen Hedwig's deutete der Freundin an, wer der Mann auf dem Wagen gewesen war, ohne daß sie selbst den Mann erkannt hatte.

Auch der Mann auf dem unansehnlichen Landwagen hatte schon von fern die Equipage des Ministers und im raschen Moment des Vorüberfahrens Hedwig darin erkannt. Er kehrte von einer armen Kranken zurück, welcher von ihm seit langem Hülfe gespendet und jetzt volle Genesung verschafft worden war. Er wandte das Gesicht auf einen Moment zurück, hüllte sich dann tiefer in den Pelz ein und fühlte im tiefsten Herzensgrunde, wie sehr auch ihm Hülfe und Genesung noth sei.

Schweigend stiegen die Freundinnen vor der Villa aus. Die Räume waren schon gestern durchwärmt worden, und so konnten sofort aus den Treibhäusern die prächtigsten Bäume, Stauden und Blumen für den morgenden Tag in die Säle geschafft werden. Beide strebten in Einem Gedanken. Beide hatten den wundervollen poetischen Zauber begriffen, mit welchem die Natur vom einfachsten Hälmchen an bis zur prächtigen Baumkrone das große, reiche,

erhabene Bild ihrer Schöpfung dem staunenden menschlichen Auge darzustellen weiß. Im harmonischen Einklang hatten sie für jeden Raum ein anmuthiges, reiches Naturbild geschaffen, sodaß der Gärtner keine Verbesserung wagte und der später eintretende Minister seine lebhafte Zufriedenheit und Bewunderung ausdrückte.

Die frohe Laune des Ministers war auch heute Morgen vor der Abfahrt von beiden Mädchen mit Vergnügen bemerkt worden. Jetzt steigerten die getroffenen Einrichtungen diese Laune auf eine solche Höhe, und der Minister wußte in der feinen und anmuthigen Weise des Weltmannes so viele liebenswürdige und heitere Dinge zu sagen, daß Hedwig aus ihrem reichen Stilleben zurückkehrte und dem Minister größere Aufmerksamkeit schenkte, als für die tändelnde Unterhaltung erforderlich war. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß die launige Auffassung und Reproduction so verschiedener Dinge das reiche und üppige Spiel eines einzigen bestimmten Gedankens war, welcher seine Oberherrschaft gerade in dem Heranziehen und Wiederabstoßen einer Fülle leichter bunter Gedanken offenbart, wie ein elektrischer Körper die nahen leichten Körper anzieht

und abstößt. Hedwig täuschte sich nicht. Der Minister reichte ihr endlich den Arm, indem er bat, seiner schönen Vertrauten ein wichtiges Geheimniß mittheilen zu dürfen, und führte sie oben durch die Zimmerreihe des rechten Flügels in den letzten Raum, welcher echt dilettantenmäßig mit allem nur erdenklichen Luxus zu einem photographischen Atelier eingerichtet war und in welchem sogar ein prachtvoll ausgeführter Marmorkamin sich befand.

Lustig flackerte die Flamme im Kamin. Eine behagliche Wärme durchströmte den hellen Raum. Mit feierlichem Anstande führte der Minister seine Dame zum Lehnstuhl und nahm eine noch feierlichere Miene an, über welche jedoch jenes selten ganz zu unterdrückende Lächeln behaglicher Genugthuung glitt, das dem Gesicht fast immer einen an das Komische streifenden Ausdruck der befriedigten innern Eitelkeit verleiht.

Beide blickten erwartungsvoll aufeinander.

Hedwig's schelmische Laune kam dadurch zum Ausbruch. Sie schaute dem Minister mit komischem Ernst steif in die Augen, lehnte sich dann in den Stuhl zurück, spielte mit den kleinen Händen gegen einander und sagte mit großem Ernst:

„Nun, Excellenz, wenn ich nun auch die gebetene Erlaubniß gebe, mich zu photographiren: was für ein trauriges Bild gedenken Sie denn herzustellen bei dieser trostlosen Beleuchtung am trüben Novembernachmittage?“

„Das ist mein Geheimniß nicht, sowenig wie es überhaupt Geheimniß sein kann, daß auch die mangelhafte Beleuchtung des Novembertages Ihrem Bilde keinen Eintrag thun würde.“

„Lassen Sie uns die Geheimnisse beim rechten Lichte betrachten; zuerst das Ihrige.“

„Wohlan. Also zunächst mein Geheimniß, welches aber auch nur vierundzwanzig Stunden lang bewahrt zu werden braucht —“

„Nur vierundzwanzig Stunden? Das ist ja ein wunderschönes Geheimniß, auch ungekannt, schon der Kürze wegen.“

„Meine schöne Freundin versteht zu schweigen.“

Hedwig antwortete nur mit einem tiefen, gravitätischen Neigen des Kopfes.

„Und vierundzwanzig Stunden sind eine Kleinigkeit für Sie.“

Hedwig nickte wieder.

„Und Sie versprechen mir noch ganz besonders zu schweigen.“

Hedwig nickte abermals und legte mit pathetischer Geberde die Hand aufs Herz.

„Rathen Sie, was ich hier halte?“

„Ich denke, Sie wollten mir das Geheimniß offenbaren?“

„Sie verstehen besser Geheimnisse zu errathen, als ich sie zu offenbaren.“

„Nun dann: eine Photographie mit Novemberbeleuchtung?“

„Richtig! — Aber die Beleuchtung ist falsch!“

„Nun dann vom October?“

„Errathen! Aber hier oben auf der Photographie?“ sagte der Minister, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus dem Umschlage zog.

„Wahrscheinlich eine Erklärung dunkler Allegorien, wie die moderne Kunst ihre unverständlichen allegorischen Darstellungen selbst noch erklären muß?“

Der Minister brach in ein herzliches Gelächter aus. „Da sieht man, daß es unmöglich ist, ein Geheimniß vor Ihnen zu haben. Sie wissen alles zu enträthseln.“

Damit gab er Hedwig das auseinandergefaltete

Papier in die Hand. Es war die Berufung des Oberlehrers Dr. Erwin Brauer zum Professor am fürstlichen Lyceum.

Ein Strom von Empfindungen zog durch Hedwig's Herz. Das heißersehnte Glück der innig geliebten Schwester war zur Erfüllung gekommen. Aber die Gewißheit dieser Erfüllung war jetzt in zu überraschender und fast überwältigender Weise in ihre Hände gelangt, und jetzt zitterten diese Hände bei dem Gedanken an die Trennung von der Schwester, wenn auch die Trennung noch nicht Entsagung und Verlust war. Die ganze Weihe des innigen Zusammenlebens und der Gewöhnung mit der geliebten Schwester durchdrang ihre Seele. Sie sollte fortan in der lebendigen Erinnerung die lebendige Wahrheit verschmerzen. Sie fühlte überwältigend, daß die Liebe, wie groß sie auch in der Entsagung dasteht, doch nur einzig vollkommen in der Vereinigung ist. Starr blickte sie auf das Papier, welches neben so vielem Glücke auch ihre eigene schmerzliche Entsagung enthielt. Das bedeutsame Papier rauschte in den zitternden Händen des Mädchens.

Erschrocken sah der Minister auf das tiefbewegte Mädchen. Eine bange Sorge überfiel ihn. Wie,

wenn gar das liebreizende, anmuthige Geschöpf mit dem reichen tiefen Gemüthe ihre stille Neigung auf seinen Günstling geworfen hätte, dessen Glück er förderte? Er trat besorgt heran und bat um Verzeihung, daß er so unvorsichtig mit seiner Ueberraschung gewesen sei.

Aber die wunderbare elastische Federkraft des weiblichen Gemüths, welches seine verrathenen Empfindungen mit Blitzesschnelle zu verbergen versteht, wenn es den Verrath fürchtet, hatte auch Hedwig nicht verlassen. Sie dankte dem Minister mit solcher Innigkeit, aber auch mit solcher Ruhe, daß dieser seine Besorgniß fallen ließ und nun die Bitte aussprach, ihm die Freude zu lassen, daß er morgen bei dem gerade für diesen Zweck angeordneten Diner den neuen Professor mit der Ernennung überrasche.

Lächelnd verhieß Hedwig die getreue Bewahrung des Geheimnisses, obwol bei ihrer eigenthümlichen Lage und Empfindung die unverborgene Eitelkeit des Protectors ihr widerstand, wie denn überhaupt das weibliche Gemüth weit weniger die Ueberraschung liebt als die Erwartung, wie weit auch das Erwartete in der Ferne liegen mag.

Der Minister war so durchaus beruhigt, daß er wieder in seine heitere Laune zurückfiel. „Nun aber nein zweites und wichtigeres Geheimniß, und die wahre Ueberraschung auf morgen, mein photographisches Meisterstück, dessen erstes Exemplar ich Ihnen hiermit verehre."

Mit diesen Worten überreichte er dem mit gespannter Erwartung sich von dem Lehnstuhl erhebenden Mädchen ein beträchtlich großes, photographisches Bild.

Hedwig nahm mit lächelnder Miene das Bild in die Hand und betrachtete es mit aufmerksamen Blicken.

„Sie müssen zugeben, daß das Bild und besonders die schöne Gruppe in der Mitte gelungen ist, namentlich in Betracht der bedeutenden Vergrößerung, die ich gewagt habe. Vergleichen Sie nur das kleine negative Bild.

Mit diesen Worten nahm der Minister die Glastafel mit dem negativen Bilde aus dem Rahmen und wandte sich gegen Hedwig, deren Blick sich immer fester auf das Bild in ihrer Hand heftete.

Eine tiefe, dunkle Glut überzog das schöne Antlitz des unbeweglich dastehenden Mädchens.

An jenem Octobertage, an welchem der Oberlehrer Brauer oben in der Birkenhütte gestanden und den Uebergang des seligsten Traumes in die Wirklichkeit erlebt hatte, war der Minister zufällig mit seinem photographischen Apparat beschäftigt gewesen und hatte ihn durch das geöffnete Fenster nach der offenen Birkenhütte gerichtet, welche mit ihrer schönen Umgebung bei der herbstlichen Abendbeleuchtung in der That ein sehr hübsches Bild darbot. Er sah den Oberlehrer Brauer oben in der Hütte stehen und wartete, bis die unwillkommene Störung vorübergehen werde, als ihm zu seiner höchsten Ueberraschung Bertha's Hinantreten eine Gruppe darbot, welche ihm ein sehr lebhaftes Interesse gewährte und ihn bestimmte, den schönen Moment schnell zu fixiren. So ward er unerwartet und ungeahnt der heimliche Mitwisser eines zarten Geheimnisses, welches aber dem in süßer Vergessenheit versunkenen Paare keineswegs zum Nachtheil gereichen sollte.

Hedwig erkannte die allerdings gelungen dargestellte Gruppe. Von heftigem Zorn ergriffen, warf sie mit einer stürmischen Bewegung das Bild in den Kamin, dessen lodernde Flammen

augenblicklich das Meisterstück des Ministers verzehrten.

Ihre Bewegung war so heftig und unerwartet, daß dem erschrockenen Minister die Glastafel entfiel und auf dem Fußboden zerschellte.

Stolz wandte Hedwig sich gegen den Minister und sah ihm mit festem, herausforderndem Blick in die Augen, während der durch die Kühnheit des Mädchens nicht wenig frappirte Minister fest und zornig das ihm gegenüberstehende Mädchen ins Auge faßte.

Lautlos und regungslos standen beide geraume Zeit einander gegenüber. Dann machte Hedwig eine stolze Verbeugung und verließ schweigend das Zimmer.

Der Minister blieb lange Zeit stehen, den Blick auf die Thür geheftet, durch welche das im Innern ersichtlich schwer verletzte Mädchen verschwunden war. Er hatte eine ernste Lehre empfangen. Er fühlte jetzt mit schmerzlicher Reue, daß er in Hedwig das weibliche Zartgefühl tief verwundet hatte, indem er mit handwerksmäßiger Mechanik in seiner Darstellung einen Moment profanirt hatte, den doch auch selbst nicht der größte Maler aller Zeiten in solcher

Vollkommenheit mit der Kunst wiederzugeben gewußt hat, daß nicht auch selbst die vollendetste äußere Form die heilige Weihe gestört und verletzt hatte. Das Göttliche der Kunst ist das, wonach sie immer nur streben, was sie aber niemals erreichen kann.

Gedankenvoll ging der Minister auf und ab. Bald blickte er durchs Fenster auf die ferne Birkenhütte, bald in die Objectivgläser seiner Camera-obscura, und bald wieder in die erlöschende Flamme des Kamins. Dann bückte er sich nieder, spitzte die Finger und sammelte sorgfältig alle Splitter der zertrümmerten Glastafel vom Fußboden zusammen, legte sie in ein Couvert und verschloß dieses in das geheime Schubfach seines Schreibtisches.

Endlich schellte er und ließ die Damen fragen, ob sie zur Rückfahrt nach der Stadt bereit seien, ging hinab, führte die Damen in den Wagen und fuhr mit ihnen zur Stadt, ohne ein Wort zu sprechen. Vor der Thür des Geheimen Regierungsraths hielt der Wagen. Der Minister bot Hedwig schweigend den Arm und führte sie ins Haus die Treppe hinauf. Ehe er an der Corridorthür schellte, ergriff er Hedwig's Hand und sprach demüthig nur das eine Wort: „Vergebung.“ Er wollte ihre Hand

küssen. Hedwig entzog ihm die Hand: sie küßte seine Wange und zog die Glocke. Der Diener kam. Mit der alten unbefangenen Freundlichkeit bot Hedwig dem Minister die Hand und dieser blickte dankbar gerührt dem holden Mädchen in das schöne, klare Auge und vergaß — die Hand zu küssen.

Während der Minister die Treppe hinabstieg, vernahm Hedwig beim Gange ins Garderobezimmer von drüben her das schöne Larghetto aus Beethoven's zweiter D-Symphonie. Brauer saß mit Bertha am Flügel. Leise trat Hedwig ein, winkte Brauer fortzufahren, küßte Bertha leicht auf die Wange und stellte sich auf ihren Lieblingsplatz in der Beugung des Flügels, sodaß sie die Spieler im Auge hatte und auch von ihnen gesehen werden konnte. Sehr oft hatte sie da gestanden und mit liebevollen Blicken auf das glückliche Paar den vollen Zauber der Kunst empfunden, den sie gemeinsam mit ihm genoß und den sie für sich noch mit dem eigenen unaussprechlichen Zauber des geheimen Einverständnisses mit dem Glücke des Paares steigerte. Sie war der gute Genius des Paares, ohne sich der Absicht dazu bewußt zu sein. Sie hatte das niedliche Köpfchen leicht auf die Hand gestützt und schien den Tönen des schönen Larghetto zu lauschen.

Heute konnte sie das Auge nicht von der Schwester wenden. Sie dachte an das Glück der Schwester und an die nahende Offenbarung. Als das Largghetto beendigt war, schlug Bertha den Blick auf und sah in Hedwig's Augen Thränen, welche schon längere Zeit unbewußt über ihre Wangen gefallen waren.

Bestürzt erhob sich Bertha und fragte Hedwig nach der Ursache ihres Kummers.

Hedwig erschrak selbst über ihre Thränen und über die Entdeckung der Schwester. Sie versicherte, daß ihr ganz wohl sei. Aber während der Versicherung fielen die Thränen unaufhaltsamer und endlich fiel sie laut schluchzend an die Brust der Schwester.

Brauer fühlte die Nothwendigkeit, die Schwestern allein zu lassen. Ohnehin riefen ihn Berufsgeschäfte in seine Wohnung. Er nahm Abschied und entfernte sich.

Eine Frauenseele ist kein Räthsel. Sie ist vielmehr die vollkommenste Offenbarung, aber unergründlich und deshalb mehr mit dem Glauben zu fassen als vollkommen zu begreifen. Wenn der Mann mit dem Schmerze ringt, so erkämpft er fast

immer nur einen kurzen, zweifelhaften Sieg, weil er nur kämpft, um den Schmerz zu verneinen. Das Weib durchlebt den Schmerz, um in der Versöhnung mit ihm Frieden zu gewinnen, und dieser Weg der Versöhnung ist länger und schwerer als die zweifelhafte kurze Abfertigung des Mannes. Der Minister hatte Hedwig einen zu harten und schweren Kampf geboten. Ihm gegenüber mußte sie sich verleugnen, um erst später dem Schmerze sein Recht zu geben. Bertha ahnte den Kampf in Hedwig, aber sie ehrte ihn schweigend und vertraute ihrer Kraft. Hedwig fand bald Erleichterung ihres Schmerzes. Sie ruhte ja an der Brust der geliebten Schwester. Auch gab ihr der Gedanke, daß die morgen bevorstehende Verkündigung des Glückes der Schwester auch sogleich die Profanation dieses Glückes werden sollte, den ganzen Muth wieder, daß sie sich fest entschloß, dem Plane des Ministers entgegenzutreten, wenn sie auch das ihm gegebene Versprechen unverbrüchlich zu halten sich gelobt hatte.

Sie hatte dabei auch noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Als Bertha an jenem Abend, an welchem sie zuerst an Brauer's Brust gesunken war, der ängstlich forschenden Schwester im Schlafzimmer den

Grund ihrer tiefen Bewegung offenbart und in seligen Hoffnungen und rosigen Planen mit ihr die Nacht durchwacht hatte, war es Hedwig's erste natürliche Mahnung, des Vaters Segen für die Vereinigung zu erbitten. Aber Bertha's erste verzagte Verschämtheit mehrte Brauer's eigenthümliche Schüchternheit, und in der trüben Berücksichtigung seiner beschränkten Lage vermochte er nicht, es über sich zu gewinnen, sogleich mit dem vollen Muth und Wort der Liebe vor den Mann zu treten, dem er schon so viel verdankte und der noch immer unermüdlich in Beweisen von Güte und Wohlwollen gegen ihn war. Als nun aber der Moment der ersten Bedenklichkeit überwunden, als Brauer sich erst seines Glücks bewußt geworden war und mit Bertha den offenen Ausdruck der Liebe gefunden hatte: da erschienen alle Hoffnungen beiden so gesichert wie das gewisse Glück, welches sie einander gewährten, und nur in einsamen Stunden wurde Brauer von dem Vorwurf seines Gewissens heimgesucht, daß er gerade in der Heimlichkeit gegen den Vater der Geliebten undankbar, schwach und muthlos sei. Er ahnte wohl, daß auch Bertha litt. Aber er wagte keine neuen Entschlüsse anzuregen. Was kann denn anders

walten als Liebe und Glück, wenn Liebende vereint sind?

Aber Hedwig war in der That ihr sühnender Genius. Ein ganzer Himmel von Seligkeit lag mit dem Glücke der Schwester auf ihrer Brust. Eine süße Verschämtheit war über ihr eigenes Wesen ausgegossen. Sie sah und dachte nur Bertha und wagte, selbst in der traulichen Einsamkeit des gemeinsamen Schlafzimmers, doch höchstens nur schüchtern und wie gelegentlich auf die Schwester zu blicken, als fürchte sie selbst durch ihre reine Theilnahme das Glück der Schwester zu entweihen. Und doch erschien ihr das Glück der Schwester so natürlich und selbstverständlich: die ganze Welt hätte davon wissen müssen, aber doch nur damit keiner in der ganzen Welt sei, der es verrathen könne. So konnte sie die Bedenklichkeiten und die Verzagtheit der Liebenden gar nicht einmal fassen und verstehen. Sie kämpfte mit ihrer eigenen Verschämtheit; sie fühlte in sich das Drängen einer Mahnung und diese Mahnung führte zum muthigen Vorsatz.

Es war am zweiten Morgen nach jener glücklichen Vereinigung Bertha's mit Brauer, als Hedwig in aller Frühe das Bett verließ. Sie trat an

das Bett der Schwester. Das Nachtlicht brannte still und heimlich. Ein glücklicher Traum mußte die Schlummernde umfangen. Ein seliges Lächeln lag über ihr Angesicht gebreitet. Die Hände waren gefaltet und gegen den tief auf- und abwogenden Busen gedrückt. Hedwig wagte keinen Kuß. Sie kniete nieder am Bette der Schlummernden und faltete auch die Hände, und ihr Gebet war Liebe, Segen, Friede.

Rasch kleidete sie sich darauf an, ging in das Morgenzimmer, wo schon der Kaffee bereitet wurde. Der Vater saß schon in seinem Studirzimmer. Zu ihm wollte sie. Sie nahm dem Bedienten die Tasse ab und ging muthig damit vor die Thür des Vaters. Sie stand eine Weile sinnend und verschämt, fuhr nachdenkend mit dem Finger über die Stirn und dann an die Lippen und klopfte entschlossen an die Thür. Verwundert über das Klopfen eines so frühen Besuchs und dann froh überrascht durch die unerwartete Erscheinung der Tochter rief ihr der Vater eine freudige, scherzende Bewillkommnung zu, und gerade diesmal, während Hedwig sonst immer in voller Heiterkeit dem Vater mit fröhlichem Morgengruß entgegengehüpft war,

gerade diesmal, mit der feierlichen Zurüstung des Gemüths, blieb sie in süßer Verschämtheit stehen und überreichte dem Vater mit einer tiefen Verneigung die Tasse. Heiter küßte der Vater den frischen Mund der lieblichen Tochter und fragte scherzend, ob sie denn nicht gut geruht habe, weil sie so früh auf und so still sei? Diese Bemerkung aber war es gerade, welche Hedwig nicht zur Ausführung ihrer eigentlichen Absicht, sondern nur zur erzwungenen Heiterkeit brachte. Sie gab dem Vater liebevolle Versicherungen ihres Wohlbefindens und eilte dann mit einem bedeutsamen Blick auf des Vaters Arbeit, aber getrieben von einer ängstlichen innern Regung zum Zimmer hinaus, ohne den besorgten Blick des Vaters zu bemerken, mit welchem er ihr nachschaute.

Sie eilte leise an Bertha's Bett zurück: Bertha schlummerte noch. Hedwig setzte sich an das Bett, stützte den Kopf auf den Arm gegen den Bettpfosten und betrachtete lange, lange Zeit mit inniger Liebe die Schwester. An der süßen Ruhe der Schwester erwachte wieder ihre eigene Sorge, aber auch der Muth, der versagt hatte. Sie wollte das Glück der Schwester ja nicht verrathen, sondern befestigen.

Entschlossen stand sie auf und ging wieder an des Vaters Thür. Diesmal klopfte sie nicht. Aber als sie zitternd und leise die Hand an den Thürgriff legte, senkte sich unwillkürlich auch die linke Hand über die rechte auf den Thürdrücker und die schöne Stirn neigte sich auf die Hände. Man konnte nicht hören, was die Lippen lispelten. Dann aber drückte sie entschlossen an den Thürgriff, trat in das Zimmer und blieb auf das äußerste überrascht, tief erröthend und wie gebannt stehen.

Dr. Schwarz saß neben dem Vater, um zur frühesten Morgenstunde einen dringenden polizeiärztlichen Bericht abzustatten.

Der Arzt blickte auf, stotterte und erröthete fast ebenso sehr wie Hedwig. Kaum konnte er sich vom Stuhl erheben und eine verlegene Verbeugung machen. Ueberrascht trat der Vater zur Tochter, forschte theilnehmend nach ihrem Befinden und fragte den Doctor besorgt, ob Hedwig nicht fiebere und wie der Puls gehe?

Langsam setzte der Arzt einen Schritt vorwärts. Er fühlte, daß er mit Hedwig's Puls sich sehr schlecht verständigen würde, da er selbst den eigenen sehr stark in Unordnung fand. Da riß sich Hedwig

vom Vater los mit der hastigen Versicherung, daß ihr vollkommen wohl sei, und eilte zur Thür hinaus.

Die beiden Männer blieben in einer eigenthümlichen Situation zurück. Dem Vater war die Ueberraschung und Verlegenheit beider jungen Leute nicht entgangen. Schon seit längerer Zeit glaubte er eine Neigung des Arztes zu seiner Tochter bemerkt zu haben. Das heutige Zusammentreffen zur frühen Morgenstunde schien allerdings völlig absichtslos. Aber die beiderseitige Ueberraschung war zu groß, und daß Hedwig etwas auf dem Herzen hatte, was sie offenbaren wollte, war ihm schon sogleich bei der ersten Morgenbegrüßung gewiß geworden. Vielleicht durfte er einen Antrag des Arztes erwarten. Er mußte diesem überlassen, das Wort zu nehmen und sich zu sammeln. Er machte sich wie zufällig an seinem Bücherschrank zu thun, bis der Arzt endlich bat, mit seinem Bericht über den Befund eines in einer nächtlichen Rauferei schwer Verwundeten fortfahren zu dürfen. Der Gemüthszustand des Arztes übte dabei die seltsame Wirkung, daß der Vortrag des an sich trockenen und gewöhnlichen Berichts eine Art epischen Schwung erhielt, in welchem dem Muthe und der Energie der auf der Herberge Angegriffenen

vom Arzte volle Anerkennung gezollt und der Zuhörer unwillkürlich an den Kampf der Lapithen und Centauren in Ovid's Verwandlungen erinnert wurde.

Der Geheime Regierungsrath gab eine kurze Anweisung und schwieg, nicht ohne Weiteres zu erwarten. Er hatte sich jedoch getäuscht; der Arzt machte keinen Antrag. Aber darin hatte der Vater sich gewiß nicht getäuscht, daß der Arzt seine Tochter liebe. Heute bemerkte er auch deutlich, daß seine Tochter ebenfalls Neigung zum Arzte gefaßt habe. Dieser mußte sich jetzt verabschieden. Er unternahm das mit sichtlicher Befangenheit. Er durfte sein Benehmen nicht entschuldigen, weil die Entschuldigung ihn gerade dahin zurückführen mußte, wohin die Ueberraschung ihn gebracht hatte. Er war verzagter als je. Der Geheime Regierungsrath sah den Kampf des von ihm aufrichtig hochgeschätzten jungen Mannes. Er drückte ihm zum Abschied herzlich die Hand mit den Worten: „Sie haben wieder eine sehr unruhige Nacht gehabt. Gönnen Sie sich Ruhe und vor allem, lieber Freund, behalten Sie frohen Muth.“ Der Arzt glaubte ihn zu verstehen und ging mit unaussprechlichen Empfindungen zur Thür hinaus.

Sofort nach seiner Entfernung suchte der Geheime Regierungsrath seine Tochter auf. Er fand sie im Morgenzimmer allein. Sie kniete vor dem Sofa und hatte das Gesicht in die Kissen gedrückt. Besorgt und leise setzte sich der Vater auf das Sofa dicht neben die Tochter. Sie blickte auf und sah dem Vater träumerisch ins Auge. Dann breitete sich eine liebliche Verklärung über ihr Gesicht und wie im sehnlichen Verlangen nach Erlösung umschlang sie den Vater und begann mit dem ganzen rührenden Zauber jungfräulicher Verschämtheit die Geschichte einer Liebe zu erzählen, welche nicht die ihrer eigenen, sondern die ihrer Schwester war. Sie wußte in kurzen Zügen das Glück so groß, so voll darzustellen und so rührend den Segen des Vaters als die unmittelbar höchste Vollendung darzustellen, daß der Vater, auf das innigste bewegt, sein Kind an das Herz drückte.

Was ihn besonders tief bewegte, war die sichere Wahrnehmung, daß Hedwig, ohne sich noch eigentlich selbst klar darüber zu sein, selbst eine tiefe, innige Liebe in ihrem eigenen Herzen barg. So konnte auch nur die Liebe für die Liebe sprechen. Er hatte deshalb anfangs noch immer erwartet,

Hedwig werde ihre eigene Liebe offenbaren. Ihre Weise machte ihm jetzt mehr geheime Sorge um Hedwig als um Bertha. Aber er wußte auch, daß er in Bertha's Gewährung gerade auch der vertrauenden Kindlichkeit Hedwig's eine sichere Verheißung geben würde. Obgleich er Bertha's und Brauer's gegenseitige Neigung schon lange wahrgenommen hatte und billigte, weil er Brauer hochschätzte, so überraschte ihn doch die Muthlosigkeit des Liebhabers, dem er doch überall keinen Grund gegeben hatte, an seinem vollkommenen Willen für die Förderung seines Glücks zu zweifeln. Er sah, daß sich diese Muthlosigkeit an Brauer selbst rächen werde. Er verzieh ihm daher im Herzen und beruhigte Hedwig mit der Versicherung, daß ihm Bertha's Neigung erfreulich sei und daß er seinen Segen zur Verbindung mit Brauer gebe. Doch nahm er Hedwig das feste Versprechen ab, von der ihm soeben gemachten Offenbarung auch gegen Bertha und Brauer das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten.

Hedwig hatte dies Versprechen schon sechs Wochen gewissenhaft gehalten. Sie hatte nun mit ihrem reinen kindlichen Sinne nur desto sicherer dem

Glücke der Schwester sich hingegeben, hatte ganz allein die Sorgen dieses Glückes getragen und über diese Sorgen kaum je an das gedacht, was in ihrem eigenen Herzen bedeutungsvoll sich regte und mahnend sich hervordrängen wollte. So hatte sie sich in eine ganz eigene Sphäre hineingelebt und die freudige Sicherheit erworben, welche die gewisse Aussicht auf die Erfüllung der schönsten Hoffnungen gewährt. Darum hatte sie denn auch ihre liebenswürdige, schalkhafte Laune wiedergewonnen und niemand konnte dem heitern Mädchen abmerken, welche Geheimnisse es in der Brust verschlossen hielt.

Desto schwerer fiel nun aber alles auf ihre Seele, was der Minister ihr heute in so rascher und rauher Weise geboten hatte. Sie hütete ein Geheimniß, das schon längst verrathen war, sie hielt ein Versprechen, das schon längst gefährdet war, und morgen sollte die Offenbarung und Erfüllung des Glückes der Schwester zugleich mit einer Entweihung beginnen. Das hatte sie tief erschüttert. Wie stark und muthig sie auch dem Minister entgegengetreten war, so forderte das weibliche Gefühl zuletzt doch sein Recht, und darum hatte sie am Flügel geweint und darum lag sie jetzt schluchzend an der Brust der

Schwester, um welche sie so schwere Sorge hatte und gegen welche sie das dem Vater gegebene Versprechen nicht brechen durfte. Mit wunderbarer Kraft raffte sie sich auf, um den einzigen Weg zur Rettung einzuschlagen.

Mit den rührendsten Bitten stellte sie der Schwester die Nothwendigkeit dar, mit kindlicher Liebe und Offenheit jetzt endlich vor den Vater zu treten, die Liebe zum Dr. Brauer zu bekennen und den väterlichen Segen zu erflehen. Und als ob die ganze Last der Sorgen, welche seit sechs Wochen in Bertha's Herzen von der reichen Fülle des Glückes erhörter und gewährter Liebe zurückgedrängt war, mit einem mal gewaltig und niederdrückend sich zusammenthäte, fühlte Bertha das schwere Unrecht, welches sie in der Verschlossenheit gegen den Vater geübt hatte. Mit dem ganzen Muthe kindlichen Vertrauens und getragen und gefördert durch Hedwig's muthvolle Mahnung umfaßte sie die geliebte Schwester und beide traten fest und innig umschlungen in das Zimmer des Vaters.

War es ein sympathetischer Zug oder die wahrgenommene tiefe Betrübniß Hedwig's: auch Brauer fühlte beim Verlassen des Hauses eine drückende Beklemmung in seinem Herzen. Der schon oft in

ihm wach gewordene Vorwurf der Undankbarkeit gegen den Vater der Geliebten, die mahnende Stimme seines Gewissens, daß eine jähe Entdeckung seinem Glücke Eintrag thun müsse, und daß es doch so wie jetzt nicht länger bleiben könne, quälte ihn so sehr, daß er vor seiner Hausthür beinahe wieder umgekehrt wäre, um vereint mit Bertha vom Vater die Verzeihung der schweren Schuld zu erbitten. Er stand schwankend. Da kam die Erinnerung an seine Berufspflicht, welche zu morgen eine Arbeit von ihm forderte. In seiner Unentschlossenheit war es ihm tröstlich, sich an irgendetwas, und war es auch nur die trockenste seiner Berufspflichten, klammern zu können. Er ging in seine Wohnung, zündete die Lampe an und ging hinten in sein Studirzimmer an seinen Schreibtisch.

Schon unten an der Treppe hatten die Domestiken ihm mitgetheilt, daß seit einer Stunde ein fremder Jäger schon zweimal kurz nacheinander dagewesen sei und nach ihm gefragt habe. Kaum hatte Brauer sich an seine Arbeit gemacht, als es an die Thür des Wohnzimmers klopfte. Auf seinen Hereinruf hörte er rasche, feste und schwere Tritte durch das Wohnzimmer und Schlafzimmer hereinkommen,

sodaß er nicht einmal Zeit gewann, mit der Lampe in der Hand dem Besucher in das Wohnzimmer entgegenzutreten. Dieser stand vielmehr schon in der Thür des Studirzimmers, als Brauer durch dieselbe treten wollte, und schritt so weit vor, daß er die Mitte des kleinen Zimmers erreichte und seitwärts von Brauer nahe beim Schreibtisch stand, auf welchen Brauer die Lampe zurückstellte, indem er zugleich nach Namen und Begehren des Eingetretenen fragte.

„Ich bin der Jäger Ploni von Wittstock, in Diensten des Herrn Grafen Včeny", antwortete der Gefragte mit widerlich grunzender Stimme und grinsendem Lächeln.

Stimme und Lächeln erregten ein unheimliches Gefühl in Brauer. Er betrachtete den Eingetretenen genauer. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren und von derber untersetzter Statur. Von den ungemein breiten und mächtigen Schultern hingen unverhältnißmäßig lange, muskulöse Arme herab. Auf dem kurzen, breiten, stierartigen Nacken saß der dicke, eckige Kopf, dessen dichtes, struppiges, rothes Haar ein breites, gelbfarbiges, mit Sommersprossen

und vielen Finnen und kleinen alten und frischen Narben bedecktes Gesicht beschattete. Der große breite Mund mit den dünnen schmalen Lippen, die breite kolbige Nase mit den weiten Nasenlöchern und die kleinen dunkeln, beweglichen und stechenden Augen gaben dazu dem Gesicht ein widerliches und abstoßendes Ansehen. Eine hechtgraue Joppe mit grünem Kragen und Aufschlägen, graue Beinkleider und schwere Kniestiefel machten den hauptsächlichsten Theil der Kleidung aus. Ueber der Schulter hing eine neue Jagdbüchse und eine grobe Jagdtasche. Den schmuzigen grauen Jagdhut mit grünem Bande hielt der Fremde in der Hand.

Dem Fremden entging der unheimliche Eindruck nicht, den seine Erscheinung auf den Oberlehrer machte. Er entgegnete auf die wiederholte Frage nach seinem Begehren mit grinsendem und unverschämtem Lächeln, er solle vom Oberlehrer Brauer abholen, was der Graf ihm gegeben habe.

„Ah", sagte der Oberlehrer, im Herzen erfreut, der lästigen Bewahrung fremden Gutes so bald enthoben zu werden, „Sie meinen den versiegelten Kasten?"

„Ja wohl, überhaupt die ganze Schmiere", entgegnete der Fremde, „was dem Herrn Grafen gehört."

Brauer hatte inzwischen seinen Schreibschrank aufgeschlossen und den Kasten herausgeholt. Der Anblick der Siegel an dem Kasten erinnerte ihn an die vom Grafen ganz besonders gestellte Bedingung. „Der Kasten ist versiegelt", bemerkte er, „ich soll nach der ausdrücklichen Bestimmung des Grafen den Kasten nur demjenigen geben, welcher mir den Siegelring vorzeigt, mit welchem er versiegelt ist."

„Das hat mir der Herr Graf nicht gesagt, und hat mir auch keinen Ring mitgegeben. Ich soll den Kasten holen und will den Kasten haben. Geben Sie her!"

Damit griff der Fremde mit seinem langen Arm über den Schreibtisch weg.

Diese Dreistigkeit entrüstete den Oberlehrer. Er zog den Kasten zurück, verschloß ihn rasch in den Schrank und versicherte den Unverschämten auf das bestimmteste, er werde den Kasten ohne Vorzeigung des Siegelringes nicht herausgeben.

Die unerwartete Festigkeit Brauer's schien Ein-

druck auf den Fremden zu machen. Er stutzte einen Augenblick. Dann aber schlug er ein widerliches Gelächter auf, fuhr in die Tasche, ballte sein Schnupftuch zusammen, setzte schleichend den Fuß vor, faßte den Oberlehrer mit lauerndem Blick ins Auge und wollte eben mit Einem Satze auf ihn losspringen, als rasch an die Thür geklopft und der klirrende Tritt eines Mannes gehört wurde. Von dem durch die offenen Thüren fallenden Lichtschein geleitet, trat der Oberlieutenant Roß herein, begrüßte den Oberlehrer und wollte sogleich zurücktreten, um den gegenwärtigen Besuch nicht zu stören, als der fremde Jäger, den bewaffneten Offizier erblickend, sich hastig neben ihm vorbeidrängte und mit raschem, stolperndem Schritte durch die vordern Zimmer sich entfernte.

Befremdet über die seltsame Entfernung des Mannes, und noch mehr über den lebhaften Dank des seltsam aufgeregten Oberlehrers fragte der Oberlieutenant nach dem Grund und Zusammenhang der Scene, deren Abbruch er durch seine Dazwischenkunft herbeigeführt hatte.

Brauer erzählte dem Oberlieutenant das Auftreten und Verlangen des Fremden und versicherte,

daß nach seiner festen Ueberzeugung der Fremde einen gewaltsamen Angriff auf ihn verübt haben würde, wenn nicht der Oberlieutenant darüber zugekommen wäre. Der Zuhörer wurde während der Erzählung nachdenkend. Er glaubte das unheimliche Gesicht des Fremden schon gesehen zu haben, und erinnerte sich endlich bei Erwähnung des Grafen Vëeny, den Fremden bei der neulichen Treibjagd in der Heide im heimlichen Gespräch mit dem ebenfalls zur Jagd eingeladenen Grafen Vëeny gesehen zu haben, weshalb es denn nicht durchaus unglaubhaft sei, daß der Fremde im Dienste des Grafen stehe, oder mindestens doch, daß der Graf mit dem Menschen bekannt sei und ihm den Auftrag gegeben haben könne. Dessenungeachtet konnte der Oberlieutenant es nur als gewissenhaft und angemessen erkennen, daß der Kasten ohne Vorzeigung des Siegelringes nicht ausgehändigt worden sei.

Als beide Freunde sich beruhigt hatten, bat der Oberlieutenant, in welchem sich die heraldische Lust schon sogleich bei Erwähnung eines Siegelringes geregt hatte, das Siegel an dem Kasten sehen zu dürfen. Sofort holte der Oberlehrer den Kasten hervor, wußte aber nicht, was er sagen sollte, als der

Oberlieutenant sogleich beim ersten Anblick des Siegels in höchster Ueberraschung laut ausrief: „Grundmann! Das ist das Wappen von Johann Friedrich Grundmann, mit dem tollen angeler Stier!!“

Erstaunt blickte Brauer auf den exaltirten Freund, der mit den Ausdrücken höchster Ueberraschung und, wie in Unwillen über Brauer's stummes Erstaunen, hastig die Brieftasche zog und zur starren Verwunderung des Oberlehrers einen Siegelabdruck hervorlangte, der auf ein Haar den Siegeln am Kasten glich.

Beide schauten einander sprachlos ins Gesicht. Jeder erwartete Aufklärung vom andern und jeder wollte doch zuerst sein Erstaunen und seine Meinung ausdrücken. Nach mehrfachen kurzen Ausrufen der Verwunderung von beiden Seiten theilte der Oberlieutenant dem Freunde seine Erlebnisse seit dem gestrigen Abend mit. Als aber der Oberlieutenant die Erzählung des Herrn Grundmann von der Entwendung seines Ringes mittheilte, vereinigten sich beide zu der Ansicht, daß der Kasten mit dem gestohlenen Ringe des Herrn Grundmann versiegelt sein müsse, obschon es unerklärlich sei, wie der Ring in die Hände des Grafen Včeny gelangen und dieser

sich desselben als seines Familiensiegels habe bedienen können. Beide waren aber der Meinung, es sei bei der sonderbaren Versiegelung und Uebergabe des Kastens an Brauer und bei der Gefährlichkeit seiner Aufbewahrung, von welcher Brauer soeben eine sehr ernstliche Erfahrung gemacht hatte, am gerathensten, daß Brauer dem Geheimen Regierungsrath eine offene Mittheilung von dem Sachverhalt mache und diesen bitte, den Kasten in polizeiliche Verwahrung nehmen zu lassen Der Oberlieutenant entfernte sich, da er sah, daß Brauer eine Arbeit vorhatte und nach den Erlebnissen dieses Abends wenig aufgelegt war, auf ein trauliches Gespräch über die von ihm gemachte Bekanntschaft mit der Familie Grundmann einzugehen. Ihn selbst mahnte die Erinnerung an die verhaftete Unbekannte, sich nach Hause zu verfügen und dem Assessor schriftliche Nachricht von den Erlebnissen des gestrigen Abends zu geben, damit die Unglückliche nicht noch länger unschuldig in der Haft bleibe.

XI.

Der Morgen war schon völlig angebrochen, als das Kobermüschel in das Kirchdorf Erikenau gelangte. Die fleißigen Landleute waren schon zum Theil in den Wald und in die Heide gefahren, um Brennholz und Torf heranzuholen. Auf den Bauerhöfen, wo sich zur späten Herbstzeit ein besonders eigenthümliches Leben zusammendrängt, wimmelte es von Federvieh aller Art, welches scheu auseinanderstiebte, wenn die aus den Ställen zur nahen Tränke herausgelassenen Kühe und Füllen munter umhersprangen und in lustiger Verfolgung einander jagten, bis die scheltenden Knechte und Mägde in den langen wollenen Strümpfen und schweren Holzpantoffeln mit langen Peitschen und Buschruthen die muthwilligen Thiere in die Ställe zurücktrieben. Aus den Häusern tönte das Klappern der Butterfässer und das

Scheuern und Werfen der hölzernen Milchbutten, und von den Scheunen her der regelmäßige Rhythmus der geschwungenen, hellklingenden Dreschflegel. Das Kobermüschel mußte vor einigen Höfen stehen bleiben. Das Dorfleben war ihr so reich, so wohlthuend und erfrischend, wenn sie an die dumpfen Räume der Mechulle zurückdachte, in denen das Verbrechen seine heimliche Rast fand und selbst wenn es ruhte, doch in unablässiger stiller Vergiftung Athem und Sinne betäubte. Wie beneidete sie die derbe, rothwangige Kuhmagd, die in den mächtigen Stiefeln des Knechtes mit kräftigen Sprüngen über die Dunghaufen wegsetzte und mit virtuosem, lustigem Peitschenknallen die bunten Kühe zur Stallthür jagte. Hier war Freiheit, Licht, Frische und selbst die feuchtkalte Luft des Novembermorgens war eine Erquickung für das blasse, junge Mädchen. Sie zog weiter über den Kirchhof. Sogar die Gräber waren ihr ein freundlicher Anblick. Jeder Hügel war ein Zeugniß des Friedens, jedes Kreuz ein Zeugniß des Glaubens, und jeder bunte Immortellenkranz ein Zeugniß der Liebe. Und alle, die da unten schliefen, hatten gelebt, geliebt, gelitten und nun Ruhe und Frieden gefunden. Sie ward tief bewegt, als

ihr die Kinder der Dorfbewohner auf dem frühen Wege zur Schule begegneten und der Fremden traulich die Hand reichten. Alles schien ihr nur Vergebung und Liebe zu sein. Mit freudigem Schritte kletterte sie auf dem Bretersteig über die niedrige Umzäunung des Pfarrhofes. Auch dort wieder ländliches Leben. Die Pfarrmagd öffnete den Gänsestall, aus welchem die Zuchtgänse flügelschwingend und mit lautem Geschrei hervorrannten und der fremden Erscheinung zischend den gesenkten, steifen Hals entgegenstreckten. Selbst diese unschädliche feindliche Demonstration erfreute das Mädchen. Die Kinderlust erwachte sogar in ihr, die geschwätzigen Thiere zu necken, als an der offenen Hausthür drüben die kleine, dürre, schnaubnasige Frau Pfarrerin in widerlich schmuziger, schlotteriger, kurzer Morgenkleidung mit gellender und kaum von dem Geschrei der Gänse zu unterscheidender Stimme „Stina! Stina!“ rief und in der rasch ins Haus eilenden Magd dem erschrockenen Kobermüschel einen Wegweiser verschaffte.

Schüchtern ging das Kobermüschel über den Hof in die Hausthür hinein, und mußte trotz des wiederholten, befangenen Grußes lange Zeit unbeachtet

an der Thür stehen bleiben. Nicht weit von der geöffneten Hausthür stand auf dem Flur ein Tisch und auf dem Tisch lag ein mächtiger, angeschnittener, geräucherter Schweineschinken, dessen frische, rothe Schnittseiten die Frau Pfarrerin mit dem ungeheuer großen, in Horn gefaßten Leseglas ihres Gatten auf Trichinen untersuchte. Das Gesicht hart an das Glas und das Glas dicht an den Schinken haltend, war sie in ihre mikroskopische Untersuchung so vertieft, daß sie erst das dritte mal den Gruß und die Frage des Kobermüschels nach Seiner Ehrwürden vernahm, und ohne ein Wort zu erwidern, dem Mädchen mit dem Glase dicht vor das Gesicht kam und forschend auf demselben umherfuhr, als ob sie auch dort das Vorhandensein von Trichinen fürchte. Schweigend deutete sie mit dem Glase auf eine schmuzige Stubenthür und schrie dann, während sie wieder das Mädchen aufmerksam durch das Glas betrachtete, der in der Küche befindlichen Magd mit gellender Stimme zu: „Stina, sette de Panne up dat Füer, to Speigeleier vor Ehrwördicken, aber schüre de Panne gude rümmer mit dat Paper op den Lichtkasten!“

Das Kobermüschel entzog sich der fernern Be-

obachtung, indem sie zur angewiesenen Thür trat und leise anklopfte. Sie konnte nicht öffnen, da der Thürgriff von außen fehlte und nur die spitze Drückerstange herausragte. Sie griff an den Schlüssel, um die Thür zu öffnen, wurde aber durch den gellenden Ruf der Pfarrerin zurechtgewiesen: „Ankloppen! Ankloppen! Hand vun den Schlöttel! Ehrwördicken ward sonst inneschlotten und ward wrannig!“

Dabei sprang sie rasch herbei und klopfte an die Thür: „Ehrwördicken, Ehrwördicken, oppemacken! da is man!“ und kehrte zur Schinkenvisitation zurück.

Die Thür wurde von innen geöffnet. Ein ungeheuerer, übelriechender Tabacksqualm drang heraus. Die lange, dürre Gestalt des Pfarrers mit den eingefallenen, leberfüchtigen Gesichtszügen und den großen, grauen, stechenden Augen zur Seite der dünnen hakenförmigen Nase winkte dem Mädchen herein, zog die Thür behutsam zu und fragte mit eisiger Kälte, was das Mädchen zu ihm führe, das er seit der Confirmation und seit dem einzigen Genuß des heiligen Gnadenmahles vor zwei Jahren nicht in der Kirche und auf der Pfarre wiedergesehen habe.

Das Kobermüschel schauderte zusammen. Sie

war sich ihrer schweren Sünde bewußt. Sie war in der tiefsten Seelennoth gekommen und dürstete angstvoll nach Gnade und Vergebung. Nun konnte sie das Auge nicht zu dem Manne erheben, der so kalt, so schneidend fragte, wo ihre geängstigte Seele nur das eine Wort „Gnade" aus geweihtem Munde vernehmen wollte. Auch die äußere Erscheinung des Mannes war abstoßend. Der alte, dunkle, schmuzige Schlafrock von zweifelhafter Farbe reichte kaum bis ans Knie der riesig langen Gestalt. Ein Paar mächtige grauwollene Strümpfe waren bis über die Knie heraufgezogen, und die Füße steckten in einem Paar dicker, gelber Strohschuhe. Um den Hals war ein zerrissener, rothbunter, wollener Shawl geschlungen, und über den Kopf eine dunkle, flache Mütze ohne Schirm bis unmittelbar an die Augenbrauen gezogen. Der Pfarrer hielt die lange, dampfende Pfeife in der Hand und war bemüht, um die Spitze derselben, an welcher auch schon der letzte Knopf weggebissen war, einen Zwirnfaden zu wickeln, um den Zähnen einen festen Halt beim Rauchen zu geben. Während er den Faden wickelte und von Zeit zu Zeit zwischen den Fingern einige Züge that, um die Pfeife nicht aus dem Brande zu bringen,

schien er mehr beschäftigt, diese Arbeit zu vollenden, als auf das Mädchen zu achten.

Mit niedergeschlagenen Augen und stockendem Athem erzählte das gebeugte Mädchen seinen Fehltritt und den in verwichener Nacht erfolgten Tod ihres Kindes und bat unter bittern Thränen demuthsvoll, ihrem Kinde, welches die heilige Taufe nicht empfangen habe, ein christliches Begräbniß zu geben.

Der Pfarrer hatte inzwischen den Zwirn um die Pfeifenspitze befestigt, hüllte nun sich und das vor ihm an der Thür stehende Mädchen in dichte Tabackswolken ein, stopfte die Asche im Pfeifenkopf mit den Fingern fest, schlenkerte die Asche von den Fingern und begann mit der ganzen polternden, herzlosen Beredsamkeit jener starren Orthodoxie, die nicht liebend und segnend verzeiht, sondern schonungslos den Gefallenen verdammt, und die Reue zur Verzweiflung und die Hoffnung zur Vernichtung, selbst des Glaubens an Erlösung, zu bringen versteht, dem unglücklichen Geschöpf unter bibelfertiger Anführung und Hersagung von Deuteronomion Kapitel 22 Vers 21, Paulus an die Hebräer Kapitel 13 Vers 14, Paulus an die Galater Kapi-

tel 5 Vers 19 und 21, und Paulus im ersten Brief an die Korinther Kapitel 6 Vers 9 und 10, ihre teuflische Verblendung und blutrothe Sünde vorzuwerfen, die im jähen Tode des in Unreinigkeit und Unzucht empfangenen und in heidnischem Unglauben dahingefahrenen Sündenbalges ihren Sold gefunden habe, zum gerechten Zorngericht Gottes über die von Gott verworfene Mutter, die in geiler Sündenlust dahingelebt, die christlichen Lehren und Mahnungen ihres Seelenhirten verachtet, den Kirchenbesuch und Genuß der heiligen Gnadenmittel seit zwei Jahren verschmäht und nur Tod und ewige Verdammniß im Höllenpfuhl zu erwarten habe, wenn sie nicht ihre Missethaten mit unzähligen Thränen besenfzen werde. Schließlich verweigerte er dem Kinde das christliche Begräbniß, wenn nicht die Mutter am Sonntage an der Kirchenthür kniend öffentliche Buße thue vor jedermann und zur weitern Strafe ihrer Sünden die doppelten Gebühren für das Begräbniß bezahle.

Bebend und von der furchtbaren Last der schweren Schuld gedrückt stand das Kobermüschel da. Unaufhaltsam strömten die Thränen. Sie wollte um Gnade flehen und konnte nicht sprechen. Jeder

Athemzug der gequälten Brust war ein krampfhaftes Stöhnen. Sie wollte niederfallen und um Vergebung ihrer Todesschuld flehen, und konnte in der Erstarrung nicht das Knie beugen. Sie konnte nur die Hände ineinander und gegen die Brust pressen und mit flehenden Blicken und lautlosen, bebenden Lippen auf den harten Diener des göttlichen Wortes und Verkündiger der göttlichen Gnadenverheißung blicken, welcher mit kaltem Blicke auf das Mädchen herabschaute und am Schlusse seiner donnernden Rede sich seitwärts wandte und den Pfeifenkopf ruhig über dem Spucknapf ausklopfte.

„Ehrwördicken! Ehrwördicken!“ tönte draußen vor der Thür die schrille Stimme der Pfarrerin. „Stoppe nich! Die Speigeleier sinn farrig!“

„Gehe in dich, Sünderin, und kehre wieder, wenn du bußfertig geworden bist.“ Mit diesen Worten schob der Pfarrer das Mädchen zur Stubenthür hinaus, zog den Thürdrücker aus, steckte ihn von außen wieder in das Schloß und trat zu seiner Frau, um ihr behülflich zu sein, den angeschnittenen Schinken zur Aufbewahrung behutsam in ein großes Leinentuch zu hüllen.

Fast besinnungslos, der Vernichtung nahe, tau-

melte das unbarmherzig verdammte, verstoßene Kobermüschel aus der Pfarre. Sie schwankte über den Kirchhof hin, bei den stillen Gräbern vorüber, und fand sich plötzlich allein mitten in der Kirche. Sie sah um sich wie aus einem Traum erwachend. Sie wußte nicht, wie sie hierher gerathen war. Ihr Blick fiel auf den Altar, auf den gekreuzigten Heiland, der aus Liebe den bittern Kreuzestod erlitten hatte und mit den ausgebreiteten Armen die ganze Welt, die Gerechten und die Sünder, zu umfassen schien. Auf dem Altar lag die heilige Schrift aufgeschlagen und um diese herum einige Todtenkränze, die von der Hand des Pfarrers geweiht werden sollten, ehe sie auf die Gräber gelegt würden, und mitten auf der rothen Altardecke stand mit goldenen Buchstaben: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Starr heftete sie den Blick auf den Heiland. Hier hatte sie vor zwei Jahren zum ersten mal das heilige Gnadenmahl genossen. Hier hatte sie so lange keine Einkehr gehalten. War sie dem Erlöser fremd geworden? Durfte sie nahen? Sie ging einige Schritte vor, langsam, schüchtern auf den Erlöser blickend wie mit der bittenden Frage, ob

sie, die Mühselige, schwer Beladene und Verstoßene, denn kommen dürfe?

Sie stand wieder. Sie ging wieder. Da stürzte sie vor den Stufen des Altars nieder und drückte das brennende Angesicht fest gegen die kalten Steine. Und diese Steine schienen Erbarmen zu haben und kühlten die heißen Wangen der im zerknirschten Gebet Daniedergeworfenen.

Ihr ward wohler, freier, sie wagte schüchtern das Angesicht zu erheben. Da stand es ja und strahlte mit allmächtiger Gewalt in ihr Herz hinein: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Sie glitt auf den Knien vor, die Altarstufen hinauf, lehnte das Gesicht gegen den Fuß des Altars, ergriff die Decke, küßte sie und barg das Antlitz darin im stillen, langen, inbrünstigen Gebet.

Unbeweglich lag sie so. Die Empfindung der Gnade, die über sie gekommen war, durchzog ihr ganzes Gemüth in seligem Schauder. Sie hatte den Glauben an Gnade und hatte Gnade. Da fühlte sie eine leichte Berührung auf ihrem Haupte. Sie richtete sich auf und griff von ihrem Haupte einen Todtenkranz, der von der Bewegung der Altardecke herabgefallen war. Sie drückte das Gnadenzeichen

an die Brust, weihte es mit einem langen Kuß für ihr Kind, blickte mit freudiger, inbrünstiger Liebe noch einmal hinauf zum erbarmenden Heiland und ging, der Sünde ledig und reich an Vergebung, muthigen Schrittes zur Kirche hinaus.

Sie wollte jetzt in die Heide zurückkehren. Sie wollte ihrem Kinde den Kranz auf die Brust legen und es dann daheim im Garten begraben. Das junge Mutterherz glaubte reichern Segen über den Grabhügel spenden zu können, als der Pfarrer das vermochte. Sie ging am letzten, einsam gelegenen Hause des Tischlers vorüber. Die Tochter des Tischlers rief sie an. Der Vater hatte unlängst Arbeiten in die Mechulle geliefert. Sie folgte dem Rufe und trat in das Haus. Der Flur war zugleich die Werkstätte des armen Tischlers. Sogleich beim Eintritt erblickte das Auge, wonach das Herz sich sehnte: ein kleiner Sarg und darüber ein kleines schwarzes Kreuz stand auf der Hobelbank. Mit Hast verlangte sie beides. Der verwunderte Tischler erfuhr mit seiner theilnehmenden Tochter den Verlust des Kobermüschels in der verwichenen Nacht und die Behandlung, die es soeben beim hartherzigen Seelsorger erfahren hatte. Beide Zuhörer

schenkten der bewegten Erzählerin tiefes Mitleid und erquickten den Gast, der nach langen Stunden tiefer Erschütterung hier zuerst wieder Trost, Labung und Erholung fand, mit einem Morgentrunk. Auch sie hatten schon die ganze Härte des Seelsorgers erfahren. Als erster Vorsteher der Armenverwaltung hatte er vor einem halben Jahre dem am gastrischen Fieber bedenklich daniederliegenden Tischler, der seine zahlreiche Familie nur mit großer Mühe und angestrengter Arbeit durchbringen konnte, jede Unterstützung, sogar auch die Hülfe des Districtsarmenarztes versagt, da der Tischler noch nicht „recht arm" sei. Der Familienvater hätte verkümmern müssen, wenn nicht die ältere Tochter sich an den wegen seiner Geschicklichkeit und wunderbaren Curen weit und breit berühmten und auch im Dorfe unter dem Namen des „alten Tammers" bekannten Scharfrichter in der Heide gewandt, und wenn dieser nicht mit unermüdlichem Eifer und wahrhaft christlicher Menschenliebe sich des kranken Vaters angenommen und ihn wiederhergestellt hätte, sodaß dieser schon seit vier Wochen im Stande war, seine Arbeit wieder aufzunehmen. Auch hatte eine junge, schöne Dame, welche schon einigemal mit ihrem Reitknecht durch

das Dorf geritten und zufällig von der Lage des Tischlers unterrichtet worden war, die Familie auf das großmüthigste und freigebigste unterstützt. Nie hatte es der Tochter gelingen können, Namen und Herkunft der auch im Dorfe unbekannten Dame zu ermitteln, und selbst die heimlichen Nachfragen bei dem Reitknecht waren erfolglos geblieben.

Aufmerksam horchte das Kobermüschel auf. Die freundliche Aufnahme und Erquickung hatte ihr wohlgethan. Sie konnte nun auch an den verwundeten Mann in der Torfhütte auf der Heide denken, an den sie in Gegenwart des strengen Seelsorgers keinen Gedanken hatte aufkommen lassen. Sie wollte die Hülfe des auch ihr wohlbekannten alten Tammer für den Verwundeten in Anspruch nehmen. Sie vertraute jetzt auch dem Tischler und seiner Tochter die nächtliche Begegnung mit dem Verwundeten an, wobei sie jedoch vorsichtig den Antheil des Tammerfriedel verschwieg. Vater und Tochter riethen ihr, unbedingt dem Tammer sich anzuvertrauen, und erboten sich sogar selbst zur Aufnahme des Kranken, um ihn insgeheim bis zu seiner Wiederherstellung zu verpflegen. Das Kobermüschel wich jedoch aus Besorgniß vor einer Entdeckung dem An-

erbieten aus, indem sie erklärte, sie müsse vor allem erst den Tammer selbst sprechen und sich über den Zustand des Verwundeten sowie über die muthmaßliche Dauer seiner Wiederherstellung unterrichten lassen. Doch verabredete sie auf heute Nachmittag eine Zusammenkunft mit des Tischlers Tochter am Erlenteiche zwischen dem Moor und dem Dorfe, um die nähern Maßregeln zu treffen. Sie wurde unruhig, da bei dem Zustande, in welchem der Kranke in der Torfhütte sich befunden hatte, ungesäumte Hülfe nothwendig schien.

Von diesem Gedanken getrieben und durch die ihr von der Tischlerfamilie verabreichte Erquickung, am meisten aber durch die ihr bewiesene Theilnahme gestärkt und ermuthigt, rüstete sich das Kobermüschel zum Abschied, trat aus der Wohnstube auf den Hausflur, nahm den kleinen Sarg unter einen Arm, das Kreuz unter den andern Arm und wollte sich so verabschieden, als Pferdegetrappel vor der Thür hörbar wurde. Ein Reitknecht sprang vom Pferde, hielt die Zügel eines zweiten Pferdes, von welchem eine stattliche junge Dame im schmucken Reitkleide herabsprang, in die offen stehende Thür trat und vom Tischler und dessen Tochter mit Ehrerbietung und

unverhohlener Freude als die unbekannte Wohlthäterin begrüßt wurde. Mit herzgewinnender Freundlichkeit erkundigte sich die Fremde noch in der Thür nach dem Befinden der Familie und war im Begriff, der Einladung ins Zimmer zu folgen, als ihr Auge auf das Kobermüschel fiel, welches mit Sarg und Kreuz unter den Armen regungslos in der Mitte der Hausflur stand und den demuthsvollen Blick mit fast flehendem Ausdruck auf die Angekommene richtete. Der Anblick des bleichen jungen Mädchens mit den Attributen des Todes wirkte ebenso überraschend und tief auf die Dame, wie der Anblick der schönen, blühenden Reiterin auf das bleiche Mädchen, welches augenblicklich in der Kommenden das Fräulein Anna Grundmann, die Tochter des reichen Grundbesitzers von der andern Seite der Heide erkannt hatte. Schweigend und ernst hefteten beide mehrere Secunden lang die Blicke aufeinander, dann trat die Reiterin in die Wohnstube, während das Kobermüschel mit einem tiefen Seufzer zur Thür hinausging und den Weg zur Heide einschlug.

Das Wetter hatte sich während des Aufenthalts bei der Tischlerfamilie verändert. Die Sonne hatte

die feuchtkalten Nebelschichten auseinandergetrieben und schien hell und freundlich über die Heide. Auch in der Seele des Kobermüschels ward es klar und ruhig. Sie entschloß sich, zunächst nach dem Verwundeten zu sehen, und wenn er sich besser befände, als sie ihn verlassen hatte, zur Mechulle zu gehen und dort ihr Kind im Garten zu begraben, dann den alten Tammer um seinen Beistand für den Verwundeten zu bitten und darauf mit der Tischlertochter um vier Uhr nachmittags am Erlenteich zusammenzutreffen, um wegen der Unterbringung des Verwundeten das Nöthige anzuordnen.

Sie war schon beinahe eine Stunde gegangen, als sie an die Stelle gelangte, wo sie vom Fahrwege links nach den Torfgruben ablenken mußte. Der Anblick des Sarges hätte den Kranken erschrecken können. Sie entschloß sich, Sarg und Kreuz bis zu ihrer Rückkehr unter einem Büschel Heidekraut zu verbergen. Den Todtenkranz hatte sie schon in den Sarg gelegt.

Sie hatte soeben die traurigen Attribute des Todes unter das Heidekraut versteckt und blieb in Trauer versunken, wie wenn sie schon wirklich ihr Kind bestattet hätte, und mit gefaltenen Händen am

Wege stehen, als Hufschlag in ihrer Nähe ertönte. Sie blickte auf. Anna Grundmann hielt vor ihr zu Pferde. Die schöne Reiterin war ihr nachgeeilt. Schon vor einem Jahre, als die Heide noch nicht so unsicher war als jetzt, hatte sich die kühne Reiterin allein in die Heide gewagt, hatte sich verirrt und war mitten in der Einöde dem Kobermüschel begegnet und von diesem auf den rechten Weg geführt worden. Sie hatte bei dieser Gelegenheit in dem Kinde hellen Verstand und einen unverkennbaren Zug von Herzensgüte bemerkt, hatte ihre Herkunft und schlimme Umgebung erforscht und, die Gefahren derselben erkennend, dem überraschten Mädchen angetragen, in ihre Dienste zu treten. Freudig hatte das Kobermüschel zugesagt, hatte aber bei dem Kober und ihrer Mutter entschiedenen Widerstand gefunden und sogar der Gönnerin die abschlägige Antwort der Ihrigen selbst bringen müssen. Die Weise, in welcher sie das that, hatte dem gütigen und liebevollen Mädchen noch mehr Theilnahme für das Kind abgewonnen, das auch seinerseits mit Thränen aus der wohlthuenden und prächtigen Umgebung der jungen Gönnerin schied und mit stillem Schauder zu der düstern, unheimlichen Stätte zu

rückkehrte, wo sie zuerst das Licht der Welt erblickt hatte und in Sünde und Elend zu Grunde gehen sollte.

Anna Grundmann war sogleich beim Eintritt in des Tischlers Haus vom Kobermüschel erkannt worden. Auch der befremdete Blick der stutzenden Reiterin war dem Kobermüschel nicht entgangen. Sie fühlte sich verachtet, verstoßen von der, welcher sie die treueste Liebe und Verehrung bewahrt und welche sich jetzt so ernst und kalt von ihr gewandt hatte. Darum entrang sich der Brust jener schwere Seufzer, und darum war das Mädchen so gedankenvoll und traurig in die Heide geschritten.

Das blasse Gesicht des Kobermüschel mit den gramerfüllten Zügen war Anna Grundmann zwar bekannt erschienen, doch konnte sie sich des Mädchens nicht sogleich deutlich erinnern. Die Bürde des Kobermüschel war ihr in dem ersten überraschenden Anblick zu ernst und schaurig gewesen und darum hatte sie sich abgewandt. Aber ihre erste Frage in dem Wohnzimmer des Tischlers war nach dem Mädchen gewesen, und als ihr nun die mitleidsvolle Tochter das traurige Schicksal des Mädchens und seine elende Umgebung schilderte, in der es habe

untergehen müssen, da erwachte die Erinnerung in Anna Grundmann mit ganzer Lebendigkeit. Sie entschloß sich, von neuem des Mädchens sich anzunehmen, zumal sie von der Verhaftung des Kobers hörte, welcher schon vor einem Jahre ihren Vorsatz vereitelt hatte. Sie durfte mit Bestimmtheit auf die Einwilligung ihrer eigenen Aeltern rechnen. Diese wußten, daß alles, was ihre Tochter that, mit ebenso vieler Klarheit wie mit reiner Herzensgüte gethan ward, und aus diesem Grunde gewährten sie der sinnigen Jungfrau viel mehr, als sie dem einzigen Kinde hätten gewähren mögen.

Anna Grundmann befand sich heute in einer eigenthümlichen Stimmung. Sie hatte unruhig geschlafen; doch fühlte sie sich keineswegs krank. Der gewöhnliche traute Morgengruß der Aeltern machte sie aber heute verlegen. Sie beobachtete die Aeltern, ob diese ihr etwa die Verlegenheit abmerkten, und ward dadurch noch verlegener, sodaß sie endlich der Aeltern stille Aufmerksamkeit erregte. Jetzt mußte sie ins Freie. Sie fühlte sich glücklich und wollte doch dazu noch ein Glück suchen, welches sie noch nicht besaß. Sie wollte zu ihrer Tischlerfamilie, um durch deren Anblick sich eines Glückes bewußt zu werden.

Sie sprengte durch die Heide zum Tischler und war jetzt wieder von diesem dem unglücklichen Mädchen so rastlos nachgeeilt, daß der Reitknecht auf seinem schweren Pferde dem flüchtigen Renner nicht nachzufolgen vermochte.

Sie parirte das schnaubende, feurige Thier, als sie herangekommen war. Der Anblick des in Trauer versunkenen Mädchens hatte sie schon von der Ferne her ergriffen. Die Begrüßung war überaus innig und herzlich. Mit der gewinnendsten Güte und Liebenswürdigkeit bat sie das Mädchen um Verzeihung, daß sie nicht sofort ihrer sich erinnert habe, und wiederholte das schon vor einem Jahre gemachte Anerbieten so dringlich und überzeugend als unumgängliche Nothwendigkeit, und beschied das Mädchen so sicher und bestimmt zu sich, daß sie aus den Mienen und Geberden der sprachlos Dastehenden die volle Zustimmung erkannte, und ehe noch das tiefbewegte Mädchen dankend die Hände gegen sie erheben und ein Wort sagen konnte, mit dem herannahenden Reitknechte davonsprengte.

Das Mädchen streckte ihr die Hände nach und hob sie dann wie eine Verklärte gen Himmel. Ihrer Sünde, ihrer Schande war mit keinem Worte

gedacht. Ihr war vergeben. Ein neues Leben sollte beginnen, und der Grabhügel ihres Kindes sollte der Markstein ihres bisherigen Sündenlebens sein. Sie raffte sich auf und schlug den Weg zum Torfmoor ein.

Düster ragten die schwarzen Torfpyramiden und mitten zwischen ihnen die Torfhütte aus der braunen Heide heraus. Aber die Sonne schien hell und freundlich auf die Wasserflächen der Gruben und Sümpfe in der Nähe und spiegelte sich wider in ihnen. Alles war still und sicher. Denn auf dem nahen Sumpfe schnürte ein Flug wilder Enten spielend umher, und der einzige Laut, welcher sich auf der ganzen weiten Fläche hörbar machte, war der tiefe heisere Ton des Enterichs, der mit nickendem Kopfe seinem Fluge voranschwamm und nicht ahnte, daß ein Fuchs mit vorgestrecktem Kopfe und gespitzten Lauschern, die Seher begierig auf ihn gerichtet, hinter der nahen Binsenkaupe auf ihn lauerte. Bei Annäherung des Kobermüschels windete und äugte der Enterich und mit lautem Quaken erhob sich der Flug schwerfällig und mit pfeifendem Flügelschlage in die Luft, während der Fuchs verdrießlich mit gesenkter Standarte davontrollte.

Bei der Annäherung an die Oeffnung der Torfhütte fand das Kobermüschel den treuen Hund noch an derselben Stelle liegen, den Kopf nach dem Eingange gerichtet, wie sie ihn vor einigen Stunden verlassen hatte. Das edle Thier winselte leise beim Anblick seiner Herrin und wedelte mit dem langen, buschigen Schweife, um seine Freude über ihre Ankunft auszudrücken. Dann wandte es den Kopf rückwärts zum Kranken hin, als wolle es andeuten, daß es seine Schuldigkeit gethan habe, und aufmerksam darauf machen, daß der Kranke nicht beunruhigt werden dürfe.

Das Kobermüschel trat an das Lager des Kranken, fuhr aber erschrocken zurück, als sie das sonst so bleiche Gesicht geröthet und die Augen starr und weit geöffnet fand. Der Athem ging in fliegender Hast und die Brust röchelte bei jedem Athemzuge. Sie redete ihn freundlich an; er schien sie nicht zu hören und wandte nicht einmal den Blick zu ihr. Der Kranke lag im heftigen Fieber. Angst und Grauen überfiel sie. Sie mußte sofort zum alten Tammer. Sie trat aus der Hütte und gebot dem Hunde abermals bei dem Kranken zu bleiben. Das Thier gehorsamte, wimmerte aber lauter als zuvor

über die abermalige Trennung und blickte seiner Herrin traurig nach.

Trotz der vielen körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche das Mädchen heute erlitten hatte, eilte es doch geflügelten Schrittes auf dem kaum erkennbaren Fußsteige quer über die Heide neben der letzten Wohnung der Colonie vorbei zur seitwärts gelegenen einsamen Wohnung des alten Tammers und erreichte diese schon nach einer guten halben Stunde. Sie klopfte an die Hausthür, welche nach wenigen Augenblicken von der Haushälterin geöffnet wurde. Sie war der letztern wohlbekannt, da sie häufige Aufträge in der Stadt für sie ausgerichtet und dabei ebenso viel Gefälligkeit wie Umsicht bewiesen hatte. Ohne weiteres wurde sie daher in das kleine Empfangzimmer des alten Tammers gelassen.

Ungeachtet der dringenden Eile mußte das Kobermüschel doch eine Zeit lang in der Mitte des kleinen Zimmers stehen bleiben. Die Thür nach dem Arbeitszimmer stand halb angelehnt und gewährte dem Mädchen den freien Anblick des alten Mannes, welcher an seinem Arbeitstische beschäftigt saß.

In der That konnte dieser Anblick jedem Maler zu einer künstlerischen Studie dienen. Der alte Tammer, mit dem herrlichen plastischen Kopf, den edeln Gesichtszügen, dem dichten weißen Haar und langem wallendem Bart saß im saubern schwarzsammtenen Rocke mit weiten Aermeln am Tische und hatte das schöne große Auge auf die kleine hörnerne Wagschale gerichtet, welche er in der gestützten linken Hand über dem Tische hielt, während die rechte Hand mit einem kleinen elfenbeinernen Löffel ein feines Pulver in die Schale schüttete. Im Kamin brannte eine Spirituslampe unter einem kleinen Blechgefäß. Die blaue, zuckende Flamme im Rücken des Tammer warf ein schwaches, eigenthümlich blinkendes Licht auf die dunkle Sammtkleidung und ließ die Contouren derselben in feinen, scharfen und hellen Linien hervortreten. Die bis an die Zimmerdecke mit Büchern und seltsamen Geräthen besetzten Börter gaben dem Bilde einen Hintergrund, der in seiner seltsamen Eigenthümlichkeit doch ganz zusammenpaßte mit der Hauptfigur in der Mitte des Zimmers.

Nach einer kurzen Weile stand der Tammer auf, nahm das Gefäß von der Lampe, goß den Inhalt

in eine Medicinflasche, schüttete das Pulver aus der Wagschale hinzu, rüttelte das Ganze durcheinander und stellte die Flasche zur Abkühlung auf den Rand des Kamins.

Beim Umwenden nach dem Arbeitstisch sah er durch die geöffnete Thür des Vorzimmers das Kobermüschel stehen, heftete das große, ernste Auge fragend auf das Mädchen, welches befangen einen Schritt vorwärts that, winkte zurück, trat in das Vorzimmer, lehnte die Thür hinter sich zu und fragte mit tiefer, wohlklingender Stimme nach dem Begehren des Mädchens.

In kurzen Zügen erzählte das Kobermüschel, wie sie heute morgen noch vor Tagesgrauen in der Heide auf dem Wege nach Erikenau einen schwerverwundeten Mann gefunden und vorläufig in einer Torfhütte im Moor untergebracht, bei der jetzigen Rückkehr den Mann aber viel kränker und in starkem Fieber gefunden habe und deshalb sofort hierher geeilt sei, um des Tammer Barmherzigkeit und ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Der Tammer richtete das Auge mit ernstem Ausdruck auf das bittende Mädchen vor ihm und

erwiderte mit feierlichem, recitirendem Tone: „Es steht geschrieben: «Wer einen Kranken in seinem Hause hat, der gehe zu einem weisen Manne, daß er die Barmherzigkeit Gottes für ihn anflehe, weil gesagt ist, des Königs Zorn ist ein Vorbote des Todes, aber ein weiser Mann wird ihn versöhnen.»“

Mit diesen Worten schritt er in sein Zimmer zurück, trat nach einigen Minuten wieder ein in einem langen, bis dicht unter dem Hals zugeknöpften schwarzen Rock und mit einem niedrigen, breitkrämpigen, schwarzen Hut auf dem Kopfe, steckte ein Verbandzeug und einige Medicamente zu sich, winkte dem harrenden Kobermüschel, ihm zu folgen, und schritt zum Hause hinaus.

Mit rüstigem Schritte und in gerader, fester Haltung schlug der mit allen Wegen der Heide genau bekannte Tammer die Richtung zum Torfmoor ein, ohne ein Wort mit seiner Begleiterin zu sprechen, welche seinem raschen Gange kaum zu folgen vermochte und sein Stillschweigen nicht zu unterbrechen wagte. In einer halben Stunde hatten sie das Moor und die Torfhütte erreicht. Beim Herankommen der fremden Erscheinung ließ der

treue Hund ein tiefes drohendes Murren ertönen, wurde aber sofort von seiner Herrin zur Ruhe gewiesen und aus der Hütte gerufen. Das Kobermüschel blieb vor dem Eingang stehen. Der Tammer schritt in gebückter Stellung in die Hütte, trat zur Seite des Verwundeten und neigte sich über ihn, um seinen Zustand zu untersuchen.

Der Anblick des Kranken schien auf den Tammer einen furchtbaren Eindruck zu machen. Der prüfende ärztliche Blick verwandelte sich in entsetztes Hinstarren. Das Auge blieb wie gebannt auf dem fiebergerötheten Gesicht des Liegenden haften, während der Körper des Greises, als ob er mühsam mit einer krampfhaften Lähmung ringe, sich langsam aufrichtete und mit tiefem, langem Stöhnen sich gegen das düstere Dach der Hütte lehnte. Wie angewurzelt blieben die Füße auf dem Erdboden haften, während die Schultern sich so gewaltig gegen das Dach stemmten, daß dieses sich bog, und einzelne Torfstücke mit dem Hute des Tammers zur Erde niederfielen.

Ueberrascht und erschrocken blickte das Kobermüschel auf den Tammer, welcher regungslos mit weitgebreiteten Armen gegen das Dach lehnte und

mit den tastenden Händen krampfhaft umhergriff, als suche er einen festen Halt. Sein langes Stöhnen war so herzzerreißend, daß sogar der Hund ein leises, klagendes Heulen ertönen ließ, wie wenn er den nahenden Tod verkünden wolle, welchem mindestens einer der beiden Männer in der Hütte verfallen zu sein schien.

Das Mädchen sammelte sich zuerst und bat den Tammer mit ängstlicher Hast, dem Kranken Beistand zu leisten, der von edler Herkunft sei und seinen Retter reichlich belohnen werde. Erstaunt blickte sie auf den Tammer, als dieser bei ihrer Rede zusammenfuhr und mit dem Ausdruck des wildesten Schmerzes in die Worte ausbrach: „Hamakom merachem!“ [1]) dann sich mit dem Gesicht auf die Erde warf und aus tiefer Brust stöhnte: „Oi lanu ki chatanu!“ [2])

Im tiefen Schmerz versunken blieb der Tammer unbeweglich in dieser Lage. Nur das krampfhafte Stöhnen seiner Brust, welches schaurig mit dem Stöhnen des bewußtlosen Verwundeten auf dem Lager zusammenklang, war das einzige Lebens-

---

[1]) Gott erbarme sich!

[2]) Wehe, daß wir so gesündigt haben!

zeichen, welches er von sich gab. Voll der schmerzlichsten Theilnahme und Verwunderung nahte sich das Kobermüschel dem unbeweglich daliegenden alten Manne und sagte mit stillem, feierlichem Ernste „Tammer, ich habe einen Kranken im Hause und kam zu einem weisen Manne, daß er Gottes Barmherzigkeit anflehe."

Heftig erhob der Tammer das Haupt, starrte das Mädchen an, wie wenn er aus einem schweren Traume erwache, wandte langsam den Kopf seitwärts nach dem Kranken, zuckte wieder zusammen und raffte sich dann gewaltsam auf. Er fühlte den Puls des Kranken, legte die Wunde bloß, untersuchte sie mit der Sonde, reinigte die Umgebung vom Blute und legte mit geübter fertiger Hand einen kunstmäßigen Verband an. Dann flößte er dem Kranken eine beruhigende Medicin ein, deckte ihn mit des Mädchens wollenem Tuche zu, setzte den Hut auf den Kopf und schritt lautlos aus der Hütte ins Freie. Erst nach einer halben Stunde kehrte er zurück, während das Mädchen in ängstlicher Erwartung Wache bei dem Kranken hielt.

War das Kobermüschel schon vorher im hohen

Grade erstaunt gewesen über den Eindruck, den der Anblick des Kranken auf den Tammer gemacht hatte, so war es jetzt beinahe noch mehr überrascht, als der Tammer bei seiner Zurückkunft ihm mit der ganzen Besonnenheit und Ruhe des Arztes erklärte, daß der Verwundete schwer krank sei und der unausgesetzten ärztlichen Aufsicht und Pflege bedürfe, daß er daher entschlossen sei, denselben in seine eigene Wohnung aufzunehmen. Freudig erwiderte das Mädchen, daß die Unterbringung des Kranken schon heute früh mit dem Tischler zu Erikenau zur Sprache gekommen sei, daß die Tochter in einer Viertelstunde am Erlenteich mit ihr zusammentreffen werde, und daß der Transport sich mit Hülfe des Tischlers leicht und unbemerkbar auf einer Bahre werde bewerkstelligen lassen, zumal es bis zur Herbeischaffung der Transportmittel schon dunkel geworden sein werde.

Nach dieser Mittheilung, welche dem Tammer sehr willkommen zu sein schien, machte sich das Kobermüschel auf und ließ den Tammer allein mit dem Kranken. Diesmal durfte der Hund sie begleiten. Am Erlenteich harrte schon die Tochter des Tischlers. Diese hatte schon heute morgen von Anna Grundmann erfahren, welche Absichten sie mit

dem Kobermüschel habe, und war ungeduldig in die Heide geeilt, um der Freundin ihre Glückwünsche auszusprechen. Die Begegnung konnte nur von kurzer Dauer sein, da die Zeit drängte. Es wurde das Nöthige verabredet. Die hocherfreute Tischlerstochter verhieß heute Abend um sechs Uhr in Begleitung ihres Vaters mit dem Nöthigen bei der Torfhütte zu erscheinen.

Kaum hatte das Kobermüschel auf dem Rückwege die Hütte wieder erreicht und dem Tammer Mittheilung von der getroffenen Verabredung gemacht, so sank das nun aber auch gänzlich erschöpfte Mädchen zu Füßen des Kranken nieder und verfiel sofort in tiefen Schlaf. Der alte Tammer blickte noch einmal auf den Kranken und nahm dann seinen Sitz auf dem Erdboden zur Seite des Lagers ein. Nur der Hund wachte am Eingang der Hütte.

So hell und freundlich das Wetter auch am Tage gewesen war, so schien es doch wieder trübe werden zu wollen. Wenigstens drang gegen den Einbruch der Dämmerung eine dichte weiße Nebelschicht überall aus dem Erdboden und bedeckte die

ganze Fläche so tief, daß nur die höhern Heidekrautbüschel, Stauden und einzelnen Bäume allein herausragten und auf der weißen Fläche zu schweben schienen. Als es schon etwas dunkel geworden war, spitzte der aufmerksame Hund plötzlich die Ohren und ließ ein anfangs leises, dann aber immer stärker zunehmendes Murren hören, sodaß der alte Tammer sich aufrichtete und lauschend aus der Hütte trat. Er sah, wie in einer Entfernung von etwa funfzig Schritten eine dunkle Gestalt aus dem Nebel hervortrat, dann aber, vermuthlich durch den Anblick des menschlichen Wesens vor der Hütte oder durch das Murren des Hundes bewogen, rasch umkehrte und im Nebel verschwand. Er kehrte beruhigt in die Hütte und an das Lager des Kranken zurück. Auch der Hund, welcher indessen häufig nach seiner schlafenden Herrin geblickt hatte, als erwarte er ihren Befehl zum Angriff auf die fremde Erscheinung, beruhigte sich und legte den Kopf wieder auf die vorgestreckten Füße.

Der Abend war nun ganz hereingebrochen und hatte die ganze Gegend in Dunkel gehüllt. Der Hund wurde jetzt wieder unruhig und schlug sogar an. Das Kobermüschel erwachte, sprang auf, be-

ruhigte den Hund und trat vor die Hütte. Diesmal war es der Tischler mit seiner Tochter. Sie hatten eine bequem eingerichtete Tragbahre, Kissen und Decken mitgebracht. Der noch immer bewußtlose, aber ersichtlich weniger fiebernde Kranke wurde behutsam auf die Tragbahre gelegt und eingehüllt. Der Tammer ließ sich nicht abweisen, mit dem Tischler die Bahre zu tragen. Der Zug ging still und langsam durch die Heide, voran der Tischler, hinten der Tammer, damit er den Kranken beständig im Auge habe. An den Seiten gingen die Mädchen; neben dem Kobermüschel der treue, schützende Hund.

Zwei Stunden bedurfte es, ehe der ernste, stille Zug die Wohnung des Tammers erreichte. Oft hatte der von seiner schweren Krankheit noch nicht lange wiederhergestellte Tischler Rast halten müssen, wogegen der alte Tammer jede Ablösung ablehnte, welche doch sein Alter zu erfordern schien. Sichtlich that auch ihm die mehrfache Rast wohl, obgleich ihm auch wieder die Unruhe des Hundes einige Sorge zu machen schien, da dieser sich mehreremal aufmerksam und murrend zurückwandte. Der Tammer erinnerte sich der Gestalt, welche offenbar die Hütte

im Moor hatte besuchen wollen. Er hielt seine Wahrnehmung geheim. Doch konnte er nicht unterlassen, bei dem wiederholten Murren des Hundes zurückzublicken, ohne daß er jedoch irgendetwas Verdächtiges hätte wahrnehmen können. Auch dem Kobermüschel fiel die Unruhe des Hundes auf. Namentlich war dieselbe groß, als der Fahrweg in unmittelbarer Nähe des verborgenen Sarges und Kreuzes überschritten wurde. Doch glaubte das Kobermüschel, daß gerade diese Gegenstände den äußerst fein spürenden Hund in Unruhe gesetzt hätten, und blieb darum vor jeder andern Gefahr unbesorgt.

In der Wohnung des Tammers wurde der Kranke die Treppe hinaufgetragen und in die Erkerstube untergebracht. Nachdem die nöthige Einrichtung getroffen und der Tischler nebst seiner Tochter und dem Kobermüschel mit einem sehr feinen, seltsam stärkenden Trunke und kräftigen Imbiß vom Tammer versehen war, rüsteten sich alle drei zum Rückwege nach Erikenau, wo das seit langen Stunden so übermäßig angestrengte und der Ruhe im höchsten Grade bedürftige Kobermüschel bei der Tochter des Tischlers übernachten sollte. Sie verabschie-

deten sich von dem Tammer, empfahlen den Kranken seiner Pflege und Güte und brachen muthig auf, um unter Geleit des mächtigen und zuverlässigen Hundes den nächtlichen Weg über die einsame Heide nach Erikenau zurückzulegen.

XII.

Der Assessor Müller war erst gegen zehn Uhr mit dem Commissar Enders von Wiesenau zur Residenz zurückgekehrt. Von dem Reiter, welcher auf dem Pferde des Mechullekobers bei dem Bruche vorbei über die Heide geflohen war, hatte sich keine Spur in Wiesenau gefunden. Der Polizeirath in Wiesenau hatte allerdings seinen Verdacht geäußert, daß der Kaufmann Jakob Nosse in der Prinzenstraße mit dem Gaunergesindel der Umgegend in Verbindung stehe und ein gefährlicher Schärfenspieler[1]) sei. Doch hatten alle sofort nach Ankunft des Assessors begonnenen Nachforschungen keinen Erfolg gehabt. Verstimmt war daher der Assessor zur Residenz zurückgekehrt. Beim Eintritt in seine

[1]) Diebshehler.

Wohnung überraschte ihn die Abschiedskarte des Grafen Vény nur insofern, als des Commissars Enders Vermuthung sich als richtig erwies, welcher gestern Abend auf der Fahrt mit dem Kellner Schnuppe im Coupé dritter Klasse den Grafen Vény in demselben Coupé erkannt haben wollte. Entrüstet ward er aber durch den Rapport über den Kellner Schnuppe, den man unmittelbar aus dem Polizeigebäude selbst und aus den Händen des Nachtpostens hatte entkommen lassen, sowie über die Brutalität, womit der redliche Arbeiter Berner mit seiner Tochter und der unbekannten Fremden behandelt worden war. Der Oberlieutenant Roß hatte ihm eine ausführliche schriftliche Mittheilung gemacht und mit sehr warmer Theilnahme sich für die unschuldig Verhafteten verwendet. So ermüdet der Assessor war, so machte er sich doch sofort zum Polizeigebäude auf, wo seine völlig unerwartete späte Erscheinung Bestürzung hervorrief. In der mit dem Arbeiter Berner und dessen Tochter angestellten Vernehmung überzeugte er sich selbst von der Schuldlosigkeit beider bezüglich der ihnen von den Beamten so plump zur Last gelegten Verbrechen. Er entließ beide und hatte auch dabei die hohe Freude,

den Vater mit der reuigen Tochter aussöhnen zu können. Der Constabler, welcher beide arretirt und den Vater so unmenschlich gemishandelt hatte, wurde vorläufig bis zum Ergebniß der weitern Disciplinaruntersuchung vom Dienste suspendirt, ebenso der Nachtposten, welcher den Kellner Schnuppe aus dem Bureau hatte entwischen lassen.

Nach der interessanten Schilderung, welche der Oberlieutenant Roß in seinem Schreiben von der unbekannten Dame entworfen hatte, war es des Assessors Absicht gewesen, gleich zuerst die Dame zu vernehmen. Diese hatte jedoch vom Wartezimmer aus darum bitten lassen, sich dem Assessor ohne Zeugen vorstellen zu dürfen. Der Assessor hatte keinen Grund, diese Bitte abzuschlagen. Er ward aber dadurch nur noch gespannter, zu erfahren, was ihm die Dame anzuvertrauen habe, die doch wol nur eine Glücksritterin sein mochte.

Er ließ den diensthabenden Constabler und sogar auch den Protokollführer abtreten und die Dame ins Zimmer bescheiden.

Die Dame trat ein. Sie war verschleiert. Sie schritt mit so unbefangenem, edelm Anstande an die Barrière und verneigte sich vor derselben mit so

würdevollem und graziösem Anstande, daß der überraschte Assessor sich erhob, eine Verbeugung machte und mit einiger Befangenheit nach den Befehlen der Dame fragte.

„Ich bin nur eine unglückliche Gefangene, welcher allein die demüthige Bitte vor ihrem Richter geziemt", erwiderte die Dame mit sanfter und wunderbar tief in die Seele des Assessors klingender Stimme.

Der Assessor fühlte, wie nothwendig es sei, der Fremden gegenüber die richtige Stellung einzunehmen. Er bot ihr einen Stuhl und setzte sich selbst nieder, wobei er, einigermaßen gesammelt, nach dem Namen der Fremden fragte.

„Das Unglück hat kein Recht, dieselbe Erinnerung zu fordern, welche dem Glück wie ein Recht unverweigert zutheil wird. Doch bewahrt sich der edle Mann auch diese Erinnerung, wenn er das Unglück achten gelernt hat, indem er ihm seine Theilnahme nicht versagte."

Bei diesen Worten schlug sie mit einer anmuthigen Bewegung des Arms den schwarzen Schleier zurück und zeigte die schönen Züge, welche schon den

Oberlieutenant zu einer so begeisterten Schilderung veranlaßt hatten.

Der Assessor sah eine Zeit lang verwundert auf die herrlichen blassen Züge. Dann rief er mit unaussprechlich wehmüthigem Tone: „Josepha! — Wie ist es möglich!“

Dabei drückte er beide Hände vor das Gesicht, als kämen ihm die schmerzlichsten Erinnerungen beim Anblick des anmuthigen Geschöpfes, welches vor ihm stand, auf derselben Stätte, auf welcher schon so viele hundert gemeine Verbrecher gestanden hatten.

„Ja, ich bin es, mein Freund, bin Josepha, die Unglückliche, Verstoßene, die in der ganzen Reihe von Jahren des Freundes nicht vergessen hat, welcher ihr seine Theilnahme schenkte und dessen Hülfe sie jetzt bedarf.“

„Josepha, das unseligste Geschick hat einen rohen Menschen verblendet, Sie ins Gefängniß zu führen. Sie sind selbstverständlich frei und werden die vollständigste Genugthuung erhalten.“

„Ich habe schon größeres Elend getragen als eine Haft von kaum vierundzwanzig Stunden. Auch wußte ich, daß Sie sich meiner annehmen würden, sobald Sie meine Gefangenschaft erfahren hätten.“

„Was kann ich für Sie thun? Wie kann ich Ihnen förderlich sein? Befehlen Sie über mich!“ rief der Assessor bewegt.

„Ich bitte nichts für mich, und doch alles für mich. Sie haben mein Elend kennen gelernt und mir die volle warme Theilnahme des edeln Freundes geschenkt. Von diesem Freund erflehe ich Beistand und Hülfe. Ich habe die Spur des Mannes gefunden, um den ich so namenlos unglücklich geworden bin. Er ist hier in der Residenz.“

„Josepha, Sie täuschen sich. Er ist über den Ocean geflohen und kämpft in den Reihen der nordamerikanischen Krieger. Wohl ihm, wohl Ihnen, wenn er gefallen wäre. Dann hätte am Stillstand eines sündigen Herzens ein edles Herz Ruhe gefunden, das nun schon seit Jahren ruhelos im unglücklichen Wahn nach dem sucht, der ihm verloren ist und verloren bleiben muß.“

„Sie irren, theuerer Freund. Sie kennen die Liebe des Weibes nicht. Solange die Welt steht, hat das Weib sich in der Liebe opfern müssen, weil das Weib nur Liebe und seine Liebe nur Opfer ist, sobald es sich der Liebe bewußt wurde. Ich wäre ihm in die Neue Welt gefolgt, wie ich ihm in jene

Welt folgen werde, wo Irrthum und Trennung aufhört. Ich habe ihn selbst vor drei Tagen hier gesehen, und — setzte sie mit fast tonloser, bebender Stimme hinzu — habe erfahren, daß er in Verbindung mit Verbrechern steht."

„O unglückselige Verblendung!" rief der Assessor. „Und selbst wenn Sie den Mann, der Ihr Herz gebrochen, der Sie schmachvoll betrogen, wirklich wiedergefunden hätten, wie müßten Sie vor dem schwindelnden Abgrund zurückschrecken, in welchen die Sünde den Verbrecher gestürzt hat und unrettbar gefangen hält!"

„Wer ist frei von Sünde und wer kann sagen, daß Noth und Elend, als sie zum Verbrechen führten, nicht schon Wirkungen von Ursachen waren? Ihr Männer des Rechts richtet nach euerm Rechte, daß auch ihr dereinst gerichtet werdet, und euere Gnade ist wie alle menschliche Verzeihung doch nur ein matter Schein vor dem ewigstrahlenden Lichte der göttlichen Gnade, welche wie das unermeßliche Himmelsgewölbe das ganze Weltall umspannt. Unter diesem Himmel kann die Liebe auch in den Abgrund hinabdringen und siegreich aus ihm wieder emporsteigen."

Der Assessor wagte nicht zu antworten und der Redenden in das vor Begeisterung leicht geröthete Angesicht und in das leuchtende Auge zu sehen. Er hatte schon vor Jahren die Gewalt und Unbeugsamkeit dieses weiblichen Geistes kennen gelernt und mit ängstlicher Sorge sich gesagt, daß dieser starke Geist die schöne schwache Hülle doch noch einst zerbrechen müsse.

Schwermüthig und voll der innigsten Theilnahme blickte er eine Zeit lang vor sich hin, strich mit der Hand über die Stirn und fragte dann wie aus einem Traume erwachend mit zerstreutem Tone: „Und unter welchem Namen, glauben Sie, hielte er sich hier auf?"

„Graf Vieny."

Wie vom Blitze getroffen fuhr der Assessor auf, daß der Lehnstuhl zurückrollte, und sank dann wieder in den Stuhl hinein.

„Graf Vieny?!" — Mehr war er nicht im Stande zu sprechen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: die vielfachen räthselhaften Beziehungen des Grafen von den höchsten bis zu den untern Kreisen; das Andringen des Gesindels in die Residenz; die frechen Diebstähle und Gaunereien

unter den Augen der Polizei selbst, im Hause des Ministers, sein gestriges Erlebniß im Bruche, die Stimme und Figur des Vermummten, welcher mit dem Wilddiebe dicht vor seinen Augen sich unterredet hatte und ihm so bekannt erschienen war — alles das durchwogte seine Brust. Und nun gab das schöne betrogene und doch noch immer so glühend heiß liebende Geschöpf selbst ihm den Schlüssel in die Hand zum furchtbaren Geheimniß, dessen Ergründung seine schwere Aufgabe und unerbittlich strenge Pflicht war. Sollte er mit der ihm offenbarten Wahrheit gleich zuerst den Grafen und mit ihm dies schöne Geschöpf vernichten, das früher ihm selbst so glühende Liebe und Bewunderung eingeflößt hatte und dessen rührende, unerschütterliche Treue ihn so tief bewegte?

Das konnte er nicht. Das durfte er nicht. Die Abschiedskarte des Grafen, welche er bei sich trug, war ihm eine unerwartete Hülfe. Er nahm sich mit aller Kraft zusammen und sagte so ruhig, als es ihm gelingen wollte: „Sie haben mich erschreckt, indem sie den Namen eines Mannes nannten, welcher in den höchsten Kreisen der Residenz sich bewegte und eine Zierde der guten Gesellschaft war. Sie

werden aber auch", setzte er behutsam zögernd und die Dame beobachtend hinzu, „ihn nicht mehr finden, da er bereits zum großen Bedauern aller, die den liebenswürdigen Mann kannten, abgereist ist."

Der Eindruck, den diese vorsichtig ausgesprochenen Worte auf die Dame machten, war ein ganz anderer, als der Assessor erwartet hatte. Wenn der ihm genau bekannte Graf Veeny der Gesuchte war, dessen Namen ihm Josepha damals nicht genannt hatte, so war es ihm selbst eine große Beruhigung, daß der Graf abgereist und dadurch der Untersuchung entgangen war. Wie viel mehr mußte die Beseitigung dieser ernsten Gefahr das Herz der Dame mit Freude erfüllen. Von der andern Seite mußte die Abreise eine neue schmerzliche Täuschung sein für das mit fast unbegreiflicher Treue an dem Geliebten hängende Geschöpf. Der Assessor wußte nicht, welches Gefühl das überwiegende sein würde bei der vor ihm befindlichen Dame, und deshalb war seine Rede zögernd und unsicher geworden.

Unverkennbar leuchtete aber die Freude aus den Augen der Dame. Sie war während der Rede des Assessors aufgestanden und mit einer anmuthigen Neigung des schlanken Halses, auf jedes seiner Worte

lauschend, an die Barrière getreten. Als der Assessor geendet hatte, trat sie wieder zurück und sagte mit sichtlicher Bemühung, ihre Bewegung zu unterdrücken und mit bebender Stimme: „Noch gestern war er in seinem Hotel.“

„Und gestern Abend“, sagte der Assessor, durch die Haltung der Dame sicherer gemacht, „ist der Graf abgereist.“

Dabei überreichte er aus seinem Taschenbuche die Abschiedskarte des Grafen, nicht ohne Besorgniß, daß die Gewißheit der Abreise doch noch einen überwiegend schmerzlichen Eindruck hervorbringen werde.

„Ich fand heute Abend“, sagte er dabei wieder etwas zögernd, „bei meiner Rückkunft von einer Geschäftsreise diese Karte vor, welche gestern Abend kurz vor der Abreise des Grafen in meiner Wohnung abgegeben war.“

Kaum hatte die Dame auf der Karte des Grafen die mit Bleistift rasch und sicher hingeworfenen Buchstaben p. p. c. erblickt, so brach ein Strom von Entzücken aus ihren Zügen hervor, der den Assessor in tiefe Rührung versetzte, als er auf das in seiner Verklärung fast überirdisch schöne Gesicht schaute. Bald blickte sie gen Himmel, bald auf die Karte,

bald auf den Assessor, und wieder auf die Karte, als könne sie den eigenen Augen nicht trauen, und drückte dann wieder die Karte an das Herz und an die feingeschnittenen Lippen. Jeder Zug, jede Bewegung war Leben, und der Geist der Freude lagerte sich wie ein sichtbarer Schimmer über alle anmuthigen Formen des schönen Geschöpfes.

Noch mehr an der überwältigenden Bewegung der Dame als an der eigenen Bewegnng begriff der Assessor, daß hier vor allem Einsamkeit noththue, um vollständige Ruhe zu gewinnen. Er bat die Dame, sich zu fassen und ihm zu erlauben, daß er sie nach ihrem Hotel begleite. Sie neigte lautlos bejahend das Haupt. Der Assessor ließ eine Droschke vorfahren, begleitete die Dame in ihr Hotel und schied von ihr mit einem Händedruck, der mehr sagte, als hundert Worte doch noch nicht hätten aussprechen können. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück und suchte vergeblich Ruhe auf seinem Lager. Das Schicksal des armen Geschöpfes, dem er schon einmal im Leben unter andern Verhältnissen begegnet war, zu dem er eine glühende Liebe gefaßt, und das, als es seine stürmische Bewerbung zurückwies, mit edler Offenherzigkeit ihn zum Vertrauten seiner

unsaglich bittern Lebensverhältnisse gemacht hatte, bewegte ihn tief. Er fühlte sich auch nicht frei von dem Vorwurf, daß er damals, hingerissen von der bezaubernden Schönheit der Dame, nur in blinder Leidenschaft seine Liebe bekannt und leichtsinnig gehandelt hatte, da er in seinen damaligen Verhältnissen keine Aussicht hatte, der Geliebten irgendeine sichere Lebensstellung zu bieten. In der ihm von Josepha Taube für seine ungestüme Liebe gebotenen Freundschaft hatte er einen unverdienten Lohn gefunden, und das Gefühl tiefer Beschämung war auch jetzt bei der unverhofften Begegnung wieder lebendig in ihm geworden. Es ward ihm auch jetzt dazu klar, daß der Graf Včeny es gewesen war, der ihr Lebensglück zerstört hatte, und daß dieser Graf zugleich der Genosse einer Verbrecherverbindung war, deren Verfolgung und Vernichtung seine harte Pflicht und ihm als Jurist und Beamter von gleich hohem Interesse war. Er sollte den verfolgen und vernichten, den ein so edles, hochherziges Geschöpf doch noch immer liebte und dessen Spur sie mit so rührender Treue und Aufopferung verfolgte, um ihn an sich zu ziehen und ihn mit sich selbst und seinem Schicksal auszusöhnen. Er begriff die Unmöglichkeit

der Erfüllung dieser Wünsche. Es war sein eigener dringender Wunsch, daß der Graf sowol ihm selbst als auch dem mit unbegreiflicher Liebe an ihm hängenden Geschöpf für immer unsichtbar bleiben möge. Er hatte eine ernste ruhelose Nacht.

Aber auch noch für einen zweiten sollte dieselbe Nacht eine Zeit ernster Empfindungen und schmerzlicher Reue werden. Eine halbe Stunde nach der Entfernung des Oberlieutenants Roß hatte der Bediente des Geheimen Regierungsraths dem Oberlehrer Brauer ein Billet gebracht. Die Aufschrift war von Bertha's Hand. Schon das machte den Oberlehrer verlegen. Der Bediente hatte noch niemals ein Billet mit Bertha's Aufschrift gebracht. Von Sorge geängstigt öffnete er das Couvert und las.

Bertha schrieb, daß sie von den eigenen Gewissensvorwürfen getrieben und von Hedwig's herbem Schmerz überwältigt, dem Vater die so lange verheimlichte Liebe habe offenbaren müssen; daß der Vater das Geständniß mit der zärtlichsten väterlichen Liebe aufgenommen und ihr volle Verzeihung gewährt habe. Sie bat den Geliebten, morgen Vormittag zeitig zu kommen, wo der Vater ihn erwarte und ihn als Sohn freudig willkommen heißen werde.

Keine That, keine Rede gibt es, die, vom Weibe für den Mann gethan, oder nur gesprochen, nicht eine Beschämung für den Mann sein müßte. Der volle, frische Blick in das edle Frauenleben wird von den vielen falschen Rücksichten unsers socialen Lebens so verdeckt, daß es sich nur selten vollkommen offenbart, dazu meistens vom Manne nur gelegentlich und in Einzelheiten errathen wird und sich daher selbst zur vollen Erkenntniß durchringen muß. Wem aber die volle Offenbarung geworden ist, der pflegt doch auch das Kleinod so ängstlich zu bewahren, daß er selbst daran zum Egoisten wird, während das Frauenherz, als edle Natur des Weibes, ewig dasselbe und das große Heiligthum ist, welches jeder erkennen, jeder für sich bewahren und an welchem sich jeder zu allem, was schön und edel ist, begeistern und heiligen sollte.

Der Oberlehrer brauchte nicht nach den Spuren der Thränen auf dem Billet zu sehen, welches die innigste Liebe geschrieben hatte, in welchem jedes Wort Liebe und Ermuthigung, und doch jede Ermuthigung eine tiefe Demüthigung für ihn war: er fühlte, wie undankbar er gegen den Vater der Geliebten gewesen war, wie er die innigste Hingebung

mit unwürdigem Egoismus vergolten und für die dargebotene Liebe auch nicht einen Moment mit dem Muthe des Mannes hatte einstehen und ringen können. Er fühlte seinen Kleinmuth, seine Verzagtheit zu spät: ihm war keine Zeit, keine Gelegenheit mehr gegeben, sich aufzuraffen und mit dem ganzen Muthe der Liebe wie ein Mann zu sprechen und zu handeln. Nun war die Reue da und nun war es zu spät, das Vergehen gut zu machen. Nur Buße war es noch, wenn er jetzt den Muth für das Wort der Bitte zu gewinnen suchte, daß der Vater ihm die geliebte Tochter geben möge, wo er sie doch dem Vater hätte abfordern müssen.

Oft hatte er schon früher so gerungen. Aber er hatte sich auch nicht einmal den Muth der Verzweiflung errungen, welche die Klarheit des Geistes zwar überwältigt, aber doch die Kraft zum Kampf weckt und, wenn sie zum Fehlgriff brachte, doch immer noch die Kraft bewahrte, daß sie mit zwiefachem Muthe wieder gut zu machen streben konnte.

Voll schwerer, bitterer Reue ging er in der Studirstube auf und ab. Er zog das Rouleau in die Höhe, öffnete das Fenster und blickte in den Garten hinaus. Es war alles dunkel und still. Auch drüben

in der Ferne, im Zimmer der Geliebten, war es dunkel. Auch sie mußte leiden und litt um ihn und durch ihn. So hatte er ihr gelohnt. Er starrte auf die Lampe, auf das dunkle Fenster, gegen welches der feuchtkalte Novemberwind die Weinranken bewegte, daß sie klappernd an die Fensterscheiben schlugen. Ihm wurde trübe im Geist und Sinn. Abgespannt von des Tages Arbeit und von der Aufregung, in welche der unheimliche Besuch des fremden Jägers ihn versetzt hatte, und dessen widriges Gesicht ihn von außen her durch die Fensterscheiben anzustarren schien, trat er in seine Schlafstube, schloß fieberisch und unheimlich zusammenschaudernd die Thüren des Studirzimmers und des Wohnzimmers ab und legte sich zu Bett.

Bei seiner Abspannung verfiel er bald in festen Schlaf. Aber dieser Schlaf war unruhig und nicht erquickend: er schlief nur über die Abspannung hin. Grausige Träume zogen wirr seiner Seele vorüber. Er sah bald den zürnenden Vater vor sich stehen; dann glaubte er des fremden Jägers Tritte im benachbarten Zimmer zu hören; dann sah er den Minister mit neckischer Miene auf sich zuschreiten mit Bertha an der Hand, und dann wieder den Vater

herantreten, der ihm die Tochter wieder entriß. Endlich spät, sehr spät, kam wahre Ruhe und Erquickung über ihn. Er träumte von Gnade und Vergebung und stand mit der Geliebten im Tempel des Herrn vor dem Traualtar.

Noch für einen dritten sollte diese Nacht eine sehr ernste Nacht voll bitterer Erfahrungen werden. Es war für den Dr. Schwarz eine schmerzliche und doch unsaglich liebe Begegnung gewesen, als er gegen Mittag mit seinem Landwagen draußen auf der Chaussee der Geliebten in des Ministers Wagen so flüchtig vorbeigefahren war. Aber für den Blick der Liebe, welcher fragt und Verständigung sucht, ist der kurze Moment der flüchtigen und unverhofften Begegnung keine Befriedigung, sondern eine Quelle schmerzlicher Empfindungen, in welchen der Wechsel von Gewinn und Verlust sich nicht auszugleichen vermag. Mit jenem Heroismus des Arztes, welcher in seinem ernsten Beruf von einer Situation in die andere geworfen wird und in dem schroffen Wechsel der verschiedenartigsten Begegnungen vor allem die Selbstbeherrschung lernen muß, um mit Erfolg zu helfen und zu trösten, wußte sich Dr. Schwarz zu fassen und zu Hause angelangt sofort seiner Residenz-

praxis nachzugehen, bis er nachmittags mit dem Bahnzuge wieder nach Altendorf mußte, um den alten Schulzen daselbst zu besuchen. Er fand sowol diesen wie die Magd bedeutend besser und beide zum sofortigen Transport in das Krankenhaus der Residenz befähigt. Mit dem Abendzuge kehrte er zur Residenz zurück und vernahm dort in seiner Wohnung, daß die schwerkranke Witwe des Lithographen, welcher sich gestern ertränkt hatte, ihn um seinen Besuch hatte bitten lassen. Er mußte dorthin. Die Leiche des Selbstmörders war in das Hospital geschafft worden. Der Witwe, welche schon lange an der Schwindsucht gelitten hatte, war gleich gestern unvorsichtig die Todesnachricht hinterbracht worden, und schon heute früh hatte Schwarz bei seinem Besuche gesehen, daß jene Nachricht die eigene Todesbotschaft der Kranken sein mußte. Er ging den schweren Weg. Das ärztliche Auge erkannte sofort, daß der Todesengel über den bleichen, eingefallenen Zügen der Dulderin schwebe, und daß die schwergeprüfte Frau nur noch lebe, weil sie noch die kurze Frist leben wollte, um ihre ahnungslosen vier kleinen Kinder noch einmal zu küssen.

Mit langem Mutterblick übergab sie der harren-

den Nachbarin die Kinder zum Wegführen. Still und schweigend stand der Arzt am Bett. Er sah den Blick, den die Mutter den arglosen Kindern nachsandte, und erkannte den Scheideblick der Mutter. Er stand schmerzlich ergriffen und starrte den Kindern nach, die in wenigen Minuten auch die Mutter verlieren sollten. Ein tiefes Weh zog durch sein Herz. Aber ihm erschien der nahende Tod nicht allein als Erlösung der Mutter, sondern auch als Erlösung der Kinder, deren Versorgung ihm in diesem ernsten Moment zum heiligen Vorsatz wurde.

Die Kranke heftete die großen, starren, gläsernen Augen auf ihn und winkte ihn ruhig heran. Sie erkannte ihren Zustand und wußte, daß sie in wenigen Minuten erlöst sein werde. Sie sagte das selbst mit der Ruhe einer Dulderin, die an Erlösung und an ein ewiges Leben glaubt, und empfahl dem nur mühsam nach Fassung ringenden Arzte ihre Kinder zur Fürsorge. Dann aber sagte sie mit wunderbarer Ruhe, daß sie ihm die Ursache des Todes mittheilen müsse, den ihr Mann genommen habe. Mit leiser, flüsternder Stimme nannte sie den Namen des Commerzienraths Marner, den Namen der Karoline Berner, ihres Vaters und der Haus-

hälterin des Commerzienraths, und erzählte dann die grausige Geschichte eines Verbrechens und einer Verführung, bei welcher dem Arzte das Herz bebte. Er wagte die Kranke nicht zu unterbrechen; sie erzählte, wenn auch von körperlicher Schwäche zu langen Pausen gezwungen, doch mit vollkommener Ruhe und Klarheit des Geistes. Als sie geendet hatte, empfahl sie noch einmal ihre Kinder dem Arzte, dankte ihm für allen Trost und Beistand, den er geleistet, faltete die Hände, und als ob es in ihrem Willen gestanden hätte, zu sterben, stieß sie noch einen langen Seufzer aus, dem ein leises Röcheln folgte. Die Züge wurden starr, das Auge gebrochen. Der Arzt stand eine Weile beobachtend am Bette, nahm darauf den Schirm von der Lampe, sah der Todten ins Angesicht und drückte ihr die Augen zu. Dann ging er mit der Lampe zur Thür hinaus, schloß diese ab und gab draußen Lampe und Schlüssel der theilnahmsvollen weinenden Hausbesitzerin und sagte mit weicher Stimme: „Sie ist erlöst.“

Er ging voll ernster Gedanken in seine Wohnung. Es hatte weiter kein Patient geschickt. Er setzte sich an den Schreibtisch, zeichnete in der frischen Er-

innerung alles das sorgfältig auf, was die Sterbende ihm soeben anvertraut hatte, und suchte dann das Lager, voll von Planen, wie er die verwaisten Kinder am besten unterbringe. Dann schlief er ein, und ein liebliches Traumgesicht verhieß ihm Lohn und Liebe.

Und endlich noch ein vierter sollte eine unruhige, wenn auch leidlich erträgliche Nacht haben, und dieser vierte war Kuno Roß von der Trappe, Oberlieutenant im ersten Garderegiment zu Fuß. Als dieser am Abend von der Vorstadt Sanct-Katharinen hereingefahren und in seiner Wohnung angelangt war, hatte er wiederum die Einladung des Ministers erblickt. Sie war ihm lieb, weil die Aufmerksamkeit des Ministers zu berechtigen schien, gelegentlich auf seine Protection zu rechnen. Bei seiner Rückkehr vom Oberlehrer Brauer mahnte ihn nun die Pflicht, das Versäumte nachzuholen und an den Assessor wegen der Gefangenen im Elysium zu schreiben, da er durch die Abwesenheit des Assessors an der mündlichen Mittheilung verhindert war. Er schrieb ausführlich und voll Wärme. Als er das lange Schreiben nochmals überlas, fand er, daß er die Schilderung der fremden Dame in etwas stark begeistertem Stile gehalten habe, und daß diese Schil-

derung viel mehr auf Anna Grundmann passe als auf die Dame im Elysium. Ungeachtet dieser ihm selbst bemerkbaren physiognomischen Ungenauigkeit couvertirte er das Schreiben und wollte es schon fortschicken, als ihm nochmals die Einladung des Ministers in die Augen fiel. Zugleich dachte er an das Grundmann'sche Siegel auf dem schwarzen Kasten beim Oberlehrer Brauer.

Er stand mit ernster Miene auf und ging mit gemessenen Schritten im Zimmer auf und ab. Er brütete über einem großen Entschluß.

Der Würfel fiel. Er setzte sich entschlossen wieder an den Tisch und schrieb an die Excellenz, daß er zu seinem größten Bedauern plötzlich verhindert worden sei, morgen beim Diner zu erscheinen, indem wichtige Familienangelegenheiten ihn morgen zu einer Reise nöthigten.

Er mußte Herrn Grundmann die wichtige Mittheilung über die Siegel an dem schwarzen Kasten beim Oberlehrer Brauer machen. Das war ja die allerdringendste Nothwendigkeit.

Er schickte den Bedienten fort mit dem Schreiben an den Assessor und an den Minister. Dann richtete er sich gemüthlich ein bei seinem Thee; denn

in die Offiziersressource ging er heute nicht. Er hatte sich darauf vorzubereiten, wie er sich schon gleich den andern Tag wieder bei Herrn Grundmann einführen solle. Er pries sich glücklich, daß er beim Oberlehrer den Kasten mit den Siegeln gesehen hatte und daß er die genaue Uebereinstimmung seiner Abdrücke mit jenen heraldisch gewissenhaft bestätigen konnte. Er zog seine Abdrücke aus der Brieftasche und betrachtete sie lange Zeit mit Entzücken. Dann fiel sein Blick auf seine rechte Hand, worin er ein merkwürdiges Gefühl wahrzunehmen glaubte; es mochte vielleicht von dem Druck der kleinen Hand herrühren, mit welcher Anna Grundmann recht stark auf seine Hand gedrückt hatte, oder vielleicht von Gelenkrheumatismus, da er seit dieser Berührung den Handschuh nicht mehr übergezogen und deshalb wol die Hand während der Fahrt im Wagen erkältet hatte, wenngleich dieser verschlossen gewesen war. In diese Betrachtungen seiner äußern rechten Handfläche vertieft, träumte er, daß die kleine reizende Hand noch darauf liege, heftete mit zärtlicher Inbrunst die Lippen auf seine Hand, lehnte sich wonneselig in das Sofa zurück und — schlief ein, von der Hand in den Mund von Liebe zehrend.

Er ward von einem qualmenden, brenzlichen Geruch geweckt. Der Lampendocht zog die letzten kümmerlichen Tropfen Oel an sich und wollte verlöschen. Im nebelhaften Dunkel des Zimmers erkannte er die undeutlichen Umrisse seines ehrlichen Dieners, welcher in straffer, militärischer Haltung seit einigen Stunden vor seinem schlafenden Herrn gestanden hatte und nun wartete, ob das Erwachen seines Herrn ihm heute Nacht ein ähnliches Unwetter bringen werde wie heute Morgen, da er ihn pflichtschuldigst zur Parade geweckt hatte. Bei der endlichen Erfüllung seiner in der geheimen Tiefe seines gehorsamen Gemüths gepflegten sehnlichen Wünsche machte er sich sofort bemerkbar, indem er pflichtschuldigst rapportirte: „Melde mich gehorsamst zurück, Herr Oberlieutenant!“

„Habe ich geschlafen?“

„Zu Befehl, Herr Oberlieutenant!“

„Wie spät ist es?“

„Zu Befehl, drei Uhr morgens, Herr Oberlieutenant.“

„Wie? Schon drei Stunden geschlafen?“

„Zu Befehl, Herr Oberlieutenant.“

„Geh' zu Bett. Schlafe wohl.“

„Zu Befehl, Herr Oberlieutenant.“

Der ehrliche Bursche machte vorschriftsmäßig kehrt und trat dabei so kräftig mit dem Absatz nieder, daß die Lampe klirrte. Dann marschirte er in tadelloser Haltung zur Thür hinaus.

Ende des ersten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

B